In vns ist Gott
vnd hymmlisch krafft,

Mercurisch fewr
im geyst verhafft.

Wievol wir menschen
sunst gering,

Noch hat ein jeder
sein geding,

Sein gab vnd gnad
in sonderheyt,

Wol dem, ders frucht-
barlich anleyt.

Druck Brandstetter, Leipzig

HILDE SIEG
Gottessegen
der Kräuter

HILDE SIEG

Gottessegen der Kräuter

ROWOHLT VERLAG BERLIN W 50

Gräfin Elsa Waldersee

der außerordentlichen

Menschen- und Pflanzenfreundin

zugeeignet.

Hilde Sieg

Gottessegen der Kräuter

einst und immerdar

ROWOHLT

Berlin

Farbige Zeichnungen und Umschlag von Marcus Behmer.

Copyright 1936 by Rowohlt Verlag GmbH · Berlin W 50.
Satz: Officina Serpentis E. W. Tieffenbach, Berlin-Steglitz, in alter Schwabacher
Obraldruck Oscar Brandstetter in Leipzig.

Pflanze und magische Weltsicht

Es gibt seit Jahrzehnten und Jahrhunderten so viel merkwürdige Kräuterbücher in deutscher Sprache, warum noch wieder eines?

Es gibt so viele Romane in deutscher Sprache, warum noch wieder einen? Weil der Stoff so unermeßlich groß ist und immer wieder in so neuer herzbewegender Bedeutsamkeit, in so anderem, aufschlußreichen Licht gesehen werden kann.

Wir stehen im Zeitalter der wunderbarsten Entfaltung unserer Glücksbeziehung zur Pflanze und gleichzeitig in der Epoche des großartigsten Zusammenstroms neuer Pflanzen und ihrer Steigerungen aus allen Weltteilen für unsere Gärten.

Die Schönheit der Pflanze bewegt uns bis in ihre Wurzeln hinab. Wir sehen sie als Ganzes im Gewebe ihrer Umwelt und Atmosphäre, ihrer Wildheimat und engeren Pflanzennachbarschaft.

Durch alte und neue Kräuterbücher und nun gar durch das seltsam lebendige, tiefschürfende und bilderreiche neue Buch von Hilde Sieg, genannt „Gottessegen der Kräuter einst und immerdar" blicken wir staunend in die unermessenen Tiefen und Verästelungen des Wurzelwerkes unserer heutigen Beziehung zur Pflanze und werden instand gesetzt, das langsame Wachsen, Erstarken und verwandlungsreiche Blühen dieses großen Vorganges, nämlich des Erwachens des Menschengeistes zur Pflanze, wie ein Stück Pflanzenleben selber zu erfassen! —

Alles hat tiefere und längere Wurzeln, als wir ahnen; alles wiederholt sich in spiraligen Entwicklungen auf neuen, höher liegenden Ebenen.

Wenn die gewesenen beiden Jahrtausende deutscher Geschichte in ihrer Aufmerksamkeit auf die Pflanze überwiegend von Fragen der Nahrung, des Nutzens und der Heilung, von Würz- und Zauberfragen, bestimmt waren, so ist allmählich im Laufe der letzten Jahrhunderte zu diesen Wertungen der Pflanze, unter denen die leiblich offizinelle von diesem Buch am reichsten beleuchtet wird, immer stärker die seelisch offizinelle hinzugetreten, das heißt also jene unmittelbare Glücksbeziehung zur Pflanze, die das Innerste

menschlichen Wesens betrifft und jetzt von uns zur Weitung unseres ganzen religiösen und kosmischen Gefühls in Dienst genommen wird. —

Die Wunderblüte Geist, die aus dem höchsten Stamm des bewegten Lebensreiches, dem der Wirbeltiere, hervorbricht, — blüht und gedeiht am schönsten im Geäst des großen unbewegten Lebensstammes, dem Pflanzenreich. Die Verflochtenheiten beider sind unergründlich.

Dieses Kräuterbuch zeigt, wie langsam und umständlich und auf wieviel Umwegen sich der Mensch tastend und vorsichtig an das stumme Zaubergespinst Pflanze heranpirschte und oft die Tiere zu Kundschaftern pflanzlicher Kräfte nutzte. —

Wir sollen uns durch das Licht der Erkenntnis nicht die Dunkelheiten vor der Erkenntnis verbergen lassen. Dafür ist dieses Buch gut.

Die Entwicklungsgeschichte der Vermählung des Menschengeistes mit der Pflanze ist in einem anderen Teil der Welt, im fernen Ostasien, einen ganz anderen Weg gegangen wie im Abendland.

Unsere Kunde ostasiatischer Pflanzenliebe, Pflanzendarstellung und Gartenkunst stammt eigentlich erst aus den letzten beiden Jahrhunderten, in denen unser Gefühl für Pflanzen und Gärten von dort unabsehbare und eingreifende Einflüsse empfing.

Langsam steigt nun in der abendländischen Welt die Ahnung auf, daß die voll erwachende Pflanzen- und Gartenleidenschaft unvergleichlich wunderbare Stillungs- und Vorbeugungsmittel für die Fieberanfälle der rastlosen europäischen Menschenwelt zu vergeben habe und daß hier vielleicht eine Oberflächenentfaltung und Glücksausmünzung zu dicht gewordenen Lebens stattfinden könne, welche zu Ozonheilungen und Entschlackungen neuer Art bestimmt ist. Das alles steht unter dem Zeichen des Spruches: „Tausend Quellen öffnen sich dem Dürstenden in der Wüste." —

Das Motorische und Vegetative im Menschen bedarf der gleichen Pflege, sonst lebt er am Leben vorbei.

Der Pflanzen- und Gartenmensch ist es jedenfalls, der millionenfach zum Augenblicke sagt: „Verweile doch, du bist so schön!"

Wie weit nun aber das schreitende Menschengeschlecht sein ganzes Wissen von der Pflanze und damit gleichfalls die magische

Beziehung zu ihr entfalten mag, — immer werden uns in Wald und Flur, in Wildnis und Garten auch uralte Pflanzengefühle des Menschen verfolgen, aufsteigend aus fernen Zauber- und Heilerinnerungen, Glaubens- und Aberglaubenszeiten, — in denen sich eben Gefühle so weit verdichtet haben, daß sie zur Erberinnerung und zum Bewußtseinsgut werden konnten.

Wer also in diesem Werk richtig lesen und blättern will, der soll nicht nur seltsamer Beschwörung der Vergangenheit lauschen, sondern seinen Sinn auch all den rastlos in die Zukunft bauenden Glückskräften des Buches offen halten.

Auch stehen wir nicht am Ende, sondern am Anfang der Ausschöpfung aller Heilkräfte der Pflanze, — die das Wunder fertig bringt, Dämonen wildester Schmerzen niederzuringen!

Wir stehen auch im Beginn einer neuen Epoche der Waldkultur, die unser Landschaftsantlitz und unser Klima heilen wird, das durch die einseitigen Nutzforstwüsten erntegefährdenden Trokkenheitsjahren ausgesetzt ist. Waren doch im Mittelalter, in dem Deutschlands Laubwald den Nadelholzwald so überwog, wie jetzt umgekehrt, viele Bäche Mitteldeutschlands von heute damals noch Flußläufe, auf denen die Kreuzfahrer nach Süden fuhren. —

Und schließlich: Wir stehen im Beginn einer Epoche, in der das Larventum der bisherigen Menschheit, Landdumpfheit und Verstädtelung zu Gunsten eines vergeistigten Landmenschentums und naturnahen Weltstadttums von unserem Deutschland mit ganz neuen Überwinderkräften angegriffen wird.

Der Buchtitel „Gottessegen der Kräuter einst und immerdar" — meint neben allem übrigen Segen das Stillende, nach Obenlenkende der Pflanze, die „Gesänge der Kräuter zu Gott", wie es in einem alten Buch heißt, — die Atmosphäre der Gnade und Berechenbarkeit, die über dem Verkehr mit der Pflanze liegt und unser Innerstes lockt, sich wohnlich in diesem Fluidum einzurichten und dort Kraft zu schöpfen, um an schrittweiser Einkreisung tragischer und unberechenbarer Gewalten mitzuwirken.

Karl Foerster

Vorwort

In diesem Buche ist der Versuch gewagt darzustellen, wie sich die Kenntnis der Heilkräuter und der Glaube an ihre Heilkraft im Laufe der Zeiten ausgebreitet haben.

Ehrwürdiges Urwissen umspinnt sich mit Sagen und Legenden; Märlein und Gebräuche erwachsen aus dem heiligen Glauben an die Wunderkräfte der Natur.

Liebe zu den Pflanzen und Kenntnis ihrer je besonderen Eigenschaften, einst Jahrtausende lang Allgemeingut vieler Völker, sind eine Zeitlang verschüttet gewesen.

Wir wollen den Wüstensand aus den vergrabenen Runen blasen; sie sollen aufleuchten und wiederaufleben!

Wahre Naturkräfte sollen hier aufgezeigt werden, zu jedem ihre bewährte Sprache sprechen und als wirkende Quellen in ihn hineinfließen.

Zunächst mögen einige Klänge aus alten Kräuterbüchern antönen, bevor der knappe Überblick über die Gesamtgeschichte der Kräuterkunde beginnt. Ihm folgt die Darstellung der einzelnen Pflanzen in ihren Heilwirkungen, wie man sie früher erspürte und wie man sie heute versteht.

Dem darin sich verwebenden Volkskundlichen liegen die umfassenden Werke des Professors Dr. Heinrich Marzell, unseres führenden Forschers und besten Kenners auf diesem Gebiet, zugrunde.

Die Einteilung in vier Gruppen: Arznei- Zauber- Gewürz- und Küchenkräuter ist keinesfalls als fest umgrenzt anzusehen.

Um neben der Volksheilkunde auch dem Stande der heutigen Medizin Rechnung zu tragen, sind Urteile und Bewertungen seitens maßgebender Autoren angeführt: Flamm-Kroeber: „Die Heilkraft der Pflanzen", W. Bohn: „Heilwerte der heimischen Pflanzen", Hugo Schulz: „Vorlesungen über die Wirkung und Anwendung der deutschen Arzneipflanzen", Madaus: „Taschenbuch für die Biologische Praxis", Karl Stauffer: „Klinische, Homöopathische Arzneimittellehre".

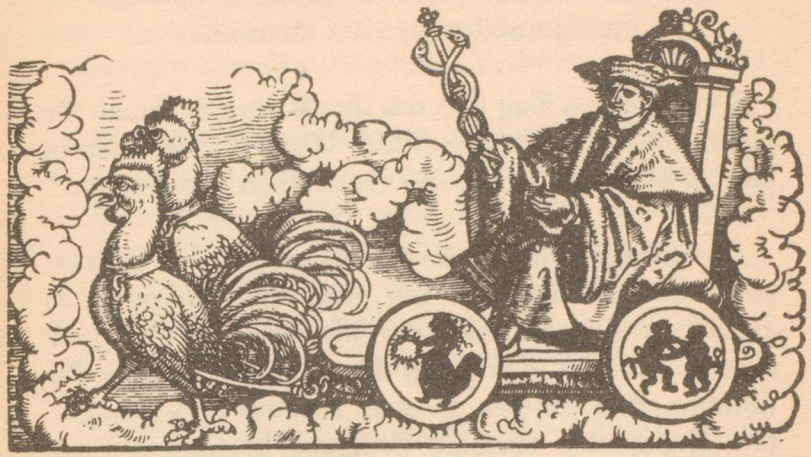
An den Schluß des Buches sind Anleitungen zum Anbau und

zur Ernte der Kräuter gestellt. Sie werden von einem Kräutergartenplan, der durch Gartenarchitekten Hans Martin in Berlin ausgeführt worden ist, anschaulich unterstützt.

Aus dem Brunnen urwüchsiger Heilerfahrung sei ein Trunk gereicht, der jedes Menschen Herzenswunsch stillen mag:

gesund zu sein.

Berlin, im Herbst 1936. Hilde Sieg.



In vns ist Gott vnd hymmlisch krafft,
Mercurisch fewr im geyst verhafft.
Wiewol wir menschen sunst gering,
Noch hat ein jeder sein geding,
Sein gab vnd gnad in sonderheyt,
Wol dem, ders fruchtbarlich anleyt.

Brunfels, Herbarium, 1532.

„Nach Erkündigung aller Geschrifft vnder der hellen Sonnen erfindet sichs klar, das der Allmechtig Gott vnd Schöpffer der aller erst Gartner, Pflantzer vnd Bawmann (Baumann) aller Einfachen gewächsen ist vnd bleiben würt. Dann zůuor (zuvor) vnd ehe der Mensch geschaffen, seind je alle Gewächs mit ihrer zierung, artlichem geschmuck, krafft vnd Würckung auß der lieben Erden gekrochen vnd von Gott nach aller notturfft zugerůst vnd außbereyt gewesen."

Bock, Kräuterbuch, Straßburg 1572

Hominis sicut herba sunt dies, sicut flos agri sic floret.
Quoniam ventus transit in illum, et non est,
nec agnoscit eum ultra locus ejus.

„Des Menschen Tag sind wie Grass oder ein Kraut. Er blühet wie ein Blumen dess Feldes. Wann der Wind darein geht, ist sie nimmer da, und ihre Stette kennet sie nicht mehr."

„Der Mensch betrachte doch, was er seye, und stoltziere nicht, dann seine Tage sind wie grass; was stoltzieret das Kraut, welches nur eine kleine Zeit blühet und gar bald hernach verdorret. Der gantze Glantz des menschlichen Geschlechts, Sein Ansehen, Gewalt, Reichtumb, Hochtragenheit, Ruhm- oder Ehrsucht, Träwung, Vermessenheit und Auffbortzung des stoltzen Leibs sind ein einig Blum dess Grass. Dieses Hauss blühet als ein großes Hauss. Dieses Geschlecht blühet, und wie vielen blühet es! Aber wie viel Jahr meynst du, leben sie? Dich duncket es viel Jahr zu seyn, aber es ist eine kurtze Zeit bey dem wahren Gott, denn er zehlet nicht wie Du zehlest. In Vergleichung der längsten Jahren ist die Blumen eines jeden Geschlechts wie die Blumen deß Feldes.

Alle Schönheit deß Jahres mit seinen Blumen wehret nicht ein Jahr; alles was grünet auff dem Felde, alles was blühet wie ein weiße Lilien, alles was uns schön in den Gärten vorkommet, kan nicht ein Jahr durch erhalten werden. Wie in einer kleinen Zeit vergehen doch die Blumen, welche als die schönste Zier der Kräuter so bald zu Boden fallen.

Wann du, o Mensch, die zahmen und wilden Kräuter, die, welche auff dem Erdreich und in den Wassern herfür kommen, die, so entweders mit schöner Blüth gezieret oder auch ohne Blumen erscheinen, ansehen wirst, sollst du auss

diesen kleinen Dingen den Grossen Gott erkennen, deine Verwunderung über die Kräuter vermehren und die Liebe gegen ihren Schöpffer bey dir zunehmen lassen."

Bernhard Verzascha: Matthiolus Kräuterbuch, Basel 1678.

„Mir jedes Erdgewächs den Großen Gott beweiset,
Auch dessen Gegenwart das kleinste Kräutlein preiset.
Das schönste Kräuterwerck zeigt diesen Meister an,
Der es in voller Blüth erhalt bey seinem plan:
Dann Gottes Allmacht uns vorleuchtet auf den Feldern,
Sein Wesen scheint herfür auß den gebüschten Wäldern."

Johannes Stigelius, Basel 1678.

Der Poet Ovidius stellet Apollinem, den Abgott, als den ersten der Arzneierfinder vor die augen, als er schreibt:

Liber I, Metam. Fab. IX.

Inventum medicina meum est: Opiferque per orbem
Dicor, et herbarum subiecta potentia nobis.

zu Teutsch:

„Ich, Apollo, hab Artznei erdacht,
Der Kreutter kunst ans liecht bracht.
All' ihr krafft und würckung zwar
Seind mir kundt und offenbar;
Darumb ein Herr aller Kunst
Werd genant, und niemands sunst.
Diß lob ich behalten werd
So lang staht Himmel und Erd."

Bock, Kreuterbuch, Straßburg 1572.

APOLLO

Manuscript des Antonius Musa und Pseudo-Apuleius
Landesbibliothek Kassel, X. Jahrhundert

Kurze Geschichte der Kräuterkunde

Die Menschen der Urzeit lebten in engster Beziehung zur Pflanzenwelt; diente sie ihnen doch zur täglichen Nahrung. Ohne Zweifel lehrte die Erfahrung, die wohlschmeckenden, bekömmlichen, heilsamen von den unbekömmlichen, giftigen, schädlichen zu unterscheiden. Beobachtungen an Tieren unterstützten diese Erkenntnisse, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbten und sich je nach der Intelligenz des Stammes auch mehr und mehr bereicherten. So wurde schon früh die Heilwirkung der Kräuter erkannt, und mit dieser Kenntnis beginnt die Medizin. Zur Wissenschaft wurde sie aber erst bei den antiken Kulturvölkern; und hier waren es besonders die Griechen, die sich etwas eingehender mit den Heilpflanzen beschäftigten. Unter dem Namen Hippokrates laufen die ältesten Schriften über Arzneikräuter; da es aber sieben Ärzte gegeben hat, die diesen Namen trugen, spricht die Wissenschaft von einer hippokratischen Schriftensammlung, dem Corpus Hippocraticum, das sowohl die wenigen echten wie die unechten Werke umfaßt.

Der bedeutendste dieser Ärzte war Hippokrates der Zweite, „der Große", „der Göttliche". Er war Arzt auf der Insel Thasos und in Thessalien, machte viele Reisen, kehrte nach Kos, seinem Geburtsort, zurück und starb mit 83 Jahren in Larissa um 377 v. Chr.

„Die Natur ist der Krankheiten Arzt", war sein Grundsatz. Am wichtigsten war ihm die Regelung der Diät. Heilanwendungen durch Wasser, Massage, Umschläge spielten eine Rolle. In seinen Lehren von der Selbsthilfe des Körpers, der zielstrebig und zweckmäßig im Sinne der Genesung arbeitet, finden sich die Grundlagen der heutigen Naturheilanschauung.

In den hippokratischen Schriften werden 200 Heilpflanzen aufgeführt, die man heute schwer bestimmen kann, da sie botanisch ungenau gekennzeichnet sind. Der Beginn einer eigentlichen Heilpflanzenlehre zeigt sich erst in den Werken eines Theophrast, den man auch den „Vater der Botanik" nennt. Eine seiner Schriften, die Historia plantarum, Pflanzengeschichte (3. Jahrh. v. Chr.), ist schon so abgefaßt, daß man viele Pflanzen heute wiedererkennt.

Das bedeutendste Werk des Altertums aber, das die Heilpflanzen behandelt, war die „Arzneimittellehre" = De materia medica libri V des Pedanios Dioscurides, verfaßt in der 2. Hälfte des 1. nachchristlichen Jahrhunderts. Es ist das Werk eines echten Naturforschers, der jede Pflanze gesehen und beobachtet hat. Seine Heimat war Kleinasien; die beschriebenen Pflanzen gehören vorwiegend der kleinasiatischen und griechischen Flora an, nur einige wenige der ägyptischen und der italienischen.

Dioskurides unterscheidet wilde und angebaute Pflanzen. Oft gibt er an, wie sie zu sammeln und aufzubewahren sind. Auch über die Einflüsse des Bodens auf die Beschaffenheit der Kräuter spricht er. Dies Werk, das 600 Pflanzen beschreibt, galt das ganze Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit als maßgebend. Schon aus der großen Anzahl der vorhandenen Ausgaben ist dies ersichtlich. Immer wieder wurde das Werk abgeschrieben; auch stattete man die Handschriften schon mit Abbildungen aus. Zu besonderer Berühmtheit gelangte der „Codex Constantinopolitanus" des 6. Jahrhunderts.

Einen nachhaltigen Einfluß auf die spätere Zeit gewann auch die in 37 Büchern niedergeschriebene Naturgeschichte des Römers Caius Plinius Secundus. Er wurde um 23 n. Chr. in Como (oder Verona) geboren und starb beim Ausbruch des Vesuvs im Jahre 79 n. Chr. Er war weder Arzt noch Naturforscher, sondern Staatsmann und Offizier.

Trotzdem bringt seine „Naturalis historia" eine Fülle von Nachrichten über die Naturkunde des Altertums, die sonst verloren gegangen wären. Auffallend ist eine oft gänzliche Übereinstimmung mit der Heilmittellehre des Dioskurides; aus dieser Beobachtung läßt sich schließen, daß beide aus gleichen Quellen schöpften. Auch schrieben sie eigenartigerweise zur selben Zeit an ihren Werken (77 und 78 n. Chr). Trotzdem gibt es keinen Anhaltspunkt für die Annahme, daß sich die beiden Schriftsteller je kennen gelernt haben.

In den Büchern 21 bis 27 der „Naturalis historia" werden besonders die Arzneipflanzen behandelt.

Der hervorragendste Arzt des Altertums, dessen Lehren über tausend Jahre im Abendlande herrschend blieben, war Claudius Galenos.

HIPPOKRATES

Manuscript des Antonius Musa und Pseudo-Apuleius
Landesbibliothek Kassel, X. Jahrhundert

GALENOS und HIPPOKRATES
aus Brunfels Kräuterbuch, Strassburg MDXXXIV.

Er wurde etwa im Jahre 130 n. Chr. in Pergamos in Kleinasien geboren. Nach verschiedenen Reisen vertiefte er seine Studien in Alexandrien, dem damaligen Hauptsitz medizinischer Gelehrsamkeit. Mark Aurel berief ihn kurz vor seinem Tode nach Rom, wo er zwischen 201 und 210 n. Chr. starb.

Besonderes Interesse wandte er den Heilpflanzen und ihren Präparaten zu, und noch heute bezeichnet die Pharmazie Arzneien der ausgesprochen pflanzlichen Stoffe als Galenica im Gegensatz zu den synthetischen. Seine Medikamente bereitete er gern selbst, heißt es nach den Überlieferungen. Er wandte auch viele äußerliche Mittel an. Man sagt, daß er bei der Herstellung seiner Pflastersalben zum Umrühren von Öl, Schmalz usw. Röhrspatel aus frischgeschnittenen Wurzeln nahm, um deren Saft der Mischung mitzuteilen. Zum selben Zweck soll er sich auch heilsamer Pflanzenzweige bedient haben.

Er riet, die Arzneikräuter an ihren Standorten aufzusuchen; man solle sie beobachten und sammeln und sich ein eigenes Urteil bilden.

Bei den Alten findet sich die Einteilung der Heilpflanzen in kalte, warme, heiße, feuchte, trockene usw. Diese Bezeichnungen bezogen sich auf ihren Geschmack; auch der Ort ihres Vorkommens spielte dabei eine Rolle.

Ein zusammenziehender, herber Geschmack wies auf „kalt" hin, der brennende, stechende auf „warm" oder „heiß" (die Zunge an-

greifend, giftig). Pflanzen in fließendem Wasser haben Hitze; ihr Geschmack ist beißend; sie dienen Hautkranken, Aussätzigen (Wasserpfeffer, Wasserhahnenfuß). Meerpflanzen sind „trocken" wegen des Salzes; aber „kalt" wegen des Wassers. Seetang z. B., sagt Galenos, „trocknet und kühlt."

Doldenblütler sind zumeist „trocken", vorwiegend also alle Küchenkräuter wie Kümmel, Fenchel, Liebstöckel, Dill, Sellerie usw.

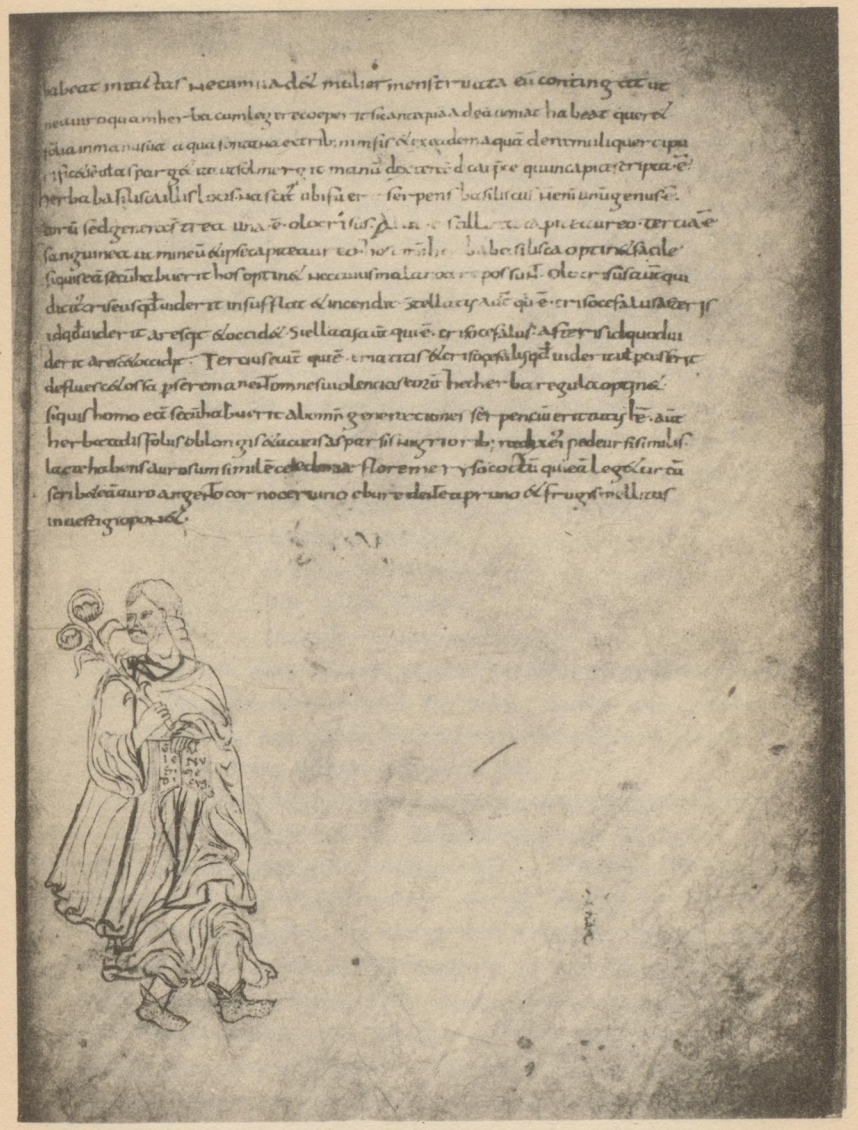
Warme und trockene Pflanzen haben die Eigenschaft des Treibens. Nach Dioskurides z. B. treibt Helleborus das Blut, heilt Krätze usw. Galenos nennt die Wirkung „warm im dritten Grad" und „austrocknend".

Von unseren Vorfahren, den alten Germanen, haben wir über den Gebrauch der Heilkräuter nur ganz kärgliche Überlieferungen. Doch konnte es gar nicht anders sein, als daß sich ihnen die Wunderkräfte der Pflanzenwelt im Naturwalten und im Geheimnis ihrer Wälder offenbarte.

Wohl die älteste Kunde über germanische Heilkräuter übermittelt uns Plinius in seiner „Naturalis historia". Er schreibt (nach Capelle: „Das alte Germanien", S. 411): „Als der Caesar Germanicus in Germanien jenseits des Rheins vorgerückt war, fand sich im Gebiet der Küste eine einzige Süßwasserquelle: Wer davon trank, dem fielen binnen zwei Jahren die Zähne aus, und das Gefüge der Gelenke an den Knien löste sich. Die Ärzte nannten diese Krankheit „Stomakake" (Mundfäule, Skorbut) und „Skelotyrbe". Zur Abhilfe fand sich ein Kraut, das „Britannica" genannt wird und nicht nur für die Sehnen und die Krankheiten des Mundes heilsam ist, sondern auch gegen Halsbräune (Angina) und gegen Schlangenbiß. Die Pflanze hat länglich schwarze Blätter und eine schwarze Wurzel ... Die Blüte nennen sie „Vibones": Wenn man diese, bevor man es donnern hört, sammelt und verschluckt, ist man für das ganze Jahr vor der Angina gefeit. Die Friesen .... zeigten uns diese Pflanze."

Außer den antiken Schriftstellern sind es die Eddalieder und Sagas altisländischer und norwegischer Geschlechter, die in einigen Andeutungen von altgermanischer Heilkunde reden.

„Pflegen und Heilen", heißt es in der Edda, „erhalten uns eines



GALENOS

Manuscript des Antonius Musa und Pseudo-Apuleius
Landesbibliothek Kassel, X. Jahrhundert

der höchsten Güter, die Gesundheit." Die ältesten Ärzte scheinen nach diesen Überlieferungen Wundärzte gewesen zu sein; zur Wundbehandlung bediente man sich pflanzlicher Heilmittel. Ein kleines Märchen aus der mythischen Völsungasage erzählt, wie man sich die Beobachtung an Tieren zunutze machte: Eines Tages sieht Sigmund zwei Eichkätzchen; das eine beißt das andere in die Kehle. Dann läuft es zum Wald, holt ein Blatt und legt es auf die Wunde. Das andere Tierchen springt geheilt von dannen. Sigmund erprobt die Wirkung an seinem Freund Sinfjötli, der auch eine Verwundung an der Kehle hat. Und siehe, es gelingt!

Sonst scheint man auch die Wunden mit Kräutersalben behandelt zu haben; denn es heißt, daß Wodan das Haupt des Mime „mit solchen Kräutern schmierte, daß es nicht faulen konnte."

Von einem wunderbaren Trank der Vergessenheit wird berichtet, als Gudrun um Sigurd trauert. Er enthielt Blut eines geopferten Ebers, Kräuter des ganzen Waldes, geröstete Eicheln usw.

„Crimhild brachte
den Becher mir dar,
den kalten, herben,
daß ich des Harms vergesse."

Mit Sicherheit ist der Lauch als ein Speisekraut der Germanen anzusehen. Das Brunhildenlied 8 der Edda erzählt, daß er in den Met gelegt wurde, um durch Verfärbung anzuzeigen, daß in dem Trank kein Gift, keine Lüppe, enthalten war.

Außerdem aber gab die Pflanze mit ihrem ausgeprägten Geruch bedeutsame Aufschlüsse bei der Behandlung von Wunden: In der Saga König Olafs des Heiligen heißt es: Nach der Schlacht bei Stiklarstadi (unweit Drontheim) am 31. August 1030, in der König Olaf fiel, begaben sich einige verwundete Krieger zu einer in der Nähe wohnenden heilkundigen Frau, um sich von ihr die Wunden verbinden zu lassen. Sie reinigte sie mit warmem Wasser und gab den Kriegern dann Lauch und andere Kräuter zu essen, um zu ermitteln, ob die Wunden in den Unterleib eindrangen oder nicht; denn wenn dies der Fall war, so konnte sie es durch den Lauchgeruch aus der Wunde erkennen.

Von einem sehr geheimnisvollen Kraut, das die größten Rätsel aufgibt, erzählt die Völsungasage, (herausgegeben durch Willy

Ranisch, Berlin, 1891. — Ich verdanke diese und folgende Mitteilungen Herrn Dr. Herbert Reier in Berlin): „Er — und zwar Heimir — hatte ein Heilkraut und gab ihr davon zu essen. Das aber ist die Natur dieses Krautes, daß ein Mensch nach dem Genuß lange leben kann, obwohl er keine andere Nahrung zu sich nimmt."

Daß man die Heilsalben, smyrsl, die öfter erwähnt werden, sorgfältig aufbewahrte, zeigt ein kleiner Bericht aus der Sturlungasaga (udgiven af det Kongelige Nordiske Oldskrift-Selskab, Kobenhavn og Kristiania 1906-11). Eine alte Bettlerin Kristrun bittet darum, einen Medikamentenkasten behalten zu dürfen, in dem sie Kräutersalbe, smyrsl, aufbewahrt. Mit dieser will sie unter anderem eine Frau heilen, der die Brüste abgeschlagen sind.

Gegen die Zauberkünstler, die in abenteuerlichem Aufzug unter Benutzung von allerlei Kräutern ihr Wesen trieben und zumeist finnischer, lappischer oder irischer Herkunft waren, wendet sich folgende ablehnende Skaldenstrophe des isländischen Skalden Steinarr Sjónason (ca. 950 bis 1000). Aus den „Norsk-Islandske Skjaldedigtning. Udgiven af... Finnur Jónsson. Kobenhavn og Kristiania 1912."

„Lange habe ich gelebt;
Ich ließ die Gottheiten raten;
Nie habe ich moosrote Strümpfe,
Nie einen Lederbeutel voll von
Kräutern am Halse getragen.
Und doch lebe ich noch!"

Bei den Ausgrabungen der Pfahlbauten hätte man vielleicht auch noch den einen oder anderen Hinweis auf Heilpflanzen erwarten dürfen. Wohl ließen sich — besonders in der Schweiz — mancherlei Pflanzenbestandteile feststellen. Nachzuweisen sind Hirse, Mohn, Leinsamen, Bohnen, Erbsen, Linsen usw., also Nutzpflanzen aller Art. Reste von Heilpflanzen aber hat man nicht gefunden.

So ist anzunehmen, daß man sie auch nicht anbaute, sondern die wildwachsenden in Feldern und Wäldern suchte.

Als später die Germanen mit den Römern in Berührung kamen, übernahmen sie von ihnen auch das Kräuterwissen der Antike.

Amtliche Verfügungen der Kaiser, vor allem Karls des Großen, und die Klöster wurden seit dem 9. Jahrhundert die Vermittler dieses Gutes.

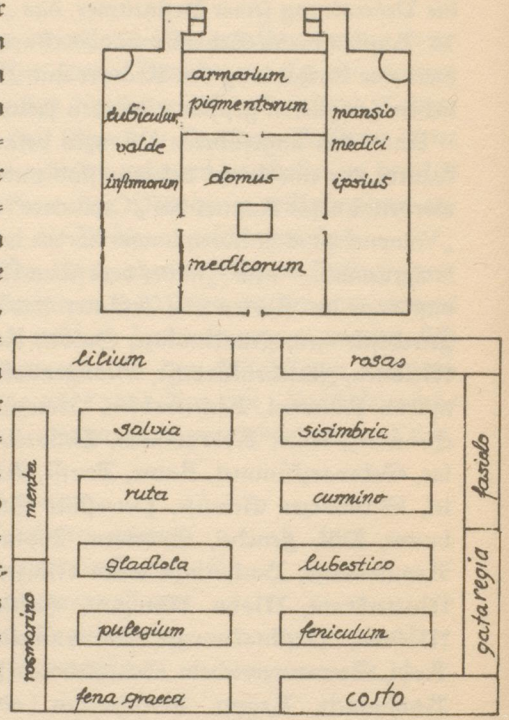
Im Jahre 812 erließ Karl der Große eine Verordnung über die Verwaltung seiner Besitztümer, das „Capitulare de villis". Das 70. Kapitel dieser Schrift war dem Gartenbau gewidmet und enthielt eine Aufzählung der Kräuter und Bäume, die auf den kaiserlichen Hofgütern gepflanzt werden sollten.

Unter den angeführten Pflanzen befanden sich auch viele Heilkräuter, die uns wohl bekannt sind und heute überall angebaut werden. Dieses Kapitel des „Capitulare" begann mit den Worten: „Volumus quod in horto omnes herbas habeant, id est lilium, rosas, fenigrecum..." usw. In der deutschen Übersetzung: „Wir wollen, daß man im Garten alle Kräuter habe, nämlich Lilien, Rosen, griechisch Heu, Frauenminze, Salbei, Raute, Eberraute, Gurken, Melonen, Flaschenkürbisse, Stangenbohnen, Kreuzkümmel, Rosmarin, Kümmel, Kichererbsen, Meerzwiebel, Schwertlilie, Drachenwurz, Anis, Koloquinten, Cichorie, Ammi, Laserkraut, Salat, Schwarzkümmel, Raute, Kresse, Klette (oder Pestwurz), Polei, Schwarzes Gemüse, Petersilie, Sellerie, Liebstöckel, Sadebaum, Dill, Fenchel, Endivien, Diptam, Senf, Bohnenkraut, Krauseminze, Bachminze, wilde Minze, Rainfarn, Katzenminze, Mutterkraut, Mohn, Mangolt, Haselwurz, Eibisch, Malven, Möhren, Pastinakwurzel, Gartenmelde, Amarant, Kohlrabi, Kohl, Sommerzwiebeln, Schnittlauch, Porree, Rettich, Zwiebeln, Knoblauch, Krapp, Artischocken (oder Weberkarden), große Bohnen, Kapuzinererbsen, Koriander, Kerbel, Springkraut, Muskatellersalbei.

Und der Gärtner soll auf seinem Hause Hauslauch haben" usw.

Neuere Forscher wollen allerdings bewiesen haben, daß dieses „Capitulare" nicht von Karl dem Großen stammt, sondern daß sein Sohn, Ludwig der Fromme, es im Jahre 795 für seine Güter in Südwestfrankreich, für Aquitanien, erlassen habe. Sicher bleibt aber wohl die Tatsache bestehen, daß die deutschen Mönche die Pflanzenaufstellung des „Capitulare" gut gekannt und sich auch oft bei der Bestellung ihrer Klostergärten danach gerichtet haben.

War doch gerade das Interesse der Mönche auf dem Gebiete der Medizin und Heilpflanzenkunde äußerst rege. In den Klöstern wurden die medizinischen Wissenschaften nicht allein durch Abschreiben und Studieren der alten ärztlichen Bücher gepflegt, sondern die Mönche übten auch oft selbst die Heilkunde mit alten Kräutermitteln aus. Vor allem war es der Orden der Benediktiner, dessen Mitglieder sich mit dem Arznei- und Heilswesen beschäftigten. Ein reger Austausch der Heilpflanzen wurde gepflegt. Den Mönchen ist das große Verdienst zuzuschreiben, die wichtigsten medizinischen Kräuter aus den Mittelmeergebieten über die Alpen nach Deutschland gebracht zu haben, wo sie in den Arznei- und Kräutergärten der Klöster kultiviert und erprobt wurden. Von hier aus gelangten sie dann allmählich auch in die Bauerngärten.



Arznei-Kräutergarten
Herbularius des St. Gallischen Klosterplans aus 820

Der erste regelrechte Plan eines Kräutergartens findet sich auf dem Bauriß des Klosters von St. Gallen aus dem Jahre 820. Er kam zwar niemals zur Ausführung, diente aber als Beispiel für die Anlage der Arznei- und Kräutergärten in den folgenden Zeiten.

Interessant an diesem Bauriß ist auch das neben dem Kräutergarten liegende Wohnhaus der Ärzte.

Der Klosterarzt verwahrte seine „pigmenta ac medicamenta", seine getrockneten Kräuter und anderes in einem besonderen Gelaß, das

als „armarium pigmentorum" bezeichnet wurde. Offenbar befanden sich dort Gestelle ringsum an den Wänden — ursprünglich bezeichnete armarium ein solches Gestell — die, mit Fächern versehen, zur Aufbewahrung dienten. — Das war also der Vorratsraum, in dem gelegentlich auch das Mischen der Arzneimittel ausgeführt wurde. Zum Kochen der Kräuter aber benutzte man den Herd, der in der Mitte des größeren (Wohn-) Raumes der Ärzte stand.

So kann man das armarium mit seinen frischen und getrockneten Arzneikräutern wohl als die eigentliche Klosterapotheke ansehen.

Das viereckige Kräutergärtchen war ringsum eingefaßt von acht Beeten, die folgende Pflanzennamen trugen: lilium, Lilie; rosae, Rosen; fasiolo, eine Art Bohnen; sataregia, Bohnenkraut; costo, Frauenminze; fena graeca, griechisch Heu; rosmarino, Rosmarin; menta, Minze.

Der innere Teil des Gartens war durch einen Mittelgang in zwei Hälften mit je vier Beeten geteilt. Hier wuchsen auf der südlichen Reihe der Beete: Salvia, Salbei; ruta, Raute; gladiola, Schwertlilie; pulegium, Polei; auf der nördlichen: Sisimbria, Krauseminze; cumino, Kreuzkümmel; lubestico, Liebstöckel; feniculum, Fenchel.

Man wird bei dieser Aufzählung manches Kräutlein vermissen. Trotzdem ist der Plan ein wertvolles Dokument aus jener Zeit. Trug es doch auch dazu bei, daß sich das Wissen von den Kräutern mehr und mehr verbreitete, um allmählich Allgemeingut zu werden.

In gleicher Weise förderte ein Lehrgedicht über den Gartenbau, der „Hortulus", das Interesse für die Pflanzen. Es wurde von dem Mönch Walafridus Strabo, der 847 Abt des berühmten Benediktinerklosters Reichenau am Bodensee wurde, in 444 Hexametern verfaßt. Nachdem er in der Vorrede das Landleben mit seinem Garten- und Ackerbau preist, erzählt er, wie er ein Stückchen Feld vor seiner Tür von Nesseln gereinigt und beackert habe, um daraus ein Gärtchen zu schaffen. 23 Pflanzen werden angeführt, die zum größten Teil zu den Heilkräutern gehören. Hier findet sich auch die Eberraute, die man im St. Galler Plan vermißte, der Wermut und andere.

Ebenfalls in lateinischen Versen, aber bedeutend umfangreicher

als der „Hortulus", erschien Ende des 11. oder Anfang des 12. Jahrhunderts ein Lehrgedicht von den Kräften der Kräuter, den Heilkräften der Pflanzen, „De viribus herbarum" („de virtutibus herbarum") unter dem Namen des Macer Floridus. Wer der Verfasser ist, blieb unbekannt.

Erfreute sich schon dies Lehrgedicht großer Beliebtheit und Verbreitung, so wurde es noch übertroffen durch das „Regimen Sanitatis Salernitanum", ein für Laien bestimmtes, volkstümliches Werk, das Gesundheitsvorschriften mit Verwendung der Heilkräuter verknüpfte. Die Verse über den Salbei z. B. sind noch heute allgemein bekannt.

Bedeutsamer aber als diese Lehrgedichte war das große Werk der heiligen Hildegard, die „Physica". Zu Bechelheim an der Nahe 1098 geboren, kam die spätere Äbtissin mit 8 Jahren in ein Kloster der Benediktinerinnen, wurde Nonne und siedelte nach einer Reihe von Jahren in das neuerbaute Kloster auf dem St. Ruprechtsberge bei Bingen über, wo sie 1179 starb. Ihr Werk stellt eine Art volkstümlicher Heilmittellehre und Naturgeschichte dar; ja, man bezeichnet es als „die erste Naturgeschichte Deutschlands".

Die besondere Bedeutung und der große Wert der Physica liegen darin, daß die gelehrte Nonne sich wenig auf die antiken Schriftsteller bezieht, sondern ihre Überlieferungen unmittelbar aus dem Volke schöpft. Außerdem sprechen eigene Naturbeobachtungen und Anschauungen aus dem Werk, dessen erstes Buch von den Kräutern und dessen drittes von den Bäumen handelt. In den lateinischen Text sind zahlreiche deutsche Pflanzennamen eingestreut, die manchen interessanten Aufschluß geben.

So gehört das Werk der heiligen Hildegard von Bingen zu den wichtigsten botanisch-medizinischen Schriften des hohen Mittelalters.

Vom 11. Jahrhundert an beginnt ein neuer Einfluß Raum zu gewinnen, nämlich der arabische. Aus fremdländischen Elementen entstanden und sehr stark durch die Überlieferungen des Galen beeinflußt, war bei den Arabern die Kenntnis der Heilkräuter sehr gepflegt worden. Ihre Kulturen der Arzneipflanzen in den Gärten waren weltberühmt. Die Gewürzpflanzen spielten hier eine

Hildegard von Bingen im grünen Gewande steht auf hohem Söller mit Griffel und den geöffneten Wachstafeln zur Aufzeichnung ihrer göttlichen Eingebungen bereit. Der unten sitzende Mönch arbeitet an der Reinschrift.

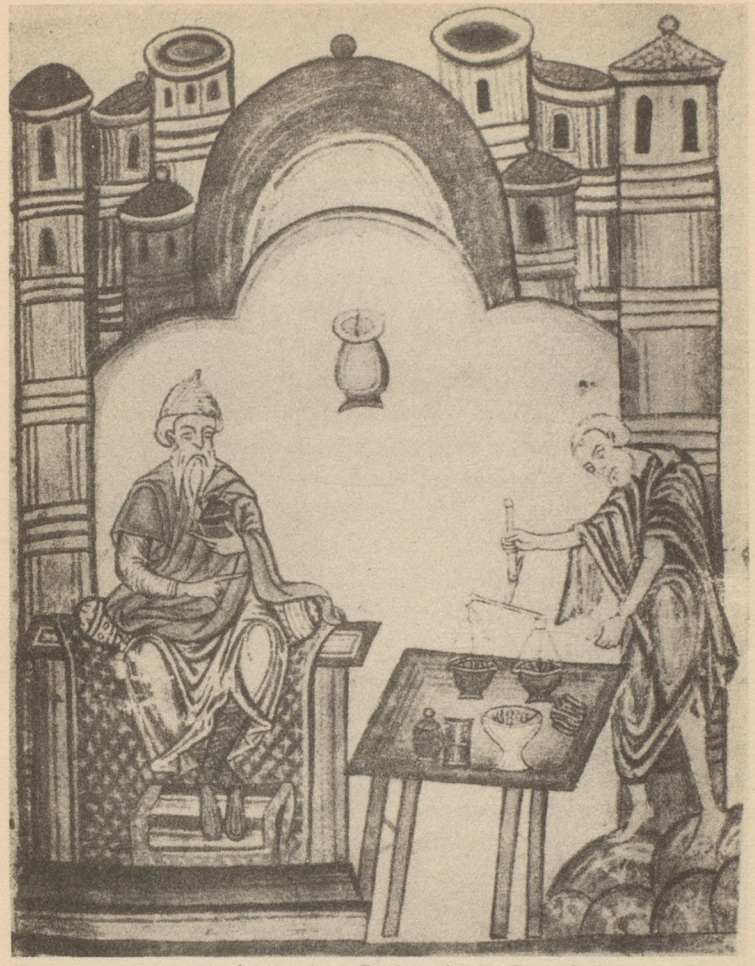
Miniatur aus dem Codex Salemitanus X, 16 Liber Sci vias.
Heidelberger Universitätsbibliothek, XIII. Jahrhundert.

besondere Rolle: Zimt, Moschus, Nelken usw. Aloe, Rhabarber als Stomachicum, ferner Mohn, Bilsenkraut, Schierling, Eisenhut. Ein reger Austausch vermittelte ihre Verbreitung in das

Manuscript des Apuleius-Dioscorides im Eton College
Deutsche Handschrift um 1200

Abendland. Den Hauptantrieb dazu gaben die Kreuzzüge. Waren aller Völker wurden ausgetauscht. In Venedig kreuzte sich der Verkehr zwischen Nord und Süd; und gerade der Handel mit den Gewürzkräutern brachte diese Stadt im Mittelalter zur höchsten Blüte.

Das medizinische Wissen wurde ausgebaut in der Schule von



Manuscript des Apuleius-Dioscorides im Eton College
Deutsche Handschrift um 1200

Salerno, der ersten abendländischen Hochschule im großen Stil. Ihr folgte um 1289 die zweite in Montpellier. Aus Mangel an eigener Erfahrung hielt man sich vorwiegend an die aus dem Altertum stammenden Vorschriften griechischer, römischer und arabischer Ärzte, deren Rezepte nur solche Heilkräuter kannten, die in den Mittelmeerländern beziehungsweise im Orient zu finden wa-

ren. Ihre Beschaffung war mit großen Kosten und Schwierigkeiten verbunden. Das Volk hielt sich darum an die alterprobten Haus- und Kräutermittel und suchte auch Hilfe bei Heilkundigen, die oft mit allerlei Zaubermitteln ihre Künste trieben.

Neben dieser Volksmedizin breitete sich die Naturwissenschaft zunächst auf theologischer Grundlage in Deutschland langsam weiter aus. Hier waren es die botanischen Werke des Dominikanermönches Albertus Magnus (1193-1280), die sich in den sieben Büchern über die Pflanzen („De Vegetabilibus Libri VII") mit den Heilkräutern beschäftigten und auch Angaben über ihre medizinischen Eigenschaften machten.

Von dem gelehrten Bischof wurden allerlei Sagen erzählt. So hieß es, er habe einen geheimnisvollen metallenen Kopf geschaffen, dem er jederzeit die Sprache entlocken könne.

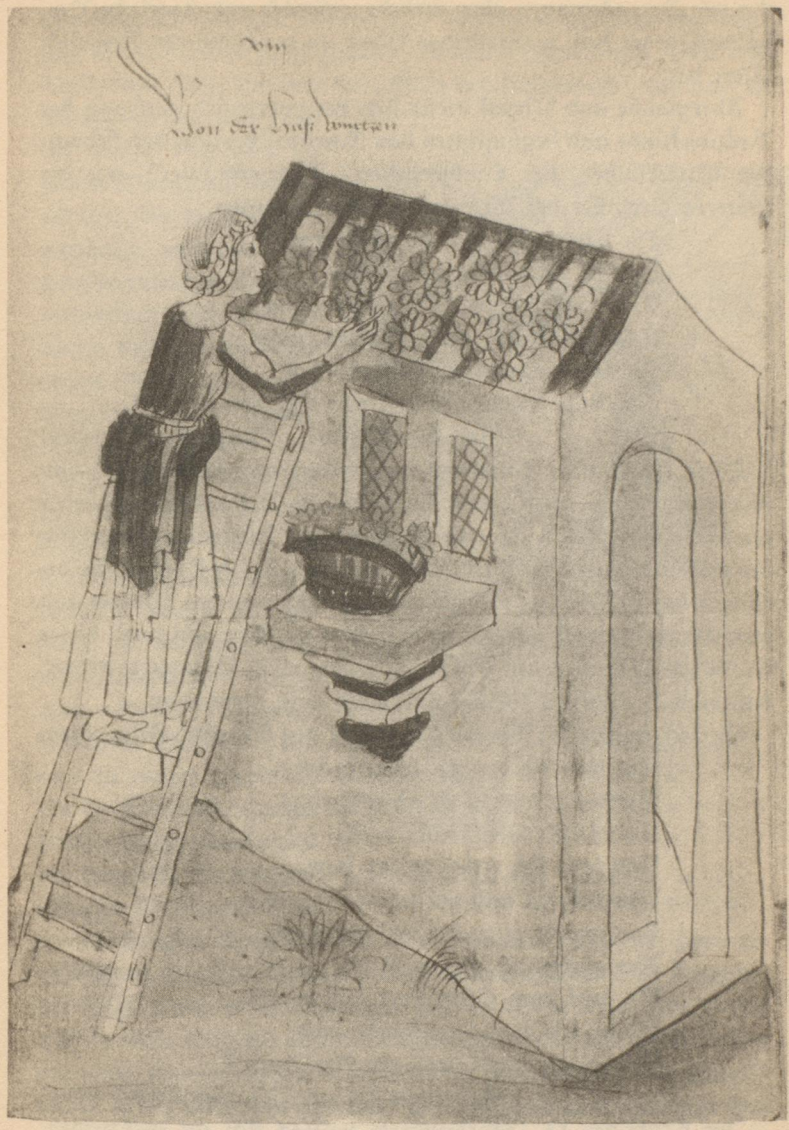
Als größtes Weltwunder wurde es angestaunt, daß er dem König von Holland mitten im Winter seine blühenden Gärten (Treibhäuser?) zeigte. —

Seit dem 14. Jahrhundert erwachte auch in den breiten Volksschichten ein starkes Interesse an den Naturwissenschaften. Es begann die Übersetzung lateinischer Werke, die neben der Schulmedizin auch Volksmedizin übermittelten.

Konrad von Megenberg (1309-1374) übersetzte „De natura rerum", das Werk eines Schülers Albertus Magnus, des Thomas von Cantimpré (Thomas Cantimpratensis) und schuf aus dieser Quelle sein aufsehenerregendes „Buch der Natur", die erste deutsche Naturgeschichte. Konrad von Megenberg liebte es, allerlei Aberglauben, der Zeit entsprechend, Symbole und religiöse Betrachtungen einzuweben; und so stellt sein „Buch der Natur", das sich an einen größeren Leserkreis wendet, ein echtes Volksbuch dar.

Schon vor ihm hatte sich der altniederländische Dichter Jacob von Maerlant (etwa um 1264) auf das Werk des Thomas Cantimpratensis gestützt und das erste Buch in der Volkssprache seiner Heimat unter dem Titel: „Bestiarus oder van der naturen bloeme" geschrieben. Tierbuch hieß es, weil der größte Teil den Tieren gewidmet war. Unter den 13 Büchern handelt das 10. von den medizinischen Kräutern: „Dat cruut, dat menegherande hevet vertuud .."

Er bringt den Text des Buches in gereimte Form und schmückt



KONRAD VON MEGENBERG
Das Buch der Natur
Universitätsbibliothek Heidelberg

ihn mit Betrachtungen über sittliche, religiöse und staatliche Verhältnisse jener Zeit, weshalb das Werk einen besonderen Reiz und Wert hat.

Aberglaube und Mystik dieser Zeit verwoben sich auch mit der Kräuterkunde und begünstigten das Kurpfuschertum der fahrenden Quacksalber, der Landstreicher, „Thyriakkrämer", wie die späteren Verfasser der Kräuterbücher sie nannten.

„Die hant eyn kunst, die ist so gut,
Das sie all presten heylen dut,
Und darff keyn underscheyt me han
Under jung, alt, kynd, frawen, man.
Fücht oder trucken, heiß und kalt,
Eyn krut das hat solch krafft und gewalt ...."

(Sebastian Brant, „Narrenschiff" 1494)

Diese Heilkünstler kurierten mit Kräutermitteln nach geheimnisvollen Rezepten, zu denen auch tierische Bestandteile gehörten wie Schlangenfleisch, Bregen (Gehirn) und Rückenmark des Wildes usw. Oft erwähnt wird auch der Thyriak oder Theriak, die berühmte uralte Magenarzenei, in der das Opium des Mohns und viele Kräuter eine Rolle spielten. Schon im Altertum wird dieser Trank als Mittel gegen Gifte angeführt, und Plinius berichtet, daß man auch den Thymian und Anis dazu verwandte.

Später wurde der Theriak sogar auf den Märkten feilgeboten.

„Ein narr ist, der ein artzet sucht,
Des wort und ler er nit gerucht,
Und folget alter wiber rott,
Und loßt sich segen in den dott
Mit kräuter und mit narren wurtz,
Des nymbt er zu der hell eyn sturtz.
Des aberglaub ist jetzt so vil,
Do mitt man g'sundheyt suchen will.
Wann ich das als zusamen such,
Ich macht wohl druß eyn ketzerbuch."

(Sebastian Brant, „Narrenschiff" 1494)

Im Laufe des 15. Jahrhunderts vollzog sich ein entscheidender Wandel in der Literatur der Kräuterbücher. An Stelle der auf alter Überlieferung fußenden und mit allerlei Bestandteilen

aus dem Volkswissen durchsetzten Schriften trat nun eine neue, auf Naturbeobachtung gestellte Kräuterbeschreibung. Das erste Volksbuch dieser Art war der „Gart der Gesuntheit", von dem die wertvollste Ausgabe 1485 bei Peter Schöffer erschien. Wenn auch die Holzschnitte, die die Pflanzen darstellen, meistens noch ganz ungelenk, plump und unwirklich erscheinen, so finden sich daneben doch einige, die schon geringe Spuren eines eigenen Zeichnens nach der Natur erkennen lassen. Viele andere Bücher dieser Art folgten; denn durch die Erfindung der Buchdruckerkunst wurde der Zustrom der Literatur auch auf diesem Gebiet immer reicher. Die drei „Väter der deutschen Botanik", wie man sie nennt, Brunfels, Bock u. Fuchs, schufen ihre großen Kräuterbücher, die das Interesse für die Heilpflanzen in allen Schichten wachriefen. Leisteten doch diese Kräuterbücher mit ihren urwüchsigen, aus dem Volksgebrauch heraus entstandenen Rezepten oft Hilfe, wenn es in damaliger Zeit an einem Arzte fehlte, und wehrte doch auch die eigene Beschäftigung mit den Heilkräutern und ihrer Anwendung dem Treiben der Kurpfuscher und Quacksalber. Die „Väter der Botanik" übermittelten aber nicht nur ihre eigenen Erfahrungen, sondern schöpften auch aus den Wissensschätzen der antiken Ärzte und Schriftsteller wie Dioskurides, Plinius, Galenos usw., ihre Verordnungen in den Text einflechtend.

Zauberkünstler auf einer Kräutertruhe um 1420
Herbarium München 604. Universitäts Bibliothek

Die das Titelbild umrahmende Schrift ist dem Loblied auf den Arzt im Buch Jesus Sirach Kap. 38, Vers 1–15 entnommen.

Hieronymus Brunswig, Wundarzt in Straßburg, lebte in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts und ist wohl zu Beginn des 16. Jahrhunderts gestorben. (Aus Tschirch, Handbuch der Pharmakognosie 1932)

Als erstes in deutscher Sprache erschien 1532 das „Contrafayt Kreuterbuch nach rechter vollkommener Art der alten bestberümpten Ärzt" von Otto Brunfels (der 2. Teil erschien 1537). Es ist geschmückt mit Holzschnitten, die Pflanzenbilder von seltener Schönheit und Naturtreue darstellen. Sie wurden von dem Straßburger Maler Johannis Weiditz angefertigt. Der Verfasser des Kräuterbuches aber stammte wahrscheinlich aus Braunfels bei Wetzlar. Daher wohl der Name Brunfels. Er starb als Stadtarzt in Bern im Jahre 1534.

Hieronymus Bock, der in Hornbach im Wasgenwald protestantischer Pfarrer war und auch dort die Heilkunde ausübte, gab sein Kräuterbuch in erster deutscher Ausgabe 1539 in Straßburg heraus zunächst noch ohne Bilder. Er war ein großer Naturbeobachter, der jedes Kräutlein sich ansah und oft erzählt, wo er dieses oder jenes gefunden habe. So beschrieb er die Pflanzen naturwahr, weshalb sein Buch einen besonders großen Wert hat.

BRUNFELSIUS
Annotationes in quatuor Evangelia. 1534

Der dritte Kräutervater war der Bayer Leonhard Fuchs, geb. 1501 im Ries (zwischen dem Schwäbischen und Fränkischen Jura). Er war zuerst in München als Arzt tätig, ging dann als Professor nach Ingolstadt und später nach Tübingen, wo er 1566 starb. Sein Werk, das „New Kräuterbuch", erschien in deutscher Ausgabe zuerst in Basel (1544) und brachte einen Reichtum an ausgezeichneten Holzschnitten. — Auch das Lebenswerk des kurpfälzischen Leibarztes Jacobus Theodorus, nach seiner Vaterstadt Bergzabern gewöhnlich Tabernaemontanus genannt, war ein Kräuterbuch, das an Umfang die vorigen noch übertraf.

Die zahlreichsten Auflagen erlebten die Kräuterbücher des Italieners Petrus Andreas Matthiolus. Er war Leibarzt des Erzherzogs Ferdinand in Prag und starb 1577 in Trient an der Pest. Sein Kommentar zu den Schriften des Dioskurides kam in vielen Ausgaben heraus und wurde in mehrere Sprachen übersetzt. In deutscher Sprache erschien die erste Ausgabe dieses Werkes 1563.

Viele andere Kräuterbücher folgten und erbrachten den Beweis, wie groß das Interesse überall für die Pflanzenkunde war.

Die Schulmedizin hatte sich seit der Gründung der Universitäten zunächst in Italien entwickelt. Die Beobachtung der Natur begann den Blick zu weiten. Daneben hielt man sich an die alten

HIERONYMUS BOCK

Überlieferungen. Erst im 16. Jahrhundert geriet der Glaube an die Galenischen Lehren ins Wanken. Selbständiges Denken entdeckte viele Irrtümer, und man begann, neu aufzubauen.

Hier war es vor allem Paracelsus, der im Kampfe gegen Galen neue, fruchtbare Ideen brachte. Er erkannte, daß nur Naturbe-

LEONHARDUS FUCHS

obachtung, Erfahrung und Versuch den Fortschritt der Heilkunde wie den aller Gebiete der Naturwissenschaft verbürge. Die Chemie, bei ihm noch Alchimey (Alchimia) genannt, war ihm das Wichtigste, da sie dazu verhalf, aus Pflanzen und Mineralien die wirksamen Bestandteile, die Essenzen, auszuscheiden.

FRANCISCUS PETRARCHA

«Von der Artzney» MDXXXII.

Wenn auch Paracelsus mineralische, namentlich metallische Heilmittel sehr viel anwandte, so waren ihm trotzdem die reinen Pflanzenmittel von größter Bedeutung und spielten, wie aus seinen Schriften ersichtlich ist, eine große Rolle in seinen Heilverfahren; er wollte sie nur unvermischt zur reinen Wirkung kommen lassen. Ausführliche Rezepte, Beschreibungen, Betrachtungen, die Nieswurz, das Johanniskraut und viele andere Pflanzen betreffend, sind ein Beweis, wie ihn die Kräuter interessierten und ihre Heilwirkungen ihn beschäftigten. Allerdings hätte sich die Kräuterkunde noch manche Aufschlüsse aus seinem reichen Wissen erwünscht an Stelle der vielen mystischen Vergleiche und Phantastereien, in die er sich, seiner Zeit folgend, oft verlor.

Seine Lebensgeschichte gibt einen Einblick in die damaligen Zeitverhältnisse, wobei auch immer wieder Zusammenhänge mit der Entwicklung der Kräuterkunde erkennbar werden.

PARACELSUS

Aus dem Deutschen Museum, München

Einzigartig ist das Leben dieses Wunderräters und Todbezwingers, des gewaltigen Arztes Paracelsus. Ein ewig suchender Geist, der alles kennen gelernt haben wollte, seiner Zeit weit vorauseilend, fernblickend, „von vielen in den Himmel gehoben, von anderen als Prahler und Scharlatan verdammt."

Ruhelos trieb es ihn umher. Fast alle Völker Europas lernte er kennen, forschte nicht nur in ihren Städten auf den hohen Schulen, sondern lauschte oft genug in die untersten Volksschichten hinein. Seine wertvollsten Heilmittel, so betont er verschiedentlich in seinen Schriften, verdankt er oftmals dem fahrenden Volk, Zigeunern, Badern, Schäfern, deren Geheimnissen er nachging, Handwerkern, Hüttenarbeitern, ja, den als Hexen verschrienen Kräuterweibern.

In engster Naturverbundenheit das menschliche Leben dem kosmischen Geschehen eingliedernd, vertiefte er sich in alle Kräfte und Heilmittel.

Seine Werke stellen ein Kulturdokument ohnegleichen dar, und manches wird erst heute wieder in seinem Wert erkannt.

„Oder sollte es uns kalt lassen", sagt Dr. Aschner in der Einleitung seiner in neuzeitliches Deutsch übersetzten Paracelsusausgabe, „daß er Gicht, Steinbildungen, Schlaganfall, Epilepsie, Geisteskrankheiten, Infektionskrankheiten, Schwindsucht, Wassersucht und oftmals anscheinend auch den Krebs usw. mit Sicherheit heilen konnte und wir es in Unkenntnis seiner Schriften heute nicht mehr können?"

Und an anderer Stelle: „Der enorme Tatsachengehalt an medizinischen und chemischen bezw. alchemistischen Erfahrungen, die in den Schriften des Paracelsus niedergelegt sind, kann zum großen Teil praktisch nachgeprüft und mit oft überraschendem Nutzen auch heute noch zur Heilung von Krankheiten angewandt werden."

Am 10. November 1493 wurde Theophrastus von Hohenheim, genannt Paracelsus, zu Einsiedeln in der Schweiz geboren. Theophrastus nannte ihn sein Vater, der selbst Klosterarzt und den Naturwissenschaften zugewandt war, wahrscheinlich deshalb, um in ihm die Ideale des großen Gelehrten des Altertums zu erwecken.

Es heißt, daß der Knabe in Armut aufwuchs, Not und Ent-

behrung durchmachte, derb wie ein Bauernkind ernährt wurde und sich viel im Freien umhertrieb. Hier lernte er, vom Vater unterwiesen, schon die reiche Pflanzenwelt seiner Schweizer Heimat kennen und legte den Grund für seine späteren außerordentlichen Kenntnisse auf diesem Gebiet. In Tübingen und Ferrara scheint er studiert zu haben. Die alchemistischen Studien nahmen früher ihren Anfang. Als der Knabe 9 Jahre alt war, zog sein Vater als Stadtarzt nach Villach in Kärnten, wo er gleichzeitig als Lehrer der Scheidekunst an der von den Augsburger Fuggern unterhaltenen Bergschule tätig war. Dort erhielt Paracelsus von dem Vater die erste Unterweisung in der Behandlung der Mineralien.

Seinen Studien folgte ein Wanderleben durch ganz Europa: Er bereiste Italien, Frankreich, Spanien, England, Dänemark, Schweden (Stockholm), Rußland, Polen, die Ostseeprovinzen, Siebenbürgen, Ungarn, das südslawische Oesterreich; ja, bis Konstantinopel, meint man, sei er gekommen. Manche Überlieferungen erzählen, er sei acht Jahre Gefangener eines Tartarenchans gewesen, wobei er die buddhistischen Weihen erhielt. Es ließe sich daraus die starke Ähnlichkeit seiner Lehren mit denen der alten Inder erklären. Doch scheint diese Annahme legendär zu sein.

Zurück von seinen Reisen, ließ er sich 1526 in Straßburg nieder. Von dort aus wurde er eines Tages von dem bekannten Buchhändler und Buchdrucker Frobenius, der infolge eines 5 Jahre zurückliegenden Unfalls an einer schweren Fußerkrankung litt, nach Basel zu einer Konsultation berufen. Der gelehrte Frobenius fürchtete, und die Ärzte forderten, daß der Fuß amputiert werden solle, doch der Kunst des Paracelsus gelang es, in kurzem den Kranken wiederherzustellen.

Im Hause des Frobenius lernte Paracelsus Erasmus von Rotterdam kennen, der ihn auch um seinen ärztlichen Rat fragte; durch diese Beziehung kam es, daß er vom Rat der Stadt Basel als Stadtarzt berufen wurde, womit zugleich ein akademisches Lehramt verbunden war.

In seinen Vorlesungen erklärte er der Tradition den Krieg und brach mit der in Dogmen erstarrten Wissenschaft der Alten. Er verkündete seine eigenen Erfahrungen und Lehren und verordnete seine eigenen Rezepte. Ein Strom von Haß und Feindseligkeiten

seiner Amtsgenossen ergoß sich über ihn. Auch erregte es den größten Anstoß, daß Paracelsus als erster „das ehrwürdige Gewand der lateinischen Sprache" ablegte und in deutscher Sprache seine Vorlesungen hielt. Nach zwei Semestern war der Widerstand seiner Feinde so groß, daß er sich mit einer Eingabe an den Rat der Stadt wandte, um sich Gerechtigkeit zu verschaffen. Bei dieser Gelegenheit ging er auf die Mißstände in dem Apothekerwesen näher ein. Die Apotheken hatten damals eine verhältnismäßig kurze Geschichte. Ursprünglich verstand man unter einer Apotheca, wie aus amtlichen Urkunden zu ersehen ist, eine Art Lagerraum, ein Gewölbe, in dem die Kräuter und Spezereien aufbewahrt wurden. Durch einen nach außen aufklappbaren Laden mit Tisch wurde die Verbindung zur Straße hergestellt. Hier legte man die Waren zum Verkauf aus.

Titelblatt zu PARACELSUS ECCLESIASTICI
aus Tschirch, Handbuch der Pharmakognosie 1932

Die Apotheke in heutigem Sinne hat sich erst um die Wende des 13. Jahrhunderts herausgebildet. Der Apotheker erhob sich nun in seiner Bildung und als eigentlicher Arzneibereiter über die nur Handel treibenden Kräuterverkäufer und -sammler, die Herbuarii oder Speciarii. Jener wurde oft mit dem Titel Magister ausgezeichnet.

Paracelsus fand die Verhältnisse in den Apotheken sehr darniederliegend. Die Pflanzenmittel, die man verkaufte, waren oft schon verdorben, zu alt, nicht erneuert, die Preise bei weitem zu hoch. Mit seinem ausgesprochenen Sinn für die Heilkräuter legte er den größten Wert auf frische Ware. So empfahl er die Einführung einer Kontrolle des ganzen Apothekerwesens und einer bestimmten Arzneitaxe.

Um seinen Kampf gegen das Alte — wie seinerzeit Luther — durch eine symbolische Tat zum Ausdruck zu bringen, warf er

eines Tages das berühmte Lehrbuch des Avicenna, den Canon medicinae, vor seinen Studenten ins Feuer.

Seine Fachgenossen haßten ihn, aber die Studenten liebten ihn. Er war ihnen ein seltener Lehrer und väterlicher Freund. Unbemittelten half er in jeder Weise. Die älteren Schüler mußten ihn an die Krankenbetten begleiten. „Zu den Leuten zu gehen", erschien ihm wichtiger als anatomische Studien.

Sein reiches Kräuterwissen wußte er den Studenten auch auf praktische Weise zu übermitteln. Er unternahm mit ihnen botanische Ausflüge, zeigte und erklärte die Heilpflanzen und gab auch Anregungen, auf welche Weise man die wirksamen Stoffe ausziehen könnte. Die Hetzereien seiner Gegner gingen währenddessen immer weiter. Man nannte ihn einen Ketzer der Arzenei, einen Lutherus medicorum, der ebenso verbrannt werden sollte wie jener, einen Landstreicher und Vagabunden, den Schwarzkünsten und dem Teufel ergeben. Paracelsus blieb in seinen Entgegnungen den Ärzten nichts schuldig; schließlich wurden die Verhältnisse aber derartig unhaltbar, daß er, rechtzeitig gewarnt, bei Nacht und Nebel die Stadt verließ.

Er nahm sein altes Wanderleben wieder auf. Eine Zeitlang ließ er sich in Colmar als Arzt nieder und entfaltete eine reiche Tätigkeit. Die Unruhe trieb ihn aber weiter. Er ging nach Württemberg, Schwaben, Franken. 1529 kam er nach Nürnberg und erhielt die Erlaubnis zum Drucke seiner Schriften. Doch kaum war das erste Buch heraus, so wurde auch schon auf Veranlassung der medizinischen Fakultät der Universität Leipzig dem Rat der Stadt Nürnberg mitgeteilt, jeden weiteren Druck seiner Schriften zu untersagen.

Paracelsus setzte sein Wanderleben fort. Er nahm 1534 seinen Weg über Innsbruck, das er in abgetragenen Kleidern als Landfahrer erreichte. Doch der Bürgermeister wies ihn aus; er konnte sich nicht vorstellen, daß ein Mann in so schlechter Kleidung ein Arzt sein wolle. So zog er weiter seines Wegs und kam nach Sterzing in Tirol, wo gerade die Pest wütete und er sich wieder praktisch betätigte; auch verfaßte er hier eine Schrift über diese Krankheit. In Ulm gelang es ihm, eines seiner Hauptwerke, „Die große Wundarznei", in den Druck zu bekommen. Dieses Buch erlebte später die meisten Auflagen.

Auf seinen weiteren Reisen kam er nach Augsburg und Eferdingen bei Linz. Seine Lage besserte sich wieder durch die Konsultation seitens eines obersten Erbmarschalls des Königreichs Böhmen, sodaß er einmal längere Zeit seßhaft blieb und auch einige Werke schreiben konnte. Er machte weitere Stationen in Preßburg und in Wien, wo, wie es scheint, König Ferdinand zweimal den berühmten Arzt zu sich kommen ließ. „Er soll aber dem Monarchen erklärt haben, daß er nicht Lust habe, mit seinen Doktoren zu sprechen; er lasse ihnen ihre Wissenschaft und behalte die seine." Denn er hatte auch in Wien wieder unter der stärksten Anfeindung durch die dortigen Ärzte zu leiden.

Im Jahre 1537 kam Paracelsus in seine alte Heimat Villach in Kärnten. Seinen Vater traf er nicht mehr am Leben an. Doch lange Zeit hielt es ihn auch hier nicht; er folgte aufs neue seinem alten Wandertrieb.

In schlechter Geldlage als Landfahrer, in besserer aber zu Pferde, zog er durch die Lande mit dem Schwert an der Seite, ohne das man ihn niemals sah, und mit dem Reitsack, der die nötigsten Gegenstände enthielt. Den runden Knauf des Schwertes bildete eine hohle Kugel. Sie war abschraubbar und barg seine berühmten Laudanumpillen, seine stets wirkende, kostbare Arznei, „die den Tod vertreiben" konnte. Ihr Rezept hielt Paracelsus lange Zeit geheim; man kennt seine Zusammensetzung auch heute noch nicht sicher.

Anzunehmen ist, daß dieses Medikament ähnlich wie der Theriak der früheren Ärzte hauptsächlich aus Opium und aromatischen, herzstärkenden Kräutermitteln bestand.

Der große Arzt reiste von Stadt zu Stadt, oft an die Krankenlager reicher Patrizier gerufen und dann seinen Weg wieder ruhelos fortsetzend. Über Augsburg, München, Grätz in Schlesien und Breslau kam er schließlich wieder nach Wien. Von dort aus ging er nach Salzburg, erkrankte schwer und starb hier mit 48 Jahren wahrscheinlich an einer bösartigen Neubildung der Leber oder der Gallenblase.

Man wundert sich, daß seine große Kunst ihn selber so früh im Stich ließ, doch ist es wohl damit zu erklären, daß seine jahrelangen Arbeiten mit Quecksilberpräparaten in den Laboratorien

seine Gesundheit frühzeitig zerrütteten. Er bestimmte, daß man ihn auf dem Friedhof von St. Sebastian in der Nähe seines Hauses am Salzburger Platzl inmitten armer Versorgungshäusler begraben möge. Der Erzbischof von Salzburg aber ordnete an, daß man den berühmten Arzt und Gelehrten feierlich bestatte. Auf dem Grabmal des Paracelsus in der Vorhalle der Kirche zu St. Sebastian steht die lateinische Inschrift, die, ins Deutsche übersetzt, lautet:

Hier liegt begraben
Philippus Theophrastus
der ausgezeichnete Doktor der Medizin,
der jene argen Wunden, Aussatz, Podagra, Wassersucht
und andere unheilbare Krankheiten des Leibes
mit wunderbarer Kunst behob
und seine Güter zur Verteilung und Spendung
unter die Armen verehrte.
Im Jahre 1541 am 24. Tag des September hat er
das Leben mit dem Tode vertauscht.

Sein Wahlspruch lautete: „Alterius non sit, qui suus esse potest" das heißt: eines anderen Knecht soll niemand sein, der für sich bleiben kann allein.

Von Gestalt soll er klein gewesen sein, wenig über 1,50 m groß. Er blieb sein Lebelang unverheiratet, da er keine Neigung zum weiblichen Geschlecht hatte.

Seine Energie und Arbeitskraft waren ungeheuer, womit sich vielleicht sein früher Tod erklären läßt; doch trug dazu auch ohne Zweifel, wie bereits erwähnt, die intensive Beschäftigung in den alchemistischen Werkstätten bei; denn auch auf seinen Reisen ließ er sich seine Laboratoriumseinrichtung nachschaffen und arbeitete darin. Seine alchemistischen Studien, die er durch praktische Erfahrungen bei Berg- und Hüttenarbeitern vertiefte und zum Teil auch aus arabischen Quellen bereicherte, erfüllten ihn mit ihren verlockenden Geheimnissen.

Seine Zeit führte ihn im dunklen Weben des Aberglaubens in

ÖFFENTLICHE BEREITUNG DES THERIAK IM 15. JAHRHUNDERT
aus Tschirch, Handbuch der Pharmakognosie, 1932.

die Zauberküchen der Goldmacherkunst und schwarzen Magie; Hexen, Dämone, Kobolde und der Teufel trieben hier ihr Wesen. Paracelsus glaubte, „daß durch eines erfahrenen Alchimisten geschicklichkeit und kluge Handgriffe Gold auswachsen Gelassen werden könne." Ja, die Erzeugung des Homunculus „ein recht lebendig Kind, mit allen Gliedmaßen wie ein ander Kind, das vom Weibe geboren wird, doch viel kleiner, aus männlichem Samen wie ein chemisches Experiment" hielt er für möglich, ohne allerdings die Vorschrift mitzuteilen.

Den Arzt lockten nicht nur die Versuche, unedle Metalle in das blitzende Gold zu verwandeln, sondern die Möglichkeit, aus ihnen Kräfte für Leben und Gesundheit zu gewinnen. Er sagte: „Die Alchemie hat den Ärzten viel große Kunst an Tag bracht, dadurch große Heilung geschehen seindt in allen Krankheiten . . ." „Denn

die Metalle und Steine haben ebenso wie die Wurzeln, Kräuter und Früchte Leben in sich."

Paracelsus erzählt, er habe Fingerringe gesehen, deren Träger weder von Krampf noch von Schlaganfall, Lähmung oder Fallsucht je betroffen worden sind. „Und wenn man einen solchen Ring einem Epileptiker in dem allerheftigsten Anfall an den Herzfinger steckte, so war der Anfall bald vorbei und der Fallsüchtige aufgestanden."

Immer wieder zeigt es sich in seinen Schriften, welche Bedeutung der große Arzt den Pflanzen und ihren Heilkräften zumaß: „Alle Wiesen und Matten, alle Berge und Hügel sind Apotheken," sagte er.

Gewisse äußere Eigenschaften der Kräuter, ihre Gestalt, Farbe, Säfte usw. sollten schon anzeigen, welche Heilwirkungen in ihnen wohne. Diese sogenannte Signaturenkunde war uralt.

Man schrieb Pflanzen mit herzförmigen Blättern Heilwirkungen bei Herzkrankheiten zu, leberförmigen solche bei Leberleiden, höckrige Wurzeln gebrauchte man gegen Geschwülste, stachelige Disteln gegen Stechen in der Brust. Der gelbe Saft des Schöllkrautes war ein Mittel zur Bekämpfung der Gelbsucht; blasig aufgetriebene Früchte wandte man bei Blasenkrankheiten an usw.

Paracelsus erzählt: „Ich habe über 80 Bauern gekannt, die die Kräuter nur wegen ihrer Form mit den Krankheiten verglichen haben, und sie haben vor meinen Augen damit wunderbar und gut geholfen."

Die Rezepte, die der große Kräuterfreund ohne Zweifel oft genug erprobt hat, folgen im nächsten Abschnitt dieses Buches. Zur Behandlung der Epilepsie und mancher anderen Krankheiten bediente man sich in alter Zeit auch vielfach der Riechstoffe. Paracelsus schreibt: „Die Kraft, die dem Körper durch den Geruch gegeben wird, bewegt das Blut, reizt das Herz an und erquicket es mehr, als beschrieben werden kann." Als solches Mittel galt eine Zusammensetzung aus Lilien, Rosmarin, Basilicum, Rosen, Speik, Orangensaft, Muskat usw.; diese war auch in der arabischen Medizin üblich.

Seiner Auffassung von der Wirkung der Arzneien lag der Gedanke zugrunde, daß das eigentliche Wesen der Dinge nicht in den

Stoffen liege, sondern in dem ihnen eingepflanzten Archeus, einer von Gott herrührenden Kraft, auch Quinta essentia („das fünft' Wesen") genannt, die die übrigen Kräfte zur Entfaltung bringe.

Als eine Grundsäule der Medizin bezeichnete der vielseitige Forscher die Astronomie, die damals mit Astrologie gleichbedeutend war. „Der Arzt, welcher nicht die Astronomie beherrscht, der kann nicht ein vollkommener Arzt genannt werden; denn mehr als die Hälfte der Krankheiten wird vom Firmament geleitet." So legte er der Einwirkung der Gestirne auf den menschlichen Organismus die größte Beachtung bei.

Der Lauf des Mondes z. B. spielte eine wichtige Rolle.

„Jeder Arzt soll die Natur und Eigenschaften des Mondes gründlich verstehen; denn vom Mond muß es gelernt werden." Hier wies er auch auf den Einfluß des Mondes auf die Kräuter hin, sodaß die eine Art beim Zunehmen des Mondes gebraucht werden solle, die andere beim Abnehmen.

Krankhafte Zustände verglich er mit Naturerscheinungen. Schlagfluß stellte er dem Blitze gleich, Wassersucht den Überschwemmungen, Atrophie der Austrocknung und gründete sein Heilverfahren auch auf diese Vergleiche.

Das ewige Menschheitsproblem, den Körper jung zu erhalten, das Alter hinauszuschieben und eine Verlängerung des Lebens zu erreichen, beschäftigte diese wie alle Zeiten.

Ein ganz schauriges Rezept des Paracelsus erzählt von einer Erneuerungskur durch einen Wein, in dem „ein Destillat vom Erz des Schwefels und von ungelöstem Salz" enthalten sei. Die Pflanzen vermißt man leider dabei. Die Vorschrift lautet:

„Es kann von dem Wein jeden Tag bei Morgenröte getrunken werden, bis zuerst die Nägel der Finger abfallen, dann die der Füße, dann das Haar, dann die Zähne, bis die Haut eingetrocknet und eine neue entsteht. Wenn dies alles geschehen ist, soll man mit dem Trinken der Arznei aufhören. Es wachsen dann neue Zähne, neue Haare, neue Nägel. Es verschwinden die Krankheiten des Körpers und des Geistes, wie es am Anfang angezeigt ist."

Bei anderen Medizinen gegen das Altern kamen auch wieder die Kräuter zu Ehren wie Melisse, Schöllkraut, Balsam usw.

Paracelsus stellte den Satz auf: „Für das lange Leben ist die beste Lebensweise eine mäßige Diät."

Salz und Fleisch erlaubte er und wandte sich gegen einseitig vegetarische Kost: „Wie der Mensch vom Fleisch ist und begehrt, mit Fleisch ernährt zu werden, das ist: Gleiches will Seinesgleichen haben, so begehrt der Körper auch Salz..." „Die Natur will, daß nichts unverbessert ohne Salz in sie komme."

Die Beschäftigung mit Fragen aus allen Gebieten bewegten den großen Arzt. Wenn auch der Neid und Haß seiner Amtsgegenossen ihn verfolgten, sein Ruf als Helfer war unerschüttert, und seine Erfolge waren verblüffend.

„Zahlreiche ans wunderbare grenzende Kuren erzählte man sich von ihm." So war einst in St. Veit an der Glan der Leibarzt des Königs von Polen bei ihm zu Besuch, als man ihn zu einem Schwerkranken rief, den die Ärzte aufgegeben hatten. Paracelsus in der überzeugenden Voraussicht seines sofortigen Behandlungserfolges lud den Todkranken zum größten Erstaunen des anwesenden Leibarztes für den nächsten Tag zu Tisch bei sich ein. Er hatte sich nicht geirrt; der Kranke konnte schon am folgenden Tag der Einladung nachkommen. Man sagte damals, daß Paracelsus Wunder tue wie Hippokrates. —

Wie erwünscht wäre es für die Kräuterkunde, Paracelsus hätte hier und in vielen anderen Fällen Näheres über die Heilmittel angegeben, die er anwandte. Gerade, weil er sich oft auf Mittel berufst, die er aus dem Volke schöpfte, wo von jeher die Pflanzenkräfte ausgenutzt wurden, wären Angaben darüber von unschätzbarem Wert.

Sehr ereiferte er sich über die übermäßige Verwendung fremder Pflanzen. Seine Überzeugung war: Jedes Land heilt mit seinen eigenen Gewächsen seine eigenen Krankheiten.

Er galt als ein jähzorniger, schwieriger Charakter. Es paarte sich aber mit diesen Eigenschaften eine seltene Güte, die er im besonderen auch seinen Kranken angedeihen ließ: „Merket, daß nichts ist, da größere Liebe von Herzen gesucht wird, denn in dem Arzt."

Er war ein echter Deutscher, der nur das beschreiben wollte, was ihm Deutschland gab, und außerdem mit einem sieghaften Humor begabt.

Wenn man sein Lebenswerk überschaut, lassen sich Verbindungen mit vielen heutigen Gedankengängen und Strömungen verfolgen, sodaß man voller Verwunderung vor dem großen Einsamen steht, der in verhältnismäßig kurzer Lebensdauer ein derartig reiches und buntfarbiges Lichterspiel seiner Einfälle und Forschungen zum Ausdruck brachte.

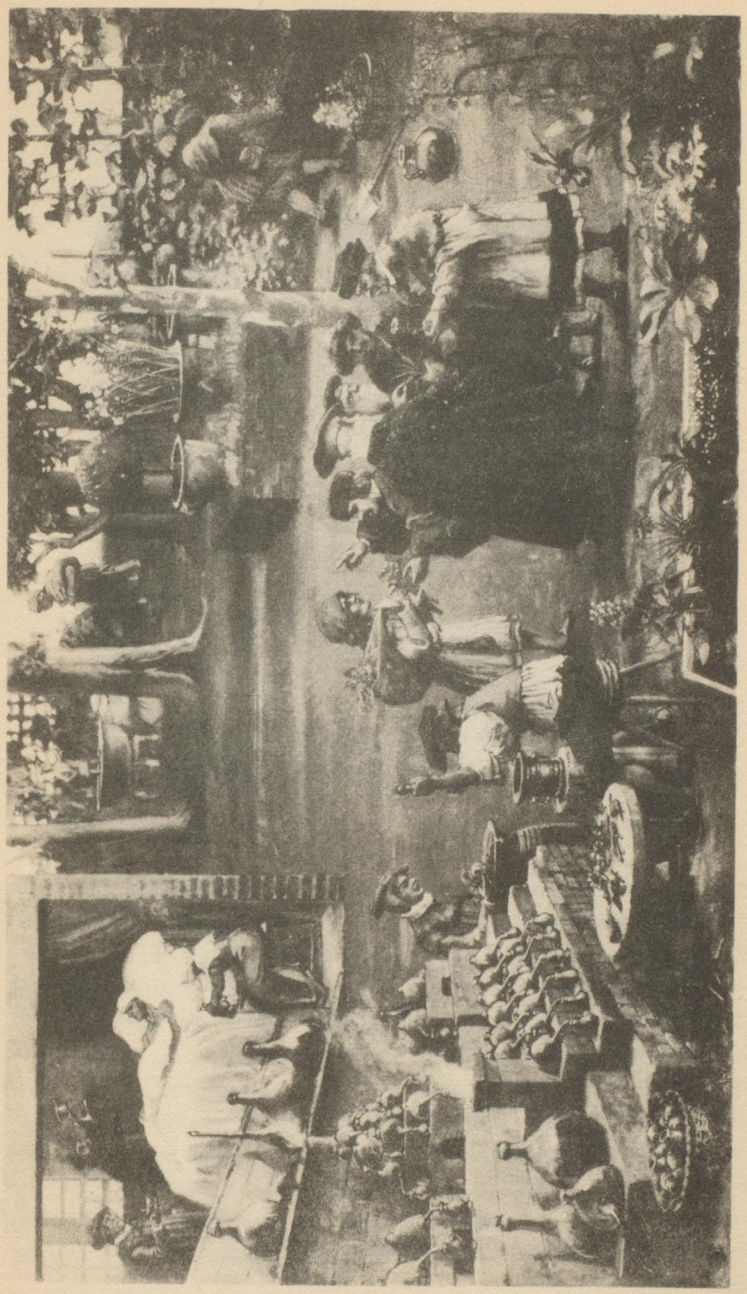
Von seinen zahlreichen Schriften, in denen er seine Erfahrungen niederlegte, erschien zu seiner Zeit infolge der Anfeindungen seiner Persönlichkeit und wegen seines unruhigen Wanderlebens nur ein ganz kleiner Teil im Druck.

Nach seinem Tode bemühten sich viele Sammler und Herausgeber um die Erforschung der an den verschiedensten Orten liegenden Handschriften, die sehr schwer zu entziffern waren.

Erst 1589 gelang es Johann Huser von Waldkirch, früherem Arzt zu Glogau in Schlesien, die erste Sammelausgabe in Basel erscheinen zu lassen. In diesem Werk sind Bücher und Schriften des Paracelsus' „aufs Neue aus den Originalen in Theophrasti eigener Handschrift, so viel derselben zu bekommen gewesen, aufs treulichste und fleißigste an den Tag gegeben."

Den 10 Teilen der in 4 großen Bänden erschienenen Quartausgabe von 1589 folgten im selben Verlag 1591 die chirurgischen Bücher und Schriften.

Die 1926 in Jena erschienene Gesamtausgabe des Paracelsus mit dem Titel: „Paracelsus' sämtliche Werke nach der 10 bändigen Huserschen Gesamtausgabe zum ersten Mal in Neuzeitliches Deutsch übersetzt durch Dr. Bernhard Aschner" liegen meinen Ausführungen zugrunde.



Kräutergarten mit Deſtillierofen um 1539

Neues Gemälde nach dem Meiſter des Troſtſpiegels
Deutſches Muſeum, München

Herzogſpital-Apotheke in München mit Kräuterkammer und Laboratorium
aus der Zeit um 1700 (Deutſches Muſeum).

Ein ſehr genaues Studium der Arzneipflanzen wurde von den Apotheken betrieben. Schon im 15. Jahrhundert gehörte zu jeder wohleingerichteten Apothekee in Viridarium, ein Kräutergarten, in dem den heilkräftigen Pflanzen die größte Pflege und Aufmerkſamkeit gewidmet wurde. Die Anlage ſolcher Gärten wurde ſogar vorgeſchrieben, wie aus einer Schleswig-Holſteiniſch-Däniſchen Apotheker-Verordnung" vom Jahre 1672 hervorgeht. Außerdem ſorgten die Apotheker im 17. Jahrhundert noch in anderer Weiſe für die Vertiefung ihrer Kräuterkenntnis: Es wurden ſogenannte Herbationen, gemeinſame Ausflüge, meiſtens unter der Führung eines beſonders kräuterkundigen Arztes unternommen.

Von Italien gingen Beſtrebungen aus, den Univerſitäten bo-

tanisch-medizinische Gärten zum besonderen Studium der Pflanzen anzugliedern; die ersten dieser Art waren schon 1540 in Padua und 1547 in Pisa entstanden.

Ein weiteres Mittel zur Förderung der Kräuterkunde bildeten die Herbarien. Ursprünglich verstand man im 16. Jahrhundert unter „Herbarium" ein bebildertes Kräuterbuch. Die Pflanzendarstellungen waren zumeist in Holzschnitten ausgeführt. Ein „Herbarius" war ein Kräuterkenner.

Die Sitte, frische Pflanzen auf eine Unterlage flach aufzulegen, sie dann zu pressen und zu trocknen, war sehr alt. Im 17. und 18. Jahrhundert wurde sie ganz allgemein geübt, und aus dieser Zeit ist eine große Anzahl solcher Kräuterbücher erhalten geblieben. In der Bibliothek des botanischen Museums zu Berlin-Dahlem liegt z. B. ein geklebtes Herbarium von Joan Sigismund Elzholz, Leibarzt des Großen Kurfürsten, der den Berliner Botanischen Garten anlegte. Selbst die Farben der Blumen, die mit größter Sorgfalt gepreßt sind, haben sich erhalten.

Welche Rolle diese Herbarien spielten, beweisen die langen Anleitungen zu ihrer Herstellung. „Zur Aufbewahrung der Kinder Floras", hieß es, gebrauche man Instrumente und Leim. Die Ausrüstung des Kräutersammlers habe in einem eisernen Spaten, einem Quersack aus Leder oder Leinen zu bestehen. In der einen Abteilung habe das torcularium, die Presse mit Papierblättern, zu liegen, in der anderen ein botanisches Nachschlagewerk. Ein Schächtelchen mit Theriak („Arznei gegen alle Gifte") solle gegen zu fürchtende Schlangenbisse beim Kräutersammeln stets mitgeführt werden. Sogar eine Sonnenuhr zur Bestimmung der Zeit und des Ortes dürfe nicht fehlen.

Durch diese Herbarien, die einen großen Sammeleifer hervorriefen, wurde die eigene Beobachtung geschärft, das war für die Heilpflanzenfrage sehr wichtig.

Zahlreiche Forscher bemühten sich, die einzelnen Kräuter und Drogen auf ihren chemischen, arzneikundlichen und botanischen Wert hin zu prüfen und zu beschreiben.

Das 18. Jahrhundert brachte eine Fülle von Sonderarbeiten gerade auf diesem Gebiet. Die vielen Beschreibungen, Beobachtungen, Erfahrungen verlangten nach Ordnung und Sichtung;

Es war das große Verdienst des schwedischen Botanikers Linné, ein System aufzustellen, welches das ganze Pflanzenreich in eine übersichtliche Gesamtheit zusammenfaßte. Dies wirkte sich nicht nur in einer Klarstellung auf dem Gebiet der Botanik aus, sondern förderte auch die Arzneikräuterkunde; denn die Beschreibungen wurden nun einfacher; man fand die Heilkräuter leichter, und viele Irrtümer wurden vermieden.

Wenngleich die Schulmedizin dieser Zeit das Entscheidende in der Vertiefung in die Anatomie und in der Lehre von den Lebenserscheinungen fand, so war doch das Interesse für die Pflanzen als Heilmittel unentwegt rege.

Aus dem Kreise der Ärzte errang Samuel Hahnemann (1755–1843) durch seine neue Lehre von der Homöopathie einen weltbedeutenden Erfolg. Er war der Schüler Christoph Wilhelm Hufelands, der eine Zeitlang erster Arzt an der Charité in Berlin war. Ausgehend von der Heilkraft der lebenden Pflanze und zurückgreifend auf die uralte Signaturenkunde (es war in dem Kapitel „Paracelsus" von der Signaturenkunde bereits die Rede), erhob Hahnemann die Ähnlichkeitslehre (Similia similibus) zum Gesetz.

Er war dahin gelangt, als er sich neben seiner Praxis mit dem Studium der Chinarinde beschäftigte. Die Forschungen hatten ergeben, daß Chinarinde beim gesunden Menschen Erscheinungen hervorruft, die denen der Malaria sehr ähnlich sind. Diese Erkenntnis führte ihn dazu, allerlei Versuche mit anderen Pflanzenmitteln anzustellen. Er beobachtete, daß die gebräuchlichen Mengen zunächst immer eine Verschlimmerung des Krankheitszustandes bewirkten, bis sie dann zu einer Besserung führten. Nun verkleinerte er die „Gaben" mehr und mehr und gelangte auf diese Weise zu der Hauptidee seiner Lehre.

Im Jahre 1810 gab er sein „Organon der rationellen Heilkunde" heraus. Er lehrt darin:

Wähle, um sanft, schnell und dauerhaft zu heilen, in jedem Krankheitsfalle eine Arznei, die für sich ein ähnliches Leiden erregen kann, wie sie heilen soll.

Die Krankheit besteht für den Arzt nur in der Gesamtheit ihrer Symptome. Hinwegräumen dieser Symptome bedeutet Heilung.

Die Gesamtheit der Symptome ist der einzige Hinweis auf ein

zu wählendes Heilmittel.

Das Heilvermögen der Arzneien beruht auf ihren der Krankheit ähnlichen Symptomen.

Das am gesunden Menschen erprobte Heilmittel muß eine Veränderung im Befinden des Kranken hervorrufen.

Die besten Versuche unternimmt der gesunde Arzt an sich selbst. Er weiß am gewissesten, was er an sich selbst wahrgenommen hat, und gewinnt den Eindruck der echten, reinen, untrüglichen Wirkungsarten der einfachen Arzneistoffe.

So nimmt er die Heilmittel bewußt wie ein Gift ein, und sie verraten ihre Eigenschaften, indem sie schmerzen, lähmen, kurzum irgendwie schädigen.

Die Erforschung aber der reinen Arzneiwirkungen in Krankheiten ist schwer.

Die die ursprüngliche Krankheit etwas an Stärke übertreffende, sehr ähnliche Arzneikrankheit nennt man homöopathische Verschlimmerung.

Schnell entstandene Krankheiten werden homöopathisch schnell geheilt, chronisches Siechtum aber erfordert verhältnismäßig mehr Zeit.

Die der Homöopathie eigentümliche Zubereitungsart ist die der Gewinnung der rohen Arzneisubstanz aus den frisch zu erlangenden Kräutern.

Die Gabenzuteilung ist von ausschlaggebender Wichtigkeit: die Angemessenheit einer Arznei beruht nicht allein auf ihrer treffenden homöopathischen Wahl, sondern ebenso auf der erforderlichen richtigen Größe oder vielmehr Kleinheit ihrer Gabe.

Aus diesem Grunde schadet eine Arznei, auch wenn sie dem Krankheitsfalle homöopatisch angemessen war, in jeder allzu großen Gabe und dann umso mehr, je homöopathischer und in je höherer Potenz sie gewählt war.

Dagegen wiederum darf die Gabe des homöopathisch gewählten Heilmittels nie so klein sein, daß sie in ihrer Wirkung nicht noch stärker als die natürliche Krankheit wäre und sie nicht — wenigstens zum Teil — zu überstimmen, auszulöschen und zu heilen vermöchte.

Außer dem Magen sind Zunge und Mund die empfänglichsten

Teile für die arzneilichen Einwirkungen; doch ist noch vorzüglicher das Innere der Nase, dann auch der Mastdarm sowie alle „gefühligen" Teile unseres Körpers. —

Nach diesem Werk erschien seine Arzneimittellehre in 6 Teilen. Hahnemann wurde ein sehr berühmter Arzt in Leipzig. Später siedelte er nach Cöthen über und ging von dort nach Paris, wo er 1843 starb.

Noch ein anderer Schüler Hufelands, Johann Gottfried Rademacher, förderte durch seine physiologischen und naturwissenschaftlichen Arbeiten die Weiterentwicklung der Arzneiwirkungslehre. —

Daneben geht die Pflanzenheilweise in dem Versuch, die Krankheitsquelle, und wenn möglich auch die Krankheitsursache zu erkennen, ihren eigenen Weg. Sie will nicht wie die Allopathie Krankheiten durch ein Gegenmittel bekämpfen, auch nicht wie die Homöopathie von der Ähnlichkeitslehre ausgehen, sondern ihr Bestreben ist es, den Körper von schädlichen Stoffen durch Lösung und Ausscheidung zu befreien und ihn dadurch mit neuer Kraft auszurüsten.

Die beiden Ärzte, Löffler und Kasparis begründeten gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein selbstständiges Pflanzenheilverfahren durch die Einführung ihrer Frühlingskräutersaftkuren.

Neben solchen Bestrebungen begann im 19. Jahrhundert der Siegeszug der Chemie.

Die Gewinnung der wirksamen Stoffe aus den Heilpflanzen in genauester Gabe auf chemischem Wege, und die vielseitige Ausgestaltung und Verwendbarkeit der auf künstliche Weise erzeugten Mittel führten dazu, daß das Vertrauen zu den Heilkräutern selber nachließ und die medizinische Wissenschaft die Fühlung mit der alten Pflanzenheilweise mehr und mehr verlor.

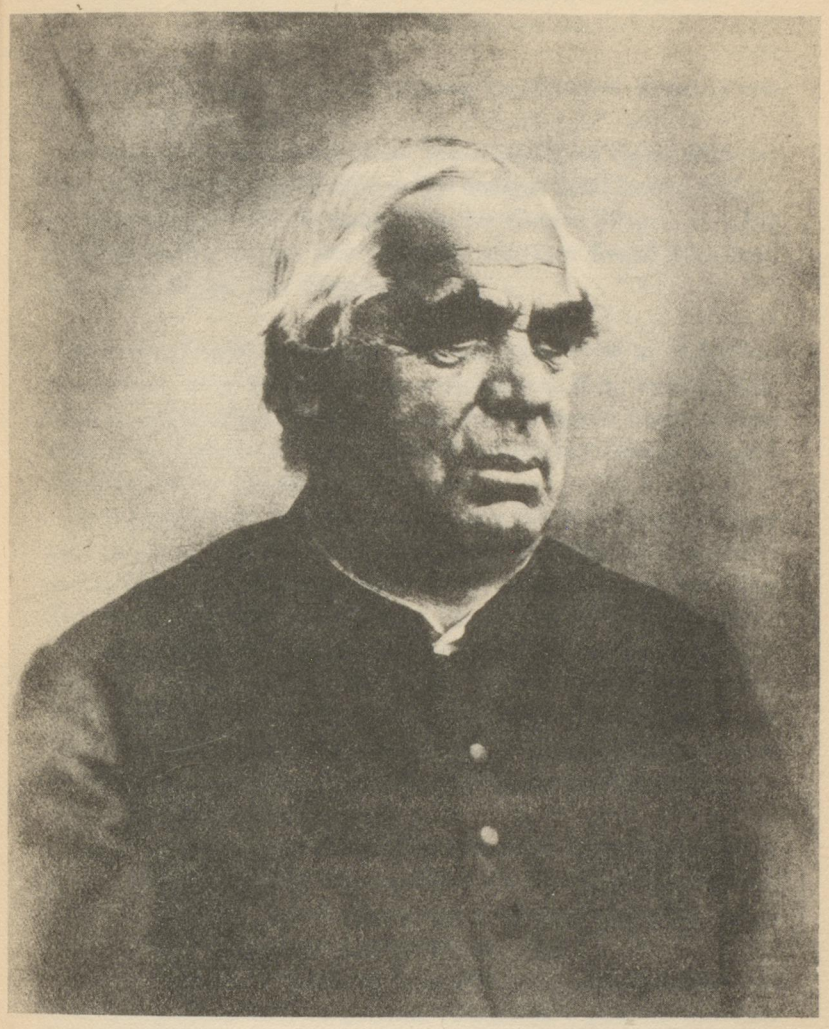
Ein unentwegtes Spüren und Suchen nach den Urkräften der Natur konnte jedoch niemals aufhören, und trotz des außerordentlichen Hochstandes der chemischen Wissenschaft erklang von neuem der Ruf: „Zurück zur Natur!"

Pflanzennahrung- und Heilkraft, Licht, Luft, Sonne und Wasser laurete die Forderung.

Hatte die Naturheilbewegung schon durch Prießnitz und durch

die Diät- und Fastenkuren des Fuhrmanns Schrot einen Vorstoß unternommen, so wurde ihr entscheidendster Wegbereiter und Bahnbrecher am Ende des 19. Jahrhunderts Sebastian Kneipp.

Obwohl er vor allem von der Wirkungskraft des Wassers ausgeht, so wäre doch sein ganzes Heilwerk ohne die Kräuter unvollständig. Wasserkur und Kräuterkur sind in seinem Naturheilverfahren eng miteinander verbunden.



PFARRER KNEIPP

„Ihr Gewässer alle, lobet den Namen des Herrn!"

›Aquae omnes — laudent nomen Domini!‹

Die Erfahrung in der Heilwirkung des Wassers ist so alt wie die Geschichte der Medizin.

Schon die Weisheit der alten Inder besang die Herrlichkeit der Himmelswasser: „Ihr Wasser möget meinem Leibe Arznei, Schutz in Fülle geben, daß ich noch lange die Sonne schau. . . ." „Die Himmelswasser mögen uns zur Hilfe und zum Trunk gereichen; von ihnen ströme uns Segen zu."

Ein Bauernsohn, Vincenz Prießnitz, geb. 1799 in Schlesien, beobachtete beim Viehhüten ein verwundetes Reh, das sich hinkend zu einem Quell schleppte und den Schenkel darin badete. Täglich von neuem kehrte es wieder, allmählich immer weniger mühsam, bis es schließlich geheilt war.

Der aufgeweckte Bauernjunge machte sich seine Beobachtung zunutze, als er bald danach infolge einer Quetschung, das andere mal infolge eines Wagenunfalls ebenso lahm war wie das Reh. Die Wasseranwendungen brachten schnellen Erfolg. Er teilte seine Erfahrungen seinen Bekannten und Freunden mit und versuchte auch an ihnen in gegebenen Fällen seine Wasserbehandlungen. Glückliche und überraschende Heilungen führten ihn dazu, ein Verfahren auszubauen, das ihn in kurzem zu einem vielgesuchten Wunderdoktor machte. Auf dem Gräfenberg in Schlesien gründete er eine Kuranstalt.

Durch ein seltsames Geschick wurde auch Sebastian Kneipp zu den Heilkräften des Wassers geführt. In der Schwäbisch-Bayerischen Hochebene, in Stephansried, wuchs er als Sohn eines Webers auf, der ein kleines Bauernhaus besaß.

„Ich war über 21 Jahre alt", erzählt der greise Prälat in der Einleitung seines Werkes „Meine Wasserkur", „als ich mit dem Wanderbuch in der Tasche die Heimat verließ. Das Wanderbüchlein charakterisierte mich als Webergesellen." Doch von Jugend an war es sein sehnlichster Wunsch, Geistlicher zu werden. Er scheute keine Schwierigkeiten, und bitterster Armut und zermürbender Hindernisse zum Trotz gelang es ihm endlich, das Gymna-

sium in Dillingen zu beziehen. Die Arbeit war sehr mühevoll und schien außerdem noch eine vergebliche gewesen zu sein; „denn nach 5 Jahren der größten Entbehrung und Anstrengung", so erzählt er weiter, „war ich körperlich und geistig gebrochen. Der Vater holte mich einst aus der Stadt; und noch klingen mir die Worte des Wirtes in den Ohren, bei dem wir rasteten: „Weber, diesmal holt ihr den Studenten zum letztenmal". Der Wirt war nicht der einzige, der so sprach; mit ihm teilten andere dieselbe Ansicht. Ein damals berühmter Militärarzt galt als großer Menschenfreund und als hochherziger Helfer armer Kranker. Im vorletzten Jahre meiner Gymnasialzeit besuchte er mich 90 mal, im letzten Jahre wohl über 100 mal. So gern hätte er mir geholfen; aber das fortschreitende Siechtum (Lungenbluten und Neurasthenie) siegte über seine ärztlichen Kenntnisse und seine stets opferbereite Nächstenliebe. Ich selbst hatte längst alle Hoffnung aufgegeben und sah mit stiller Ergebung meinem Ende entgegen."

Da spielte der Zufall dem am Leben Verzweifelnden beim Stöbern in der Hofbibliothek in München, die er in seiner „Trübseligkeit zur Zerstreuung einst aufsuchte", ein Buch in die Hand von Dr. Joh. Siegm. Hahn (1696-1773), „Unterricht von der Krafft und Würckung des frischen Wassers ..." Er vertiefte sich in den Inhalt und faßte den Entschluß, den Versuch mit den vorgeschriebenen Anwendungen einmal zu wagen. Es war im Winter 1849 in Dillingen a. d. Donau, und er erzählt: „Wöchentlich 2 bis 3 mal suchte ich eine einsame Stelle und badete einige Augenblicke in der Donau. Rasch war ich der Badestelle zugeeilt, noch rascher marschierte ich nach Hause in die warme Stube."

Er merkte sehr bald, daß ihm diese Kur durchaus nicht schade; ja, mit der Zeit stellte sich ein überraschender Erfolg ein. Sein kranker Körper erholte sich auch, die Beschwerden verschwanden im Laufe der Jahre, neuer Lebensmut wachte. „Ich erstarkte mehr und mehr", erzählt er; und es gelang ihm, nicht nur seine Studien ungehindert fortzusetzen, sondern sie auch in München im Klerikal-Seminar Gregorianum zu beenden.

Die Erfolge seiner Wasserkur blieben nicht unbekannt.

Zuerst in seiner nächsten Umgebung, bald aber in immer weiteren Kreisen wollten viele seinem Beispiel folgen und baten ihn um

Rat. Er konnte sich des Ansturms kaum erwehren. In langen Jahren baute er, durch die sehr mannigfaltigen Erfahrungen an den vielen Kranken bereichert, eine Heilmethode aus, die damals wie heute Tausenden von Menschen Lebensfrische und Gesundheit zurückschenkt. In Wörishofen, wo Pfarrer Kneipp sein Amt als Geistlicher ausübte, scharten sich die Kranken und Heilung Suchenden um ihn. Die große Bedeutung seiner Gesundungs- und auch Vorbeugungslehre wurde immer mehr erkannt. „Stärkt euch die Lebenskraft beizeiten", lautete eines seiner oft wiederholten Gebote; wobei er auch stets auf die Abhärtung des Körpers hinwies.

Seine Bücher, in denen er seine Lehren niederlegte, sind heute in viele Sprachen übersetzt; außer Wörishofen gibt es eine Reihe anderer Kneipp-Bäder, die sich durch die entsprechenden Einrichtungen seiner Heilmethode eingliedern. In der Mark Brandenburg kündet sich in Wald-Sieversdorf für 1936 ein neues Kneippbad- und Kurhaus an.

Den heilkräftigen Kräutern schenkte er die allergrößte Beachtung: „Lange Jahre hindurch habe ich sondiert, geprüft, getrocknet und zerschnitten, gesotten und gekostet," sagt er, „kein Kräutchen, kein Pulver, das ich nicht selbst versucht und als bewährt befunden habe." Darum gebot er: „Geht hinaus in den Garten Gottes und sammelt die Gaben! Den Pflanzen, welche durch die ihnen vom Schöpfer angehängten Riechfläschchen, den würzigen Heilduft, sich selbst uns ankündigen und freundlich zuvorkommend uns vorstellen, wollen wir fleißig nachgehen!"

Seine Tee-Aufgüsse, Kräuterbäder und Heilsalben hatten außerordentlichen Erfolg. Oft wurde er an die Betten Schwerkranker gerufen und half mit diesen einfachsten Mitteln. Einen Schatz von Pflanzenrezepten hat er uns hinterlassen; (sie folgen im nächsten Teil). Gab doch auch gerade die reiche Flora der Wörishofener Landschaft einen besonderen Antrieb zum Sammeln der heilsamen Kräuter.

Wer zur Sommerszeit im Morgentau oder in des Tages Lauf, vom Höhenwind umweht, durch das wiesengrüne, tannenfrische Land wandert, am kalten Quell seine Sandalen ablegt, um durch die Flut zu waten, oder um im erfrischenden Quellwasser seine Arme zu baden (das sogenannte Herzbad), wird Pfarrer Kneipps

naturverbundene Heilanwendungen und den Erfrischungsduft und Kraftstrom dieses blühenden Voralpenlandes nicht wieder vergessen.

Wiesen und Waldsäume leuchten im Gold des Johanniskrautes oder im weißen Schleier der Schafgarben, Pimpinellen, Meisterwurz, Bärenklaue.

Salbei, Minzen, Frauenmantel, Wiesenknopf strömen ihre Würzkräfte in die Viehweiden; die Milch wird zur Arznei. Die üppigen Wiesen werden gemäht, um das Heu zu gewinnen, dessen Kräuterkraft auch wieder zur Stärkung und zum Heil der Gesundheit ausersehen ist: denn der Heublumensamen des ersten Schnittes wird auf den Böden und in den Scheunen gesammelt, durch Sieben von Staub und Blättern gereinigt und bis zu seinem Gebrauch in Säcke gefüllt. Er dient bei den warmen Behandlungsformen als Auflage in Beuteln oder als Abkochung zu Kräuterbädern, Wickeln, Packungen usw. Jedenfalls gehört diese würzige Urkraft der Wiesen mit zu den wirksamsten Heilmitteln der Kneippschen Kuren.

Schließlich fordert der große Naturfreund, die köstlichen Kräuter auch als Nahrungsmittel fleißig zu gebrauchen. Er spricht von dem prächtigen Frühstückstee aus jungen Erdbeerblättern und Thymian, von dem Spitzwegerich, den er als Kraftnahrung preist, sei er als Suppe verwandt oder als Brotaufstrich, mit Honig vermischt. Sehr viel hält er auch von dem gesunden Gemüse aus Brennesseln, Sauerampfer und Löwenzahn und schrieb ihm eine blutreinigende Wirkung zu.

Allezeit war die grüne Pflanzenwelt dazu ausersehen, die Lebenskräfte zu stärken und zu fördern und dort, wo sie durch Krankheit gehemmt oder zerstört wurden, wieder neu aufbauen zu helfen.

„Benedicite universa germinantia in terra Domino!"

„Jedes Kräutchen der Erde preise den Herrn!"

Das große Lebenswerk des Prälaten Sebastian Kneipp findet in seinen ärztlichen Schülern und Nachfolgern Bohn, Flamm, Schalle und vielen anderen, unter denen auch der bereits verstorbenen Ärzte Baumgarten und Kleinschrod gedacht werden muß, seine würdigste und umfassendste Fortführung.

Außer Sebastian Kneipp ist es noch ein anderer Pfarrer, der sich um die Heilkräuter und damit um das Pflanzenheilverfahren die größten Verdienste erworben hat. Der unter dem Namen „Kräuterpfarrer" bekannte Johann Künzle in Zizers bei Chur in der Schweiz gewann in seiner Jugend durch botanische Spaziergänge unter Leitung eines bedeutenden Botanik-Professors in Einsiedeln sein großes Interesse für die Kräuter. „Das hat mir fürs praktische Leben mehr genützt als Homer und Virgil," sagt er; „denn die lieben Pflanzen fand ich immer überall wieder. Als später Pfarrer Kneipp auf die Heilkraft der Kräuter aufmerksam machte, war es mir ein leichtes, sie zu finden."

Seine Erfahrungen und ausgezeichneten Rezepte veröffentlichte der heute noch in völliger Frische und Rüstigkeit lebende würdige Geistliche in „Chrut und Uchrut" sowie in der Blütenlese aus »Salvia«, Monatshefte für giftfreie Kräuterheilkunde. Wie groß das Interesse, das Pfarrer Künzle zu fesseln versteht, auf diesem Gebiet ist, erhellt die Tatsache, daß „Chrut und Uchrut" schon 1934 in einer Auflage von mehr als dreiviertel Millionen Exemplaren verbreitet war.

Mit der Anwendung der Kräuter zu Heilzwecken geht auch ihr Genuß in der täglichen Speise einher.

Schon im Jahre 1868 fanden die Bestrebungen, der Pflanzenkost sich zuzuwenden, ihre Bekräftigung durch den ersten Vegetarierverein, den Eduard Balzer in Nordhausen gründete.

Seine Lehren von der naturgemäßen Lebensweise und pflanzlichen Ernährung übernahm Dr. Heinrich Lahmann, Weißer Hirsch, Dresden. Er entwickelte die Theorie der Nährsalze.

In genialster Weise baute der Züricher Arzt, Dr. Bircher-Benner (geb. 1867) die neuen Anschauungen aus. Er fand in der ungekochten Substanz, in der pflanzlichen Rohkost das Entscheidende. In seinem eigenen Sanatorium wie in den vielen anderen, in seinem Sinne geführten beweist er die Gesundungskraft der Pflanzenkost

und der naturnahen Lebensweise.

An dem weiteren Ausbau der Naturheilkunde im Rahmen der Gesamtmedizin arbeiten die beiden leitenden Ärzte Grote und Brauchle am Rudolf-Heß-Krankenhaus, einer Kuranstalt, die unter der Schirmherrschaft des Stellvertreters des Führers vom Reichsärzteführer gemeinsam mit der Stadt Dresden eingerichtet wurde, um der Gemeinschaftsarbeit hervorragender Ärzte der verschiedenen medizinischen Richtungen und der wissenschaftlichen Nachprüfung zu dienen.

Die Industrie nimmt sich bestimmter Zubereitungsformen der Heilpflanzen an, so Bürgers Asate (Wernigerode). Die Verreibungen frischer Pflanzen nach der homöopathischen Methode von Dr. Madaus sind ein großzügiges Unternehmen. Auch die Herstellung der aus frischen Pflanzen gewonnenen Preßsäfte nach Schoenenberger gehört hierher.

In allen Volksschichten lebt die uralte Erkenntnis der Heilkraft der Kräuter wieder auf. In den Gärten der Landbewohner und Siedler findet die Kräuterecke unter sorgfältiger Pflege wieder ihren bewährten Platz.

Auf keinem Markt in den Städten fehlt es an den von jeder Hausfrau heute vielgebrauchten Küchengewürzpflanzen.

Gärtnereien und kleine Landwirte — besonders in Mittel- und Süddeutschland — pflegen den Arzneipflanzenanbau als Erwerb.

Der neue Staat aber stützt und fördert diese Lebensquelle der Kraft und Gesundheit des Volkes in jeder Weise.

Am 16. April 1935 lud das Hauptamt für Volksgesundheit in der Reichsleitung der N. S. D. A. P. zu einer eingehenden Aussprache über die deutschen Heilpflanzen in das Haus der deutschen Ärzte nach Berlin ein.

Unter Beteiligung der dafür zuständigen Reichsministerien, des Reichsnährstandes sowie weiterer Staats- und Parteidienststellen, einer Anzahl Wissenschaftlern aus dem ganzen Reich und den an der deutschen Heilpflanzenfrage interessierten Berufsverbänden und wirtschaftlichen Organisationen wurde hier unter der Leitung des Reichs-Ärzteführers Dr. Wagner die „Reichsarbeitsgemeinschaft für Heilpflanzenkunde und Heilpflanzenbeschaffung" ins Leben gerufen. —

Während diese Reichsarbeitsgemeinschaft, der alle an der Heilpflanzenfrage interessierten Kreise angehören, sich mit der Wirkung und der Anwendung der Arzneikräuter beschäftigt, sorgt der Reichsverband der Heil- und Gewürzpflanzenanbauer für die Beschaffung der anbauwürdigen Rohdrogen. Er hat seinen Sitz in Berlin S W 11, Dessauerstraße 14, und ist dem Reichsnährstand angegliedert. Von hier aus unterrichten Flugblätter — es erschienen 1936 bereits deren 12 — über sachgemäßen Heilpflanzenanbau.

Beide Organisationen geben je für sich ein Verbandsblatt heraus, wodurch die Mitglieder über alles unterrichtet und auf dem Laufenden gehalten werden.

Im weiteren läßt der Staat sich die Einrichtung von Kliniken und Krankenhäusern für naturgemäße Heilkunde, die Durchführung entsprechender Lehrkurse für Ärzte und Maßnahmen zur Errichtung von Lehrstühlen für die wissenschaftliche Naturheilweise angelegen sein.

Die diesjährige erste Tagung der Deutschen Gesellschaft für innere Medizin und der Reichsarbeitsgemeinschaft für eine neue deutsche Heilkunde aus den Vertretern der Naturärzte brachte den Beweis, daß beide Richtungen eine Vereinigung erstreben:

Die Schulmedizin, die in der Hauptsache durch fremde Kräfte die Krankheiten zu bekämpfen versucht, und die Naturärzte, die durch Ausnutzung der eigenen Abwehrmöglichkeiten des Körpers das gleiche erstreben.

Mit diesem Ziele ist das Wissen von den Heilpflanzen und die Kräuterheilkunde untrennbar verbunden.

Tiere waren die ersten Erkundungstruppen für die Menschen bei der Erforschung der Pflanzenkräfte; die Alten erzählen von den Hirschen und wilden Schweinen, von den Katzen und Hunden, von dem kühnen, unverzagten Wieselchen, auch von den kranken Raben, Schwalben und wilden Enten, die alle durch die guten Kräuter ihrer Krankheit „enttragen" und geheilt werden:

Was für Gewächß oder Einfache ding durch unvernünfftige Thier, zur Artznei tauglich, den Menschen seind angezeigt worden.

„Die fleißige Weidleut, Jäger und ihres gleichen haben wargenommen und erfaren, daß die verwundte Hirtz|Hirsch| die pfeil und andere geschoß mit dem eintzigen Cretischen Dictam herausser ziehen und fürter genesen, welches jetzgemelte Kreüttlin fürter ins geruff kommen, daß man dorn, eisengeschoß, spreissen und anderes auff den schaden gelegt, darmit herausser kan ziehen. Es haben auch gedachte Hirtz ihr eignen Tyriak für die gifftigen Spinnenstich, Phalangion genannt, selbs von Natur gelernet, so offt sie von Spinnen gestochen werden, suchen sie als bald Bachkrebs; wann sie deren bekommen, sein sie des giffts sicher.

Die wilden Schwein, sagt Helianus, thun auch also, wann sie des Bülsenkrauts ungeuer versuchen, darvon werden sie lam, so bald sie aber Bachkrebs mögen bekommen, werden sie der láme enttragen. Also treu ist Gott der Allmechtig, das er auch sorg für das Viehe tregt, dem selben nit allein das futter zur Speiß und nahrung, sondern auch artznei verschafft, und einem jeden Thier natürlich einbilden laßt, was ihm nutz und zur gesundheit dienen mag. Man schreibt, das die Beren|Bären|den Epheu, Hederam, vast lieben und ihre empfangene wunden mit Moß|Moos|stopffen, das blut damit zu stillen. Und so sie etwan die Schlaafföpffel, Mandragora genant, zuvil gessen haben, so suchen sie Omeissen|Ameisen| zur artznei. Es haben doch die erschröckenliche Drachen ihre artznei, dann sobald sie der unlust überzeucht, büßen sie den selben mit wilden Lattich blettern.

Wann den Hunden etwan unwillet, essen sie Graß, davon würt ihnen geholffen.

Das kün unverzagt Wieselin, Mustela, wann es ein zanck oder kampff mit den Katzen und Schlangen anfahen will, versorgt es sich zuvor mit wein Rautten blettern.

Die Katzen haben ihre besondere Kreutter und Wurtzel zu den dunckelen augen als das Nepten kraut und die wurtzel Baldrian; die selben pflegen sie nit allein zu essen, sondern reiben ihre augen damit und waltzen mit gantzem leib darauff, welches ich selbs vil manch mal war genommen.

Das Gevögel hat von Natur auch seine artznei. Die Storken|Störche|, wann sie im leib nit wohl sich befinden, fassen sie des versaltzenen Meerwassers in den langen kragen und gießens ihnen selbs durch den schnabel in den hindern, davon würt der verstopfft leib, als durch ein Clysterium, widerumb eröffnet. Neben dem Saltzwasser brauchen auch die Storken zur Artznei den wohlriechenden Dosten, Origanum. Die krancken Raben, Dulen |Dohlen|, Feldthühner, Feldtdauben, die Häher, Graculi, und der Merlin geschlecht, purgieren sich järlich mit grünem Lorbeerlaub. Die Hüner, die Bloch und Turtel dauben suchen das kraut Tag und Nacht, zu Latin Parietaria, zu ihren presten. Die Kránch, |Kraniche| und was ihres geschlechts und art ist, haben ihren wollust und hilff im Riedt an den Weiher bintzen |Binsen|. Wilde Enten, Genß |Gänse| und viel andere wassergevögel brauchen zur Artznei das Kraut Sideritis, das wir in diesem Buch feld-Cypressen mit den braunen blümlin und Weronmut blettlin verteutscht haben.

Das bitter Schöllkraut haben die Schwalben zu den dunckelen augen nützlich ins geschrei bracht, dann sie etzen mit gemeltem Schöllkrautsafft ihren jungen die augen widerumb auff, sagt Aristoteles.

Die Schlangen bringen ihr dunckel gesicht im Früling mit dem Fenchelkraut widerumb zurecht, und den alten ihren winter balck streiffen sie gemeinlich an den Weckholterstauden ab. Die krancken Schnecken helfen ihnen selbers mit dem kraut Cunila, das ist Quendel.

Solcher jetzgemelter erfarung möchten wol mehr erzählt werden. Es sein aber dise darumb angeregt, daß man sehen soll, wie die Natur, Gottes Dienerin, allen lebendigen Creaturen jedem sein hilff und Artznei einbildet. Noch sein wir so gar auffs gut und andere unnütze ding behafft, daß wir der aller notwendigsten stücken nichts oder gar wenig achten."

(Bock, Kräuterbuch, Straßburg, 1572.)

Achillea millefolium **Schafgarbe**

Plinius berichtet: Als Achilleus bei dem kräuter- und heilkundigen Chiron am Pelion in der Lehre war, lernte er die wunderwirkende Kraft der Schafgarbe kennen. Er heilte mit dieser Pflanze Thelephos, den König von Mysien, und so erhielt das Kraut den Namen Achillea.

Dioskorides nannte es stratiotes das ist Soldatenkraut, wenigstens glaubt man, daß dieses identisch mit unserer heutigen Schafgarbe ist. Vielleicht sprach aus seinem Namen die Erfahrung, daß die Soldaten ihre Wunden mit dem Kraut heilten. — Mit seiner blutstillenden Kraft hängt auch noch die französische Namensbezeichnung zusammen: herbe de Saint Joseph, erzählt doch die Legende: Als der heilige Joseph bei seiner Zimmermannsarbeit sich eine Verletzung zuzog, brachte das göttliche Kind ihm die Schafgarbe, die seine Wunde sogleich schloß.

ACHILLEA MILLEFOLIUM
Fuchs 1572

„Alle Geschlechter der Garbenkräuter trucknen und ziehen zusammen, derowegen sie alle frischen Wunden heilen, sagt auch der alte Leibarzt des Bischoffs von Speyer, Tabernaemontanus. Er preist wie die anderen Kräuterväter des Mittelalters „die Tugend und Kraft" der Pflanze gegen die fallende Sucht, Versehrung der Lunge, Blutspeien, Magenerbrechen.

„Wann einer unlustig ist und nicht essen oder trinken mag, der nehme Garbenkraut und sied es in Wein, seihe es durch und trinke alle Morgen nüchtern ein gemeines Tischbecherlein voll warm."

Die heutige Volksmedizin stimmt mit den Heilanzeigen der Alten für die Schafgarbe ziemlich überein. Pfarrer Kneipp empfiehlt ebenfalls den Tee demjenigen, der an völligem Appetitmangel leidet und zwar das Getränk löffelweise zu nehmen, wie er überhaupt immer wieder betont, daß das Heruntergießen und eilige Trinken eines heilenden Tees gar nicht wirkungsvoll wäre; langsam und schluckweise trinken und lieber nicht so viel, hilft bedeutend besser.

Von der Schafgarbe heißt es, daß sie alle Säfte reguliert. Der Österreicher nennt sie das „Bauchwehkräutl", denn es heilt Durchfall und Ruhr.

Ein Tee von den weißen Blüten vertreibt auch die Erkältungen des Unterleibs. Pfarrer Künzle sagt, das Kraut sollte in keinem Frauentee fehlen.

Der Landmann schätzt es als Mittel gegen Rückenschmerzen, besonders bei der Ernte, wenn er sich viel bücken muß.

Auch als Schönheitsmittel ist es altgerühmt: das Rezept lautet, täglich das Gesicht mit dem aromatischen Teeaufguß zu waschen, der die Haut kräftigt und straffr. Nach Dinand muß es längere Zeit hindurch angewendet werden.

Man gebraucht von dem Kraut die besonders kräftigen Blüten, aber auch die Blätter. Die letzteren sammelt die Hausfrau schon im zeitigen Frühjahr zu der gesündesten Frühjahrskräutersuppe.

Die wissenschaftliche Medizin kennzeichnet die Grundwirkungen der Schafgarbe als kreislaufverbessernd, krampflösend auf das Gefäßsystem und stoffwechselanregend.

Es wird hervorgehoben, daß die Wirkung gewöhnlich erst nach längerem Gebrauch eintritt, daß sie dann aber auch nachhaltig ist. Wie Flamm-Kroeber unter anderem sagt, hat die Schafgarbe sich auch bewährt „als Heilmittel bei der Neigung zu krampfartigen Herzanfällen, (Herzbräune-Angina pectoris), bei ausstrahlenden Armschmerzen mit dem Gefühl des Einschlafens der Hände, beim anfallsweise auftretenden Hinken usw."

Die Pflanze wächst an Wegrändern, Wiesen, Rasenplätzen, auf

Äckern als Unkraut. Sie ist kein Doldenblütler, wie es auf den ersten Blick erscheint, sondern ein Korbblütler. Die Trugdolden sind von weißer bis rötlicher Farbe. Die letzteren gelten als besonders kräftig. Die Blätter sind sitzend, wechselständig und doppelt fiederspaltig.

Aconitum napellus — Blauer Eisenhut

Dieweil dies Kraut vor allen das ärgste Gift ist", berichtet Matthiolus (Kräuterbuch) vom „blaw Eisenhütlein" eine schaurige Begebenheit: „Will allhie eine Historie erzehlen, die ich selbst zu Prag gesehen hab im tausend fünfhundert ein und sechtzigsten Jahr allein auff der Ursachen, so etwa jemandem das Kraut fürkeme, er sich wisse davor zu hüten". Er fährt fort, wie „Fürstliche Durchlauchtigkeit, Ertzherzog Ferdinand" „ein berümbt pulver wider allerley giffe" besaß und dieses einem armen Übeltäter, der zum Tode verurteilt war, und den man mit Arsen umbringen wollte, errettete. Man wollte dieses wunderbare Gegengift auch beim Eisenhut ausprobieren. Wieder hatte ein armer Schalk durch Diebstahl sein Leben verwirkt und sollte des Morgens am Galgen gehenckt werden. Zuvor aber wollte man die Probe machen, ob auch das „blaw Eisenhütlein" durch das „gemeldte pulver" zu besiegen sei, was dem armen Sünder Leben und Freiheit geschenkt hätte.

ACONITUM NAPELLUS
Matthiolus 1563

Man holte also „Napellum auff dem Behmischen Gebirge, zwo Meil wegs von dem Stättle Hohenelb genannt; daselbst wechst diß ertzgifftige Kraut in großer Menge. Von der Wurtzel nam man ein quentle schwer, zu pulver gestoßen und mit Rosenzucker vermischt. Solches gab der Scherge im beywesen Kayserlicher Majestät und Fürstlicher Durchlaucht, Doktoren und andrer Namhaftiger Leuth, dem starken jungen Mann". Ein und eine halbe Stunde lang machte sich keinerlei Wirkung geltend. Da meinten „die Doctores, es würde der Behmische Napellus nicht so hefftig oder kräfftig sein, dieweil das Behmerland nicht so warm gelegen sei, als die frembden Länder". Dazu glaubten sie, die Wurzel hätte vielleicht schon an Kraft verloren, da die Pflanze bereits abgeblüht war und Samen getragen hatte. Deshalb beschloß man, abermals ein halbes Quentlein „der blumen und bletter beyders zusammen zu stoßen und dem armen Sünder über das vorig mit Rosenzucker" einzugeben. Nach zwei Stunden klagte er, „der gantze Leib wer im müde, darzu das Hertz schwer und matt, doch redete er mit guter Bescheidenheit und stark und sahe sich frisch umb". Da auch der Puls zu schwinden begann, reichte man ihm endlich das zu erprobende Wunderpulver. Jetzt fing das Gift mit der Arznei sich schaurig an zu balgen. Doch vergeblich, das gewaltig tötliche Napellus brachte ihn in Kurzem zum Sterben.

Matthiolus selbst fügt hinzu, das sicherste Gegengift sei eine Feldmaus, die den Eisenhut abnage. Er habe sie selbst in der Gegend von Trient gefangen; es sei aber sehr schwer ihrer habhaft zu werden.

In den Alpen kommt eine gelbe Art Aconitum sehr häufig vor und führt den Speziesnamen lyconoctus = (griech.) wolfstötend. Schon die alten Germanen sollen mit den Wurzeln des Krautes Fleisch vergiftet haben, das sie den Wölfen vorwarfen, wodurch diese getötet wurden. Heute noch verwendet man die Pflanze in gleicher Weise zur Vertilgung von Ratten und Mäusen sowie, unter Fleisch gemischt, als Köder für Füchse und Katzen.

In der Volksmedizin findet der giftige, gefährliche Sturmhut keine Verwendung, dagegen in der wissenschaftlichen Medizin spielt er wegen seines Gehaltes an Aconitin eine große Rolle.

Madaus empfiehlt ihn als Fieber- und Schnupfenmittel, doch

sind stets entsprechende Verdünnungen angezeigt, „denn in stärkeren Dosen erzeugt Aconitum Fieber und greift das Herz an". — Hugo Schulz schreibt: „Bei frischen Erkältungen, wenn man sich eines gehörigen Schnupfens und Hustens mit ziemlicher Sicherheit versehen kann, wirkt Aconitum manchmal geradezu kupierend." Ein Assistent der Greifswalder Klinik schildert seine Erfahrungen mit Aconit: Wenn er abends zwei starke Zigarren geraucht hatte, so störte seine Nachtruhe lebhaftes Herzklopfen. Dieses Herzklopfen blieb aus, wenn der Assistent abends Aconitum nahm. Auch gegen Neuralgien wird es empfohlen.

Die Pflanze ist von besonderer Schönheit. Der eigenartigen Form der in Trauben stehenden Blüten verdankt sie unzählige Namen wie Blaumützen, Duwenkutschen, Fischerkip, Pantöffelchen, Großmudders Mütz, Venuswägelchen, Arche Noahs, der lieben Frau Federschuh und andere mehr. Von den fünf Blütenblättern ist das oberste helmförmig gewölbt. Darunter stehen zwei seitliche und am Blütengrunde zwei spitze, abwärts gerichtete Kronblätter. Die Pflanze wird bis zu 1,5 m hoch; die Blätter sind fünf- bis siebenspaltig, die Wurzel rübenartig verdickt.

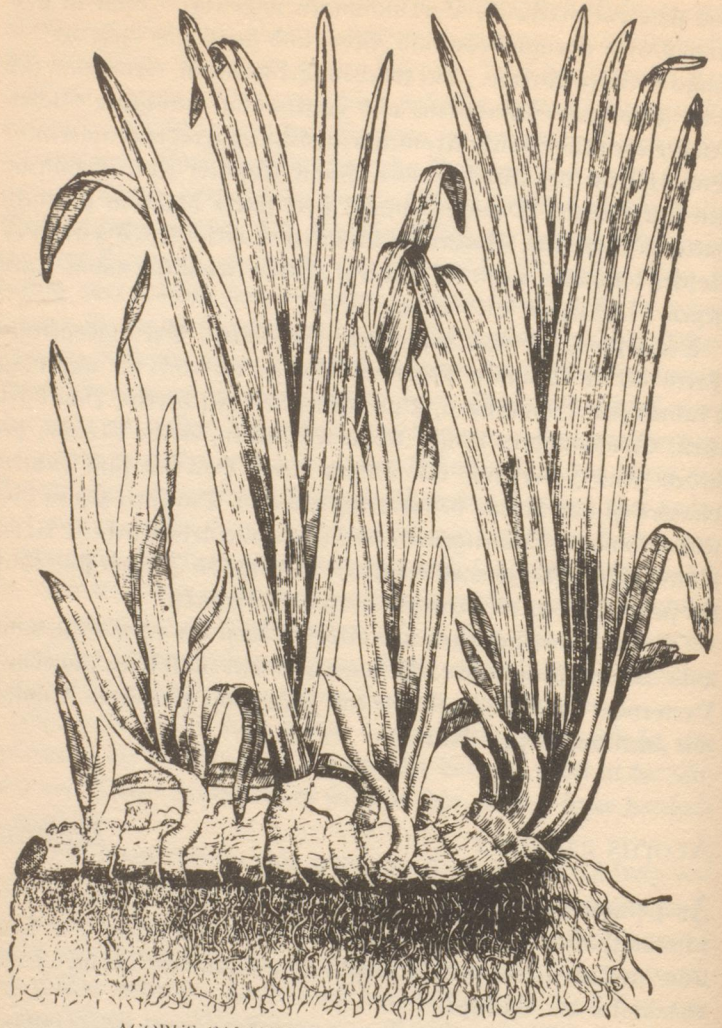
In den Mittelgebirgen und Alpen wächst der echte Sturmhut wild, in der Ebene nicht. Er wird aber viel in Gärten angebaut. Verwendet werden sowohl die im Juni, Juli geernteten Knollen wie auch das frische Kraut.

Acorus calamus — Kalmus

Zu Pfingsten treiben die Kinder in der Mark Brandenburg einen schwunghaften Handel mit den duftenden Schäften. Die Landleute stecken sie mit den Pfingstmaien zusammen an die Fenster und hinter die Spiegel.

Die Fronleichnamsprozession schmückt die frischgrüne Pflanze. Ein slawischer Brauch scheint es zu sein, den Kalmus als Glücksbringer auch vor die Haustüren zu streuen.

Ob er bei uns von jeher heimisch war oder nicht, ist noch immer ungeklärt. Verwechselungen mit der Iris pseudacorus führen oftmals in die Irre. Man neigt stark zu der Annahme, daß die



ACORUS CALAMUS *Matthiolus 1563*

ursprüngliche Heimat Südchina und Hinterindien ist und daß die Pflanze bei uns eingeführt wurde.

Im Jahre 1557 erhielt der Leibarzt Kaiser Ferdinands I., der Verfasser des Kräuterbuches, P. A. Matthiolus, von dem kaiserlichen Gesandten Angerius Busbequius am türkischen Hof in Kon-

stantinopel eine Kalmuspflanze zum Geschenk. Der Gesandte hatte sie an einem großen See bei Nicomedia in Bithynien gefunden.

Matthiolus erzählt sehr interessant, daß die Pflanze bei den Tataren „Tartarsky" genannt wird. Sie trinken kein Wasser, ohne vorher die Wurzel hineingelegt zu haben. Sie scheint Infektionsstoffe an sich zu ziehn.

Er empfiehlt es darum allen Soldaten zur Nachahmung, wenn sie ungesundes Wasser trinken müssen, um sie vor Fieber und Ruhr zu bewahren.

Der Kalmus spielt überhaupt im Osten eine besondere Rolle als Volksheilmittel. Marzell erzählt, daß in Turkestan der in heißer Asche gebratene und zerstoßene Wurzelstock bei Husten und Schwindsucht eingenommen wird. In Kleinrußland und Sibirien soll er auch ein Fiebermittel sein.

Bei uns gilt der Tee der Wurzel als vorzügliches Mittel gegen Magenbeschwerden; ferner wirkt er beruhigend bei Herzklopfen. Der alte Peter Schöffer, Mainz 1485 sagte schon dasselbe: „Item wer nit wöl dauwen mag, der neme kalmuss gepulvert. — Item welcher das hertz zyttern hette, der neme den gantzen kalmuß."

Flamm-Kroeber meldet, daß heute der Kalmus in die Arzneibücher der meisten Länder aufgenommen ist und durch seine aromatischen Bitterstoffe eine drüsenanregende Heilpflanze darstellt. Besonders rühmt er die Wirkung auf den Verdauungsapparat und Störungen der Galle. Außerdem führt der Gebrauch der Pflanze zu Blutbildung und Besserung des Blutumlaufs sowie zur Behebung von Stoffwechselstörungen usw. Nach W. Bohn dienen Kalmusbäder und Abreibungen mit Kalmustinktur skrofulösen und rhachitischen Kindern zur schnellen Kräftigung. Die Homöopathie bedient sich diesmal nicht des frischen Wurzelstocks, sondern des getrockneten, der vorher geschält wird.

Die schwertförmigen Blätter werden bis zu 1,20 m hoch. Der endständige Blütenkolben kommt fast nie zur Ausreife. Hierin meine ich auch einen Hinweis auf den Fremdling aus wärmeren Zonen zu erkennen. Die Vermehrung geschieht also vorwiegend vegetativ. Der Wurzelstock ist kriechend. Das Wachstumsgebiet sind Gräben, See- und Flußufer sowie sumpfige Stellen.

Alchemilla vulgaris

Frauenmantel

Frauenmantel, auch „Muttergottesmänteli", „Frauenhilf" oder „Sinnau" genannt. Der letzte Name ist vielleicht aus dem altd. sin = immer (vgl. altd. sinlîf = ewiges Leben) und au = Wasser entstanden und knüpft sich an die Eigentümlichkeit der gefalteten Blättchen, die in ihren Geweben das Vorhandensein besonderer Wasserspaltöffnungen aufweisen, vermittels deren an den Blatträndern die kristallklaren Tropfen wie eine glitzernde Perlenreihe erscheinen. So heißt das Kraut in Thüringen auch „Tränenschön" und in der Schweiz „Taumänteli". Das Mittelalter bezeichnete es vielfach als Alchemilla = Zauberkraut, da eben die Wassertröpfelein, die in der Morgensonne geheimnisvoll funkeln, ein besonderes Rätsel aufgaben.

ALCHEMILLA VULGARIS
Brunfels 1532

Als Kraut der Frauen war es bei den Germanen der Frigga heilig. Das übertrug sich in christlicher Zeit auf die Jungfrau Maria. Die reichgefalteten Blättchen erschienen als ein Abbild des heiligen Marienmantels „unserer lieben Frawen".

Ein altes, langes Kräutergebet wendet sich an seine Heilkraft und beginnt: „Die Wurzeln und Kräuter bete ich mit meinem kostbaren Gebet an, die da auf diesem Orte beschaffen sind, zu

doktern und zu heilen. Sinnau, Sinnau, du heiliger Sinnau, das sind die Sinnauwurzeln, unserer lieben Frau ihr Mantelkraut, die Wurzel ist eine Wurzel über alle Kräuterwurzeln!" ... „ein Kräutlein über alle Kräuterlein" ... und schließlich: „ziehts ab, heilts ab, ziehts aus, heilts aus." (Fossel, Volksmed. a. d. Steiermark.)

Die Alten verwendeten den Sinnau als Wundkraut, innerlich und äußerlich, gegen Epilepsie, gegen Brüche: „So ein Mensch gebrochen ist, er sey jung oder alt, der lasse zwo handvoll Sinnaw in einer Maß Wasser sieden so lang, als man ein hart Ey sieder und trinke darvon" (Matthiolus).

In heutiger Volksmedizin wird das Kräutlein wieder fleißig angewendet. Besonders Kräuterpfarrer Künzle hebt es hervor. Er sagt: „Zwei Drittel aller Frauenoperationen würden bei frühzeitiger und längerer Anwendung dieses Heilkrautes gänzlich überflüssig; denn es heilt alle Unterleibsentzündungen, Fieber, Brand, Eiterung, Geschwüre und selbst Brüche.

Jede Kindbetterin sollte 8-10 Tage fleißig recht viel von diesem Kraut trinken, manche Kinder hätten dann noch ihre Mutter und mancher geschlagene Witwer seine Frau, wenn sie diese Gottesgabe gekannt hätten."

Selbstverständlich müßte man bei veralteten Leiden das Kraut auch längere Zeit gebrauchen. Er fährt fort: „Äußerlich zerquetscht und aufgelegt, heilt das Frauenmänteli Wunden, Stiche, Schnitte. Kinder, die immer schwache Muskeln haben trotz guter Kost, werden stark durch fortgesetzten Gebrauch dieses Tees."

H. Schulz schreibt: „Eines hohen Ansehens erfreut sich in der Volksarznei einiger Gegenden der Frauenmantel." Er hält kräftige Abkochungen der Blätter für ein Heilmittel gegen Darmkatarrh.

Zur Verwendung kommt das ganze blühende Kraut.

Die Blätter sind rundlich nierenförmig und fünf- bis neunlappig. Nach ihrer völligen Entfaltung nehmen sie eine schüsselähnliche Gestalt an. Die in Trugdolden stehenden grünlich weißen Blüten sind unscheinbar, werden aber trotzdem wegen einer reichlichen Honigabsonderung von den Insekten fleißig aufgesucht.

Das Kraut liebt vor allem die Wiesen sowie kalkhaltige Böden. Es kommt in den verschiedensten Gattungen vor. Pfarrer Künzle

lobt besonders das „Silbermänteli", das auf den hohen Bergen wächst. Die silbergrauen Blätter werden von jedem Kräutersammler bevorzugt.

Anagallis arvensis — Gauchheil

Wahrlich ein feines Kräutlein! Es heilt den Gauch (mittelhd. gouch), den einfältigen, törichten Narren und Dummkopf und macht den Verstand hell und klar! Dunklen Mächten verwehrt es den Eingang, und so sagt Fuchs in seinem Kräuterbuch: Dieses Kraut haben die alten, abergläubischen Teutschen Gauchheil darum geheißen, daß sie geglaubet, wo mans am Eingang des Vorhofs aufhänge, daß es allerlei Gauch und Gespenst vertreibe." Außerdem stillte es das Blut auf das wunderbarste, ja dem armen Kranken, den man zur Ader ließ, brauchte man das Kräutlein nur in die Hand zu geben, und es dämmte sogleich den zu heftig fließenden Blutstrom.

ANAGALLIS ARVENSIS
Brunfels 1532

Auch den bösen Biß von Schlangen und tobsüchtigen Hunden heilte es, und schließlich machte es „ein klar Gesicht", sodaß aus „rotem" gauchheil destillierten Wasser vielen geholfen wurde, welchen „Fell in den Augen angefangen zu wachsen". Der gelehrte Doktor Fuchs gibt sogar ein Rezept: „Der Saft, mit dem allerbesten Honig vermengt und in die trüben Augen gelassen, macht dieselbigen klar und lauter". Augenblüte wurde das Kraut darum auch genannt.

Das Blümlein selbst aber öffnet seine Augen nur, wenn das schönste Wetter zu erwarten ist, und auch erst in der neunten Morgenstunde. Der Augsburger nennt es darum „Neunerblümle" und der Schweizer „Nüniblümli".

Man wird begreifen, daß ein so spätes Aufwachen von keinem besonderen Fleiß zeugt: der Geraer Landmann spricht darum von dem „Fulenzchen" oder „Ful-Elschen"; mancher sagt auch barsch nur „Faule Magd" dazu.

Nun kommt es aber oftmals vor, daß dem „Fulenzchen" die Luft zu schwer und zu feucht ist, dann öffnet es seine Augen überhaupt nicht, sondern verschläft den dunklen Regentag. So wurde es im Volksmund zum „Wetterglas des armen Mannes". (In England: poor man's weather-glass.)

In der Volksmedizin ist der Gauchheil nicht mehr so gebräuchlich wie früher. Sein Tee gilt als Mittel gegen Leberleiden. Ein kleiner Giftgehalt in der Pflanze mahnt zur Vorsicht. Sie wächst auf den Äckern, hat eiförmige, gegenständige, ungestielte Blätter und ziegelrote oder lilafarbige Blüten, die an langen Stengeln stehn.

Anemone hepatica — Leberblümchen

Das „Vorwitzerchen" nennt es der Franke, weil es den Frühling kaum erwarten kann und oft noch unter Schnee und Eis seine tiefblauen Blütenaugen öffnet. Die Bezeichnung Hepatica, ist von dem griechischen hepar = Leber abgeleitet, triloba gleichfalls von dem griechischen treis = drei und lobos = Leberlappen. Die Alten ersahen aus der dreilappigen Form der Laubblätter eine Ähnlichkeit mit der menschlichen Leber und erblickten darin den Hinweis, daß die Pflanze besonders heilkräftig für dies Organ sei. Noch heute ist sie ein Volksmittel gegen Leber- und auch Nierenleiden. Und zwar nimmt man von der getrockneten Pflanze

ANEMONE HEPATICA
Brunfels 1532

2 gr auf ein Achtelliter Wasser und trinkt diesen Tee. Das Leberblümchen liebt besonders die Buchenwälder.

Die Laubblätter halten sich den ganzen Winter durch und werden erst im Frühling nach der Blüte ersetzt durch junge, frische Triebe. Die Blütenkrone ist blau, zuweilen aber auch weißlich oder rötlich.

Verwendet wird die ganze Pflanze.

Anemone pulsatilla — Küchenschelle

Als Adonis einst auf der Jagd von einem Eber getötet wurde, ließ Aphrodite in ihrem Schmerz aus seinem Blute die frühlingszarten Anemonen hervorblühen. Nach einer anderen Deutung erwuchsen sie aus ihren Tränen, die sie aus Gram um den Geliebten vergoß. (Ovid, Metamorphosen X.)

ANEMONE PULSATILLA
Brunfels 1532

Alle Frühlingspflanzen sind nach uraltem Glauben unverletzlich. Wer ihr lenzblühendes Leben abkürzt und sie ausreißt, lädt sich eine Schuld auf.

Die hellvioletten Glöckchen der Anemone pulsatilla gehören mit zu den ersten Frühlingsboten. Ihr vielumstrittener Name ist wahrscheinlich aus der kapuzenartigen, narrenkappenähnlichen Form ihrer Blüten über Guggelschelle zur Kuchel- oder Kuchenschelle verwandelt, wie Brunfels und auch Matthiolus in ihren Kräuterbüchern sie nennen. Aus dieser Bezeichnung formte sich unsere heutige Küchenschelle, die also mit der Küche durchaus nichts zu tun hat. Ob die

Kuhschelle aus der Glocke der Kühe hervorging, bleibt dahingestellt. Ein sehr alter Name des Blümleins lautet auch „Hackelkraut" oder „Hackenkraut", eine Bezeichnung, die noch in Ostpreußen gebräuchlich ist. Nach Söhns hängt sie mit dem Giftgehalt des Krautes zusammen, das den nächtlichen Werken der Hexen (hacke) diente. Wehe, wer die blühende Pulsatilla auf einen Hof bringt, wo man das Federvieh sorgsam heranzieht und die Gänsemutter auf ihren Eiern brütet: die ganze Brut muß im Keime ersticken! (A. Treichel, Volkstümliches aus der Pflanzenwelt.)

Die Pflanze führt in Sachsen auch noch den Namen „Bitzblume" und in der Schweiz „Bitzwurz" (altd. bîzen), da sie einen beißenden Geschmack hat.

Die mittelalterlichen Kräuterväter lobten ihre Kraft gegen das Fieber und gegen die Pest.

In der heutigen Volksmedizin wird sie nicht verwendet, und die Apotheken, die das Kraut, den Auszug und die Tinktur gesondert aufbewahren, geben die Droge nur auf ärztliche Verordnung heraus. Hier aber spielt sie eine große Rolle, speziell in der Homöopathie, die sich der blühenden Pflanze bedient.

Nach Karl Stauffer wirkt die Pulsatilla speziell auf das Venensystem, bei venösen Stauungen, bei Menstruationsstörungen, Druck und Schmerz auf der Brust, bei anämischem Herzklopfen.

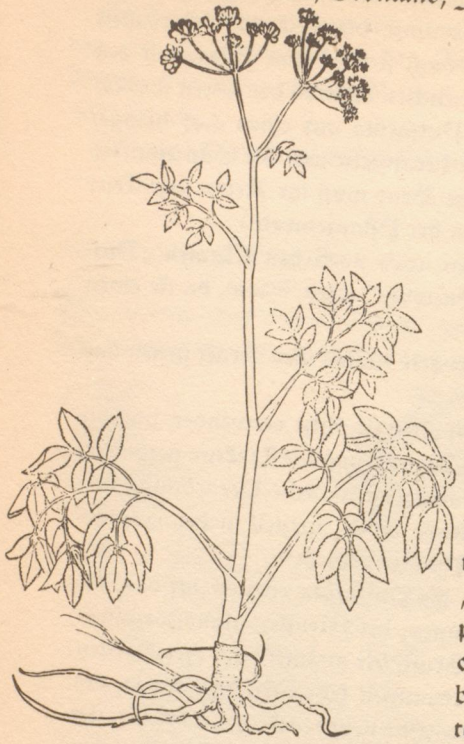
Die Pflanze ist in ihrem Vorkommen sehr zurückgegangen, deshalb steht sie unter Naturschutz. Sie liebt trockenen, kalkigen, steinigen Boden.— Aus dem kräftigen, braunen Wurzelstock treiben die doppelt fiederspaltigen Blätter hervor. Unter den hellvioletten Blüten befinden sich die Hochblätter, die wie die ganze Pflanze zottig behaart sind.

Archangelica officinalis — Engelwurz

Der Sage nach erhielt sie ihren Namen in den Zeiten, da die Pest wütete. Einem frommen Mann erschien ein Engel in der Not, zeigte ihm die heilkräftige Pflanze und empfahl sie als rettende Speise. (Perger.)

Den antiken Schriftstellern war die Engelwurz unbekannt. Sie

scheint in alten Zeiten ihr besonderes Verbreitungsgebiet in den nördlichen Ländern, Grönland, Island, Skandinavien, gehabt zu haben und dort sogar als Kulturpflanze angebaut worden zu sein. Nach Hoops (Waldbäume und Kulturpflanzen) war die Angelicawurzel in Island gesetzlich geschützt: Es war verboten, sie auf fremdem Grund und Boden auszugraben. Sehr interessant erzählt Dr. H. Marzell in seinen ethnobotanischen Streifzügen davon: „In einigen uns erhalten gebliebenen Gesetzen heißt es z. B.: Der Pächter, der einen Angelika-Garten angelegt habe, dürfe die Pflanzen vor dem Umziehtage mitnehmen." (12. Jhrh.) Oder: „Wenn jemand auf einem gepachteten Hof einen Angelika- oder Zwiebelgarten angelegt habe, so sei ihm gestattet, die Hälfte der Pflanzen mitzunehmen." (13. Jhrh.) Die Engelwurz wurde viel in den Klostergärten angebaut und die mittelalterlichen Bücher loben sie um ihrer „fürtrefflichen Krafft und Tugendt willen". Tabernaemontanus sagt: „als wann der heilig Geist selber oder die lieben Engel dem menschlichen Geschlecht dises Gewächs und heylsame Wurtzel geoffenbaret hetten." Vor allem war sie „eine Vorbewahrung wider die Pest." Matthiolus empfahl, in „Sterbensläufen" die Wurzel im Munde zu behalten und zu kauen, besonders wenn man ausgeht.



ARCHANGELICA OFFICINALIS
Fuchs 1552

Diese Ansteckung verhütende Eigenschaft der Pflanze wird auch noch viel später gerühmt, und interessant ist es, den Kräuterpfarrer Künzle von einem Einsiedler in der Schweiz erzählen zu hören, der in der Kräuterkunde sehr erfahren war und in der ersten Hälfte

des vorigen Jahrhunderts lebte: „da ging im Berner Oberlande eine schwere ansteckende Krankheit um, ähnlich wie die Grippe, und raffte viele dahin. Die Leute pilgerten zu dem Einsiedler und fragten ihn um Rat, wie sie sich vor der bösen Krankheit schützen könnten. Er sagte: „Grabet die Angelica-Wurzel aus, siedet sie und gebt allen im Hause jeden Morgen einen Schluck davon, desgleichen abends vor dem Schlafengehen, dann wird die Krankheit nicht ins Haus kommen." Und so war es auch. Alle Familien, die so taten, blieben verschont, wenn ringsum alles krank war!"

Aus diesem Geschichtchen die Nutzanwendung für heute: Hat dein lieber Nachbar die Grippe, hustet und krächzt erbärmlich, und es steht zu erwarten, daß du in kurzem auch „angegrippt" bist, eile und siede die im Herbst (September) getrocknete Wurzel der Angelica, trinke den Tee, und die gefürchtete Krankheit entweicht durch den rauchenden Schornstein.

Der Kräutereinsiedler erreichte mit der Pflanze auch noch eine besondere Heilung: Einem alten Großvater, der einen mehrjährigen, zähen Husten hatte, der ihn schwer plagte, bot er eine Handvoll dürrer Angelica Wurzeln mit der Weisung: „Siede das in 3 Liter Wein, mische ein paar Löffel Honig dazu; davon trinke jeden Morgen und jeden Abend ein Glas voll." In einer Woche war der Husten weg und kam nicht wieder.

Pfarrer Kneipp verordnet ebenfalls die heilsame Engelwurz und sagt: „Kleine Geschwüre, Öffnungen in der Lunge heilt die Angelica-Wurzel aus, beseitigt rasch allen Unrat und sorgt, daß das Frischgereinigte gleich wieder zusammenwächst; sie zieht zusammen und schließt die Wunden."

Die Volksmedizin verwendet die Pflanze auch noch bei Vergiftungen zum Austreiben schädlicher Stoffe aus dem Magen sowie zu Kräuterkissen und aromatischen Bädern. Auch nimmt man die Wurzel gern zum Ansetzen eines guten Magenbitters und Kräuterlikörs.

Die wissenschaftliche Medizin zählt die Angelica zu den Gefäßmitteln, und Dr. med. W. Bohn hält sie für angezeigt „bei erschöpfenden nervösen Fiebern, Typhus, Lungen- und Rippenfellentzündungen mit schnell einsetzendem Verfall bei zögernder Lösung." „Durch Einwirkung auf die Muskulatur der Blutgefäße der Därme

und der Luftröhre bewirkt sie eine kräftige Tätigkeit, belebt und löst vorhandene Schwächezustände und Erschlaffung.

Sie wirkt ähnlich der Arnica und Valeriana, die derselben Mittelgruppe angehören."

Man gebraucht die Blätter mit den Stengeln, die Samen und den Wurzelstock.

Die Pflanze liebt einen feuchten Standort, Wiesen, Gräben, nasse Stellen an Waldungen. Die breitauslegende, sehr stattliche Staude wird bis zu anderthalb Metern hoch mit ihren großen, dreifach gefiederten Blättern. Dunkle Ringe gliedern den Stengel, was ein sicheres Unterscheidungszeichen von dem giftigen Schierling und Roßkümmel ist. Die Blüten stehen in rötlich bis weißen Dolden. Die kurze, dicke, braungelbe Wurzel ist von Milchsaftschläuchen durchzogen.

Arctostaphylos Uva ursi — Bärentraube

Der deutsche Name ist die wörtliche Übersetzung der griechischen bezw. lateinischen Bezeichnung, doch besitzt das Kraut auch einige Volksnamen: z. B. heißt es in Schlesien die „Totenmyrte", im Berner Oberland „wilder Buchs", in der Lüneburger Heide „Steenbeere".

Den antiken Schriftstellern war die typisch nordische Pflanze unbekannt. Sie taucht nach Marzell im 13. Jahrhundert in einem aus Wales stammenden Arzneibuch auf. Bedeutung erlangte sie in Deutschland und den romanischen Ländern Mitte des 18. Jahrhunderts. Heute ist sie in fast allen Kulturstaaten offizinell. Der Tee der Blätter wird als Volksmittel meistens wahllos angewendet bei allen Beschwerden der Blase, was Madaus (Taschenbuch für die biolog. Praxis, 1933) streng verurteilt. Die Droge wirkt nur bei eitrigen Zuständen der Blasenschleimhaut, die mit Zersetzung des Harns verbunden ist. „Bei Blasenbeschwerden mit klarem Urin soll man Uva ursi nicht anwenden."

Flamm-Kroeber erklärt den Heilungsverlauf durch das Vorhandensein von Muttersubstanzen in den Bärentraubenblättern, die der Organismus in gesundem Zustand unverändert ausschei-

det. Treten aber entzündliche Vorgänge in der Blase oder im Nierenbecken mit Eiterbildung auf, sodaß eine Zersetzung des Harns erfolgt und dieser alkalisch geworden ist, „so werden aus den Mutterstoffen hochwirksame keimtötende Stoffe frei, die die Heilung des Krankheitszustandes wirksam unterstützen. Der Urin färbt sich bei diesem Vorgang braun und wird mit fortschreitender Besserung heller und normaler in der Farbe."

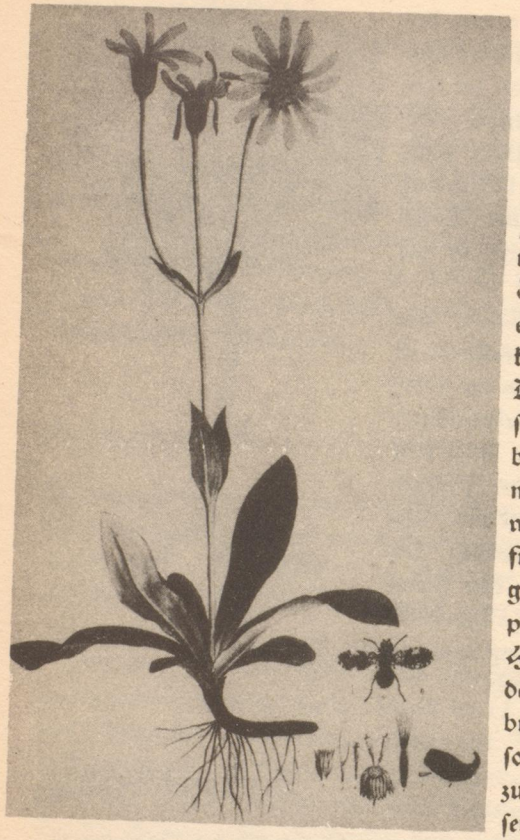
ARCTOSTAPHYLUS UVA URSI
Clusius 1583

Die immergrüne Pflanze, eine nahe Verwandte der Preißelbeere, ist eine typische Bewohnerin der norddeutschen Moore. Die lederartigen Blättchen sind auf der Unterseite zum Unterschiede von der Preißelbeere nicht drüsig punktiert. Die Blüten sind weiß bis rötlich. Die Pflanze wächst auch in den Alpen sowie in norddeutschen Nadelwäldern. — Zur Verwendung kommen die Blätter, die man von den holzigen Ästchen abstreift.

Arnica montana — Bergwohlverleih

Die strahlenäugige Blume wird am Vorabend des Johannistages um die Felder gesteckt, damit der gefürchtete Korndämon, der „Bilmesschnitter" oder „Bilwisschnitter" das Getreide nicht vernichte. Auf einem Bocke reitet er durch den Roggen und trägt wie der Teufel Hörner am Kopfe. „Wo er aber reitet, gehört alles sein". Die Halme werden braun und die Ähren körnerleer. Zuweilen schwebt er auch über die Felder dahin; mit der Schnittsichel am Geißfuß kürzt er die Halme bis zur Hälfte, und sie sehen schwarz und verdorrt aus. (Mannhardt, Wald- und Feldkulte.)

Wer die Arnika häufig gesammelt hat, wird bemerkt haben, daß stellenweise die Blüten ganz verkrüppelt erscheinen, und die nähere Betrachtung deckt sich mit der Feststellung eines Bauern, von dem Dr. Stockmayer in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift. N. F. 9 (1910) 636 sehr interessant erzählt: „Im Jahre 1884 machte ich von Mölln in Oberösterreich (Bez. Steyr), einem damals vom Verkehr stark abseits gelegnen Dorfe, aus einen botanischen Ausflug nach Schoberstein. Ein Bauer führte mich. Massenhaft trafen wir Arnika blühend und fruchtend. Er grub eine große Anzahl von Exemplaren aus, aber nicht als Heilmittel, obwohl ihm der diesbezügliche Gebrauch wohlbekannt war, sondern um sie nach Hause zu nehmen und rings um seine Felder einzupflanzen. Auf meine Frage, wozu, wollte er lange nicht mit der Sprache heraus, doch endlich teilte er es mir mit, da ich ja nicht sein Nachbar und Bauer sei. In den abgeblühten „Blütenköpfen" zeigte er mir reichlich „schwarze Eier" einer schwarzen Fliege. Wenn diese herausfliege, beschütze sie das Getreide vor Ungeziefer, Mutterkorn und Brand. Die Leute hier wüßten es nicht, wenn sie es auch vielfach nachahmten; aber er wisse es von seinem Bruder, der es in Böhmen erfahren habe. Die schwarzen Eier



ARNICA MONTANA
Plantae medicinales, Düsseldorf 1828

waren die schwarzen Tönnchenpuppen der Trypeta arnicae, einer der bekannten Kirschfliege (Trypeta cerasi) ähnlichen Art. Später überzeugte ich mich, daß rings um die ausgedehnten Felder des Mannes Arnika gepflanzt war, und er führte seine guten Ernten und seinen Wohlstand — er war der „schwerste" Bauer des Dorfes — auf diesen Gebrauch der Arnika zurück. Auf meinen Einwand, daß er seinen Wohlstand wohl weniger der Arnika, als seinem Fleiß und seiner Wirtschaftlichkeit verdanke, erwiderte er schlau: „Schon möglich! Ich glaube es auch nicht recht, daß solch eine kleine Fliege das vermag." Die goldgelben Blüten vermochten auch das gefürchtete Himmelsfeuer, den zündenden Blitz, zu bannen. Sträuße der Blumen, an das Fenster gesteckt oder unter das Dach gelegt, wehrten dem vernichtenden Strahl und beschirmten das Haus. (Oberfranken, Altbayern, Deutschböhmen.) In Anhalt zündete man die Blüte sogar selbst an und sprach:

„Steckt Arnika an, steckt Arnika an,
Daß sich das Wetter scheiden kann!"

Der Name dieses nützlichen Kräutleins Arnika oder Bergwohlverleih ist eigentümlicherweise erst im Mittelalter entstanden, und zwar brachte man ihn häufig mit dem Wolf in Beziehung. Überlieferungen sprechen von der wolfeszeisala, woluesdistel oder von der woluiszeisila; die Äbtissin vom Ruprechtsberge von der wolfesgelegena. Reste dieser Bezeichnungen leben heute noch in Ostfriesland, Braunschweig und Göttingen, wo man die Pflanze Wulfsblöme oder Wulfsblom nennt. Was nun eigentlich der Wolf mit der Arnika oder die Arnika mit dem Wolf zu tun haben wollte, dahinter ist bis heute noch niemand gekommen. So findet man volksetymologisch in den Wolfsnamen eine Übertragung der heilkräftigen wohlverleihenden Eigenschaften des Kräutleins, wie Wullvorley „Wol vor Leyd" heiße.

Die Verwendung zu Heilzwecken ist eine sehr vielseitige. Man gebraucht von der Pflanze nur die unversehrten Blüten (bitte keine „schwarzen Fliegeneier" mitzupflücken!), die man als Tee trocknet oder in bestem Alkohol 6 Wochen in der Sonne destillieren läßt. Diese Tinktur empfiehlt Pfarrer Kneipp wie auch Pfarrer Künzle äußerlich und innerlich zu gebrauchen: Äußerlich als Auflagen bei allen Quetschungen, Verstauchungen, Lähmungserscheinungen,

vor allem auch bei allen Verwundungen heilend und kühlend. Bedingung dabei ist, daß die Tinktur niemals unverdünnt angewandt werden darf. Flamm-Kroeber schreibt zur äußerlichen Anwendung der Arnikatinktur eine Dosierung von 1 Teil auf 3 bis 10 Teile Wasser vor; er betont, daß Umschläge mit der verdünnten Tinktur niemals als luftdicht abgeschlossene Auflage gemacht werden dürfen, „da die in der Arnika enthaltenen Wirkstoffe (ätherisches Öl, Bitterstoff, Harz usw.) bei längerer Einwirkung auf die Haut Juckreiz, Gefühl von Brennen, Entzündung, Pustel- und Bläschenbildung, ja, evtl. Zerstörung der obersten Hautschichten zur Folge haben kann. Auf die Auslösung der diesen Erscheinungen zugrunde liegenden Gefäßzustände dürfte wohl überhaupt die Wirkung der Arnika zurückzuführen sein."

Auch was die innere Anwendung betrifft, so fährt Flamm-Kroeber fort, daß „gegen Katarrh des Magens und Darmes, gegen entzündliche Veränderungen der Darmschleimhaut, bei Magengeschwür usw., daher die gleiche Vorsicht in der Menge des zugeführten Heilmittels geboten sei."

Im Volksgebrauch wird die verdünnte Arnika Tinktur vielfach gegen Heiserkeit zum Gurgeln angewandt.

Der Kräuterfreund Pfarrer Kneipp berichtet davon in seinem großen Buch, und zwar empfiehlt er zur schnellen Beseitigung der Heiserkeit alle 10 Minuten zu gurgeln. Das sei doch wahrlich keine schwere Arbeit! Ein verzweifelter Sänger sei zu ihm gekommen, der seine Stimme verloren hatte und ihm vorklagte, er müsse betteln gehen, wenn er sie nicht wiedergewönne. Alle Behandlungsformen hatten bisher versagt. Pfarrer Kneipp tröstete ihn: „Arnika wird auch bei Ihnen seine Schuldigkeit tun". Und es gelang.

Kneipp ließ zum Gurgeln 40 Tropfen der Tinktur auf 6 Eßlöffel Wasser nehmen. Flamm-Kroeber schreibt zum Gurgeln 10 bis 20 Tropfen auf ein Glas Wasser vor. Auch H. Schulz weist darauf hin, daß Sänger bei Ermüdungserscheinungen in der Kehlkopfmuskulatur sich gern mit Arnika behandeln lassen.

Die Homöopathie bedient sich sowohl der getrockneten Wurzel als auch der frischen Pflanze zur Herstellung ihrer Essenz.

Die Blätter der aromatischen Pflanze dienen als Tabakersatz.

Madaus sagt, dort, wo man die Berge hinaufsteigt und die

Müdigkeit einen überfällt, wächst die goldgelbe Arnica! Man benützt diesen Gedanken als mnemotechnisches (erinnerungsgemäßes) Hilfsmittel für die Hauptindikation der Arnica: die Müdigkeit des Gefäß- und Muskelsystems, die Regenerationsschwäche, die Überanstrengung auch im übertragenen Sinne".

Übrigens nennt der Tiroler die Blume auch „Kraftwurz" und der Kärntner und Steiermärker „Kraftrose".

Man darf nicht denken, daß der Bergwohlverleih nur auf den Höhen wächst. Er ist auch in der Ebene auf kalkarmem Boden und vorzugsweise moorigen Wiesen zu finden. Im Osten ist er allerdings ganz selten mit Ausnahme der Rominter Heide. In den Alpen steigt er bis zu 2000 m hoch.

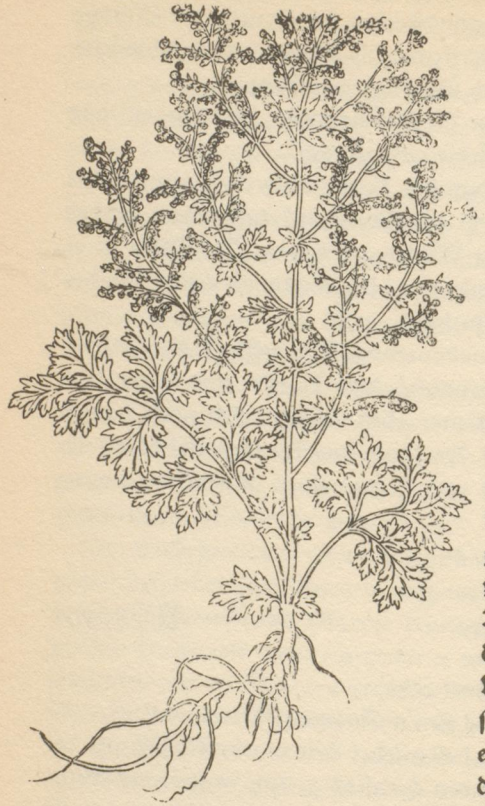
Die Arnika besitzt einen ausdauernden Wurzelstock; die fünfnervigen Blätter bilden eine grundständige Rosette und liegen dem Boden zumeist glatt auf. Weiter oben befinden sich noch 2 bis 3 Paar gegenständige Blätter. Am Ende des Stengels steht die gold- bis rotgelbe Strahlenblüte und strömt einen angenehm aromatischen Duft aus.

Artemisia absinthium — Wermut

Wann Maria is na'n Hiemel fahr'n,
Dann most du den Wermôt von'n Gaoren (Garten) halen!

heißt es in Westfalen. In heidnischer Zeit wurde die Pflanze bei Leichenverbrennungen auf den Holzstoß gelegt, in späterer christlicher schmückte sie die Bahre der Toten: auch pflanzte man sie häufig auf Gräber. So hatte sie im Volksleben mehr Beziehung zu Traurigkeit als zu Lebensfreude. Der mittelalterliche Tabernaemontanus schreibt: „Wermut wird er von etlichen geheißen, darumb, daß er den Niessenden (Genießenden) allen Mut durch seine Bitterkeit hinwegnimbt." Schade! Halte man sich besser an die andere Deutung, die Wermut einfach von der wärmenden Eigenschaft der Pflanze ableitet. Die Alten nannten das Kraut „hitzig, zusammenziehend, scharf oder räß und austrocknend". Althochdeutsch wurde es als wermuota, mittelhochdeutsch als wermuote bezeichnet, und so heißt es in Unterfranken noch heute Wermete.

Ein Zauberkraut ist es: Geht der Jäger in den Wald, um einen Hasen zu schießen. Das Häslein kommt ihm auch vor die Büchse, stellt sich aber eigenartig keck, ja trommelt sogar mit den Läufen. Der Jäger legt an, aber die Flinte geht nicht los!: Der Hase ist eine Hexe, und der Schuß ist gebannt! (Montanus.) Was kann da helfen? Nur ein Sträußlein Wermut, denn es entzaubert und treibt alle Hexen zum Teufel. In den Schuh gelegt, schenkt es einen warmen Fuß, aber auch eine gute Eßlust! Beides nicht zu verachten und ganz besonders — bei Liebeskummer: denn dagegen ist das Kräutlein auch. Es vermittelt nicht nur die Annäherung an das zu liebende Wesen, sondern nur in die Nähe gebracht oder am besten unter das Polster gelegt, erweckt es die feurigsten Leidenschaften.



ARTEMISIA ABSINTHIUM
Fuchs 1552

Schon in Ägypten verwendete man die Pflanze zu Liebeszauber, und sie führte dort den Namen „Herz der Bubastis." Auch im kolchischen Zaubergarten der Hekate duftete sie.

Der kräuterweise Lonicerus sagt, daß Wermutkraut oder -blumen, „in Speiß und Trank genützt, dem Magen wohl bekömmt, den leib erwermet und austreibt gifft und gall!"

Im Tabernaemontanus findet sich eine Ergänzung: „Darum wäre es den Zornigen und Gallsüchtigen" — wie sich ganz von selbst versteht weiblichen Geschlechts — denn Männer mit Gift und Galle gibt es nicht — „ein überaus gut Artzney!" Ein anderes Rezept

anderes Rezept verordnet es, den jungen Kindern „auf einmal drei oder vier Löffel davon zu geben, wenn sie würm haben". Der Niederländer nennt die Pflanze aus dieser Erfahrung „Wormkruid".

Früher scheint es sorgsam angebaut zu sein. Es wuchert mit Vorliebe noch jetzt in alten Ruinen, bei Weinbergen usw. Der Bauer des Taubertales räuchert in der Sylvesternacht mit dem Wermut seine Ställe aus, um allen Spuk und Schaden zu bannen.

Eigenartigerweise meinen die Alten, daß der Wermut die Bienen vertreibe und warnen denjenigen, der Bienenstöcke besitzt, sie in seinem Garten wuchern zu lassen.

Paracelsus sagt: „Seine Substanz soll man nicht essen, sondern nur seinen Saft. Es hat nämlich ein Gift in seinem Stamm." „Wenn man jede Nacht Wermutwein trinkt, dem Mohnsamen zugesetzt ist, macht es wohl schlafen". „Wenn die Menstruation lange Zeit ausgeblieben ist, gib einen Skrupel Borax, in Wermut gesotten, dies treibt und ruft hervor."

Die heutige Verwendung in der Volksmedizin ist die gleiche wie bei den Alten, wobei besonders die magenstärkende Eigenschaft gerühmt ist. Wermutwein und Magenbitter sind außerordentlich stark im Gebrauch. „Ist einer grün wie ein Laubfrosch, mager wie eine Pappel, nimmt täglich ab an Gewicht und Humor und wirft keinen Schatten mehr, der probiere es mit einem Teelöffel voll Wermut alle zwei Stunden!" dieses der Rat des Kräuterpfarrers Künzle. Und Pfarrer Kneipp äußert sich: „Wer am Magen oder an der Leber leidet, der greife statt nach der Prise Tabak, einmal oder zweimal am Tage nach dem Döschen mit Wermutpulver und streue den Inhalt der beiden Finger auf den ersten Löffel Suppe oder wie Pfeffer an eine Speise. Der Kranke, dem die verfangene faule Luft und die oft noch fauleren Säfte — wahre Düngerstätten des Magens — gleichsam den Atem zuschnüren, wird wieder freier aufschnaufen."

Das Wermutpulver ist leicht bereitet. Die völlig getrockneten Blätter werden mit dem Mörser, so weit es geht, zu Pulver zerstoßen. Oft nimmt sich ein solches Pulver angenehmer als Tee.

Die Allopathie äußert sich über die Anwendung des Wermut im gleichen Sinne, rät nur ab von seinem Gebrauch bei Neigung zu Nieren- Darm- und Blasenblutungen sowie Hämorrhoiden.

Die Homöopathie bereitet ihr Medicament aus den frischen jungen Blättern und Blüten.

Die Pflanze wird etwa meterhoch und sieht stets etwas silbergrau aus, da sie mit einem feinen, dichtanliegenden Filz bedeckt ist, der besonders auf der Unterseite der tieffiederspaltigen Blätter hervortritt. Die grünlichgelben Blütenköpfchen bilden eine langgezogene Rispe. Das Kraut findet sich an Wegrändern, Steinhalden, Rainen und Triften.

Atropa belladonna — Tollkirsche

Der gelehrte Kräutervater Bock nannte das Kraut Walt-Nachtschadten und sagt, daß es „ein köstlich artznei" — in diesem Fall auch mal — „zu den schweinen sei", wenn sie „von der hitz oder schnellen krankheit" befallen seien. Außerdem erzählt er von einer Vergiftung, die er 1541 beobachtete: Ein Mann, der durch den Wald ging und von ungefähr „diß gewechs mit seinen lustigen beeren ersahe", aß davon eine gute Schüssel voll. Am nächsten Tag aber ward er danach „so doll und ungeschickt", daß man ihn gen Widdersdorf bringen wollte. Er verordente ihm nun den stärksten Wein, wodurch er „entschlieff, und ward wiederumb gesund und lebt noch zu diser Zeit!" — Madaus (Biol. Praxis 1933) bestätigt, daß man als Erwachsener von einer Schüssel Tollkirschen zwar „toll" wird, aber noch nicht stirbt. (Kinder dagegen würden sterben.) Er fügt hinzu, wenn man von einer solchen Schüssel voll Tollkirschen (etwa 500 gr.) das schwer giftige Atropin isolieren würde, (etwa 2,5 gr.), „so würde das genügen, um über hundert Menschen zu töten. Die Ballaststoffe aber geben bei fast gleicher Wirkung des Alkaloids als solchem noch einen prächtigen Schutz".

In der Volksmedizin spielt die gefährliche und gefürchtete Giftpflanze keine Rolle.

In Salzburg ereignete es sich im Jahre 1802, daß ein Händler aus Triest angeblich Klettenwurzeln erhielt, die in Wirklichkeit Tollkirschenwurzeln waren. Eine Frau, welche einen Absud davon trank, starb kurz darauf. Am Naheufer heißt die Pflanze wegen ihrer unheimlichen Wirkung auch „Deiwelskersche". In Südost-

ATROPA BELLADONNA *Matthiolus 1563*

europa aber dient sie allerlei abergläubischen Zwecken. In Gegenden, wo die Pflanze häufig vorkommt, mischt man den Pferden etwas von dem Kraute unter das Futter, es soll sie „mutig und blank" machen. Das Mädchen in der Tschechoslowakei färbt sich mit dem Saft der Tollkirsche die Wangen rot. Die Bezeichnung bella donna = schöne Frau aus dem Italienischen, weist auf eine

alte kosmetische Verwendung zur Verschönerung der Augen hin, die Pupillenerweiterung durch die Atropinwirkung. (Sie wird bekanntlich von Augenärzten bei Untersuchungen ausgenützt.)

Die Homöopathie stellt aus der frisch aufblühenden Pflanze die Urtinktur her. Madaus spricht von der Anwendung von Belladonna bei krampfhaftem Hustenreiz (Keuchhusten), bei Anfällen von Gallenstein- und Nierensteinkoliken. Hahnemann gibt in seinem „Organon der rationellen Heilkunde" an, daß eine fieberhafte Rippenfellentzündung durch Belladonna oder Aconitum binnen 24 Stunden geheilt werden kann.

Die etwa meterhoch werdende Staude ist stark verästelt. Zwei Blätter stehen stets beisammen, von denen das eine groß, das andere klein ist. Die stattlichen Blüten sind braun bis violett und befinden sich einzeln in den Blattachseln. Die Frucht gleicht einer glänzend schwarzen Kirsche und ist deshalb eine große Gefahr für Rinder. Die Pflanze liebt Wald- und Gebirgsgegenden.

Carlina acaulis — Eberwurz

Die Eber suchen diese Pflanze zur Nahrung auf, so erzählt Tabernämontanus, wenn sie durch den Genuß von Bilsenkraut gelähmt sind und erhalten dadurch ihre Gliederfrische zurück.

Außerdem berichtet uns die Sage von Karl dem Großen, mit der wahrscheinlich der botanische Name carlina zusammenhängt: Als in seinem Heere die Pest ausgebrochen war, erschien ihm ein Engel im Traume, der einen Pfeil abschoß und die Pflanze durchbohrte. Die so bedeutete Heilwurzel errettete das Heer vor dem Untergang. Darstellungen dieser Geschichte finden sich auf sogenannten Pestblättern und in frühmittelalterlichen Handschriften. Die Pflanze trägt deshalb auch vielfach, z. B. bei Paracelsus, die Bezeichnung Carduus Angelicus. Außerdem aber heißt sie im Volke die Kraftwurzel; denn seltsame Dinge werden von ihr berichtet: Wer nämlich zu irgend einem Werk eine rechte Kraft gebraucht, der steckt die Wurzel zu sich. Anderen Wesen entzieht sie auf „sympathetische Art" die Stärke, um sie dem glücklichen Wurzelträger zuzuführen.

So erzählt Paracelsus (Chirurgische Bücher, Straßburg 1605) von einem Mann, der den Carduus Angelicus bei sich trug und ein 3 Zentner schweres Weinfaß auf sich gebunden hatte, um den langen Weg von Rusach gen Sulz im Elsaß zurückzulegen. 12 Mann, die er mit sich nahm, habe er alle müde gegangen, sodaß sie ihm nicht folgen konnten und noch etliche Tage davon geschwächt waren.

Matthiolus 1563

Die Roßknechte trieben mit der geheimnisvollen Wurzel ihren besonderen Zauber, und das Albertus-Magnusbüchlein teilt das Rezept mit: „wie man einem Pferde seine Stärke benehmen und einem Menschen einpflanzen kann." Es galt eine Erde zu mischen, die man sich aus einer Stuterei besorgte. „In diese pflanze man schwarze Eberwurz und lasse sie aufwachsen. Die genannte Wurzel muß aber bald nach dem Neumond eingepflanzt und zwei oder drei Tage vor dem darauffolgenden Neumond genommen werden. Ein Mensch der von dieser Pflanze gegessen, auch davon bei sich trägt und sich eine zeitlang in einem Stalle, wo starke Pferde befindlich sind, aufhält und darin schläft, benimmt den Pferden von ihrer Kraft und eignet sie sich zu".

Nach anderen Berichten hing man auch bei Wettrennen die zauberische Wurzel den Pferden um den Hals (Grimm, Myth.), und auch heute noch ist unter den Pferdehändlern ein Roßpulver im Gebrauch, zu dessen Bestandteilen auch die Eberwurz gehört.

An den Trog der Hausschweine genagelt, schützt sie vor Krankheit; und wer den Kühen dreimal mit Brod und Eberwurz über den Rücken streicht, behält gesundes Vieh. (Bock.)

Während die Pflanze in der wissenschaftlichen Medizin keine Rolle spielt, wird sie in der Volksmedizin vielfach gerühmt.

Pfarrer Kneipp sagt: „Wer etwas gegessen hat, das ihm schwer im Magen liegt oder wovon er nachteilige Folgen befürchtet, der wird sich von dieser Wurzel leicht Hilfe verschaffen; denn ihr Saft räumt allen Unrat aus den Gedärmen, reinigt den ganzen Körper, insbesondre die Nieren, sodaß der Urin reichlich ausgeschieden wird." Die Eberwurz läßt Kneipp trocknen und zu Pulver stoßen. Davon nimmt man täglich zweimal 1 Messerspitze voll; oder man macht aus 2 Messerspitzen voll Pulver eine Tasse Tee, welche man im Verlauf des Tages in 2 oder 3 Portionen trinkt.

Der Kräuterpfarrer Künzle in der Schweiz empfiehlt die Pflanze als Mittel gegen Leberbeschwerden und Bandwurm.

Die stengellose Carlina acaulis ist die geschilderte sagenumwobene; oft wächst unmittelbar neben ihr die gemeine Eberwurz, Carlina vulgaris, die ihre Blüten auf Stengeln trägt. Die großen grundständigen Blätter der Carlina acaulis sind gefiedert bis fiederspaltig und in einer Rosette angeordnet. Ihre gelappten Zipfel sind mit Stachelspitzen versehen. Der Blütenboden der silberweißen Blumen ist in Salzwasser abgekocht und mit einer Tunke angerichtet, eßbar. Die Blütenköpfe öffnen sich nur bei gutem Wetter, bei Nässe und Kälte bleiben sie geschlossen, daher die Pflanze den Namen „Wetterdistel" trägt.

Cichorium intibus — Wegwarte

Nach Ovid wurde die verstoßene Clytie, einst die Geliebte des strahlenden Phöbus, von diesem in zürnender Launenhaftigkeit in eine Blume verwandelt, die aber trotzdem beständig ihr Antlitz dem treulosen Sonnengott zuwendet:

„Die weder braun noch rotfarb ist,
doch vil farben mit blaw vermischt;
und ist solsequium genannt,
hayst wegweis weit durch alle landt.
Denn wo nach geht der sonne schin,
da wendet sich die bluomen hin,
und wann die sonn zu thal geht nider,
so sincket auch die bluom darnider.
Die nacht sie gantz verschlossen steht,
bis die sonn wiederumb uffgeht.
Also liebt noch die bluom lieblos,
den sie im leben klagt on (ohne) moß (Maß),
und die vor was eyn frewlin schon (schön),
ist jetzt eyn bluom, thut imm' feld stohn."
(G. Wickram.)

Das Blümlein entstand aber noch auf eine andere Weise: „Als noch verkannt und sehr gering, unser Herr auf der Erde ging", kam er einstmals an einem Hause vorbei. Aus dem Fenster schaute ein Mägdlein heraus, und der Herr Jesus, in Gestalt eines armen Mannes, war müde und durstig und bat um eine Erquickung. Das unbarmherzige Mägdlein aber wies ihn ab; er solle nur machen, daß er weiterkomme, denn es habe keine Zeit und müsse nach seinem Liebsten ausschauen. Da blickte der Herr Jesus schmerzvoll gen Himmel und ging weiter. Bald aber kam der Bräutigam des schönen Mädchens; doch so viel er auch schaute und suchte, fand er nichts weiter als eine schlanke, hartstengelige Blume, die ihm noch nie begegnet war. Sie blickte ihn aber mit ihren blauen Augen gar traurig an. Es war das stolze Mägdlein, das nun, in eine Pflanze verwandelt, sein lebelang am Wege warten muß, „bis der Herr der

CICHORIUM INTIBUS
Fuchs 1552

Welt einst wiederkommt", um es zu erlösen. Auf Grund dieser Sage nennt der Schlesier das Blümlein auch „Armesünderblume". „Unt vil die jehent (sagen), die wegwart sei gewesen ain frawe zart unt wart irs puelen noch mit smerzen." (15. Jahrh. Hans Vintler: Pluemen der Tugent.)

Im übrigen war es ein rechtes Zauberkräutlein, das selbst in Liebeskummer Rat schaffte. Dazu mußte man aber am St. Peterstage „um zwei Uhr zur Vesper" mit einem Hirschgeweih ausgehen, um es auszugraben. Nun brauchte man den, dessen Liebe man sich erwünschte, nur mit diesem Zauberblümlein zu berühren. Außerdem schützte es auch noch vor jeglicher Gefahr. Wurde man selbst im Schlafe hinterlistig durch Stricke gefesselt, sie sprangen beim Erwachen entzwei wie ungewirkter Hanf.

Andere Vorschriften der Zauberbücher schrieben auch vor, sich eines Goldstückes zum Ausgraben des geheimnisvollen Kräutleins zu bedienen. Dazu war nun wieder der St. Jakobstag (25. Juli) angezeigt. Trug der Jäger eine solche Wurzel bei sich, er verfehlte niemals sein Ziel; denn sie machte ihn schußfest; ja nach manchen Anschauungen konnte sich der Träger sogar unsichtbar machen.

Im Landvolk lebte die Ansicht, daß alle Wegwarten verwunschene Menschen waren. Und zwar ging es hier nach den Farben: die sehr selten vorkommenden weißen Blüten waren natürlich die guten Menschen gewesen, die am meisten verbreiteten blauen dagegen die schlechten.

Die Wurzel einer weißblühenden Wegwarte hatte die Kraft, Dornen, abgebrochene Nadeln, oder was sonst unversehens in die Haut gekommen war, auszutreiben. Eine solche weiße Blume zu finden, galt allein schon als ein Glück; da aber dies flüchtiger ist als ein Reh, mußte man sie sofort an einen Stab festbinden; sonst war sie am nächsten Morgen „durchgegangen" und über alle Berge. Verschiedene Namen hat das Kräutlein noch aufzuweisen: Der Thüringer nennt die blauen Blumen „Sonnenwendel", der Nordböhme Wag- (Weg-)leuchte, der Österreicher, anlehnend an Zichorie, „Zigeunerblume" und „Hansl beim Weg", der Schweizer „Weglueg".

Die alten Kräutervăter hielten die Wegwarte für ein außerordentliches Heilkraut. „Sonderlich in Sommerszeiten", sagt Matthiolus, „und bei hitzigen Krankheiten ist die Wegwarten eine herrliche Speiß vor die Fiebersüchtigen".

„Es seynd die Wegwarten eine auserwehlte Artznei wider die Entzündung der Leber, auff alle Massen gebraucht, wie man will, als nemlich die Blätter frisch oder gekocht geessen oder die gesottene Brühen getrunken; dann sie kühlen sanfft und ziehen auch sittiglich zusammen, stärcken und erhalten die Leber in ihrer krafft und eröffnen die verstopften Großadern."

„Das destillierte Wegwartblumenwasser dienet vor die schwerende Augen, machet ein klares und scharffes Gesicht, des Tages einmal oder vier etliche Tröpfflein in die Augen getan."

Hieronymus Bock sagt etwas sehr ähnliches: „Das Wasser von den bloen blümlin gebrannt ist ein edel artzney zu den hitzigen und dunckelen Augen übergelegt."

Darum hat auch wohl das alte Sprüchlein recht:

„Das edle Kraut Wegwarten
Macht guten Augenschein."

Nun hatten die alten Kräuterkundigen aber noch ein ganz besonders bewährtes Rezept, das immer wiederkehrt und zur Nachahmung hier bestens empfohlen wird:

„Von den schönen, lieblichen blawen Blumen der Wegwarten wird ein nützlicher und anmüthiger Conservenzucker auf folgende Weiss gemacht: Nimb ein theil der abgeflückten frischen Blumen, schneide die klein auf einem Brett, stoß es darnach wol in einem steinernen Mörser, und im stossen wirf allgemaehlich darzu drei theil Zucker. Wann es nun wol vermischt, und zu der Gestalt einer Lattwergen gebracht worden ist, so thue es in ein Zuckerglas oder Porcelanbüchsen, stelle es eine zeitlang in die Sonne und behalt es zum Gebrauch. Dieser Conservenzucker stärcket das Hertz, dienet wider das Hertzklopfen von Hitze verursacht, eröffnet, reiniget und stärcket die Leber, vertreibet das Magenbrennen und den Sood, wehret den Fiebern und der anfahrenden Wassersucht, kühlet die erhitzte Leber und alle innerlichen Glieder. In summa dieser Zucker dienet zu allen Gebrechen." (Matthiolus, Kräuterbuch, Basel 1678.)

Die heutige Volksmedizin verwendet sowohl den frischen Saft aus Kraut und Wurzeln als auch die Abkochung als auflösendes, schweiß- und harntreibendes Mittel, das auch Stockungen behebt.

So sagt auch Pfarrer Kneipp, „daß es die überflüssige Galle wegführt, Leber, Milz und Nieren reinigt".

Vom Standpunkt der wissenschaftlichen Medizin wird die Wegwarte auch gerühmt. W. Bohn äußert sich: „Sie ist ein Lebermittel. Die Einwirkung der Wegwarte auf die Verdauung beruht auf einer Anregung der Leberzellen. Magenkatarrh mit gelblicher Hautfärbung weist die Kranken auf den Gebrauch des Wegwarttees hin. Von Blüten und Blättern macht man eine Abkochung oder einen Aufguß. Tagesgabe 20 gr." Bohn betont, daß nur die wilde Zichorie zu arzneilichen Zwecken brauchbar ist.

Die strahlenblütige Pflanze ist auch in die Küche gewandert. Die Landfrau sät sich mit der Cichorium intibus ihren Kaffee in den Garten. Die kräftigen Wurzeln werden gereinigt, in Stücke geschnitten, getrocknet, gebrannt und zu Kaffeeersatz gemahlen. Schon seit dem Jahre 1600 ist diese Verwendung bekannt. Da Friedrich der Große die Abwanderung deutschen Kapitals ins Ausland verhindern wollte, erklärte er den Handel mit dem echten Kaffee zum Staatsmonopol und förderte zugleich nach Kräften den Anbau der Zichorie.

Die Napoleonische Kontinentalsperre gab wieder einen Anlaß, das einheimische Kaffeesurrogat reichlich zu kultivieren. Das Kraut geben die Landleute gern den Schweinen unter das Mastfutter.

Wer aber ein Feinschmecker ist und für den Winter vorsorgen will, der läßt die Blätter über Sommer stehen, bis sie im Herbst von selber gelb werden. Nun werden die Wurzeln ausgegraben und im Keller in feuchten Sand eingeschlagen. Eine leere Kiste von etwa 50 cm Höhe stellt man in einer Küchenecke oder in einem nicht zu kalten Raum auf. Dann holt man je nach Bedarf die Wurzeln, putzt den abgewelkten Krautansatz vorsichtig ab, kürzt die unbequeme Wurzelspitze und setzt sie dicht bei dicht in die zunächst etwa 5 cm hoch mit weißem, feuchtem Sand gefüllte Kiste. Wenn sie alle wie die Soldaten stehen, werden sie vollends mit Sand überschüttet, angegossen, und nun kommt die letzte, etwa 25 cm hohe feuchte Sandschicht darüber. Jetzt ist das Treibhaus aber auch schon fertig. Zur Pflege gehört nur ein mäßiges, nicht zu starkes Feuchthalten des Sandes. Nach einigen Wochen zeigt ein Platzen der Oberschicht, daß die Triebe durchkommen. Man nimmt

sie heraus, bricht sie von den Wurzeln ab, die ihren Zweck erfüllt haben, und kann nun das prächtige Gemüse verwenden. Es ist der im Handel überall angebotene Cichorée oder Witloof, der entweder roh mit einer Majonaisensauce als Salat oder gekocht das wegen seiner Bitterstoffe sehr gesunde Gemüse liefert.

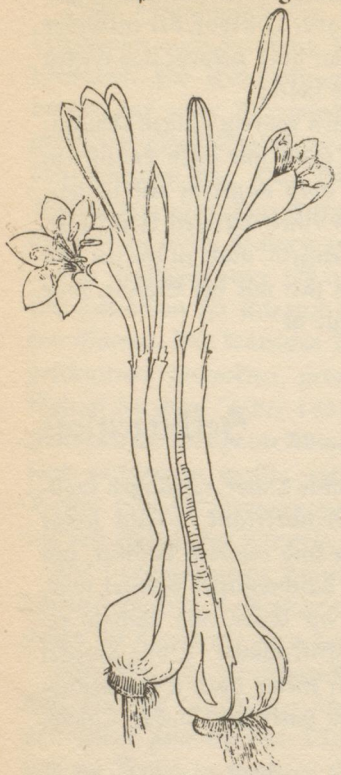
Die überall verbreitete Pflanze hat einen sparrig ästigen Wuchs; die Alten sagen: die Nebenzweiglein „seind mit vilen knöpfflein geschmuckt." Stengel und Blätter, die oben ungeteilt und lanzettlich, unten fiederspaltig sind, enthalten einen bitteren Milchsaft. Die lichtblauen Blütenköpfchen stehen einzeln, auch zu zweien und dreien in den Blattwinkeln. Sie öffnen sich nur der Sonne, was „ein sonderlich Wunderwerck der Natur ist".

Colchicum autumnale — Herbstzeitlose

Als Medea den alten Äson, ihres Gemahls Vater, verjüngen wollte, braute sie einen geheimnisvollen Zaubertrank. Neun lange Nächte wanderte sie durch die Gebirge und dunklen Wälder, um die Hexenkräuter zu sammeln. Als das Zaubermittel bereitet war, fielen unversehens einige Tropfen auf die Erde, und alsbald erwuchs die gefährliche, verführerische Giftpflanze. Ohne Zweifel trug sich dieses Wunder in Colchis zu; meint doch Dioscorides, daß die Zytlose ihre Heimat in Colchis hätte und daher Colchicum genannt würde.

Ein Zauberkraut ist es auf alle Fälle geblieben. In der Walpurgisnacht, wenn die Hexen auf den Kreuzwegen tanzen, sammeln sie von den Waldwiesen die Blätterspitzen der Herbstzeitlosen und bereiten daraus einen grausigen Hexensalat, mit dem sie Tiere und Menschen vergifteten. Andere Berichte sprechen vom 1. Mai, und da zu dieser Zeit die Blattspitzen langsam zu verdorren beginnen, haben die Hexen sicherlich Schuld daran. Noch schauriger lautet die Kunde aus dem Kinzigtal, sind doch die Herbstzeitlosen auf einer Wiese gewachsen, wo ein Unschuldiger enthauptet wurde. Im Gothaerlande wird das erste Blümlein von fleißigen Mädchen zwischen den Händen zerrieben „damit die Hände beim Spinnen nicht wund werden". Von diesem Gebrauch leitet sich

wohl der Name „Spinnblume“ ab, auch „Spindle“, Spinnerne“. Außerdem aber glaubt man im Volke auch, daß die herbstliche Blume die geheimnisvollen Fäden (ursprünglich Hollas Fäden) des Altweibersommers spinnt, womit die Namen wohl gleichfalls im Zusammenhang stehen könnten.



COLCHICUM AUTUMNALE
Fuchs 1552

Stets hat die eigenartige Erscheinung, daß die Blüten vor den Blättern aus der Erde kommen, Rätsel aufgegeben. „Nackte Jungfer“ lautet darum ein Name, in England: „naked virgin“ oder „naked boys“, in Frankreich: „dame nue“, dame sans chemise“. Nicht minder seltsam war das Erscheinen der Frucht zur Frühlingszeit, wenn der erste Kuckuck ruft, daher der Name: „Kuckucksweck“ (Gotha), wobei Weck (Semmel) auf die Form der Früchte deutet.

Die giftige Knolle sitzt tief in der Erde. Treibt sie frühzeitig ihre Blüten, so gibt es einen strengen Winter.

Rinder und Schafe meiden die Giftpflanze; aber die Ziegen fressen sie. Dem Bauer ist sie ein unwillkommener Wiesengast.

In der Heilkunde spielen die Samen eine Hauptrolle. Die Homöopathie nimmt auch die frische Knolle noch dazu, um eine stark gebrauchte Urtinktur gegen Rheuma, Wassersucht und Krämpfe herzustellen.

Wie ein geheimnisvolles Wunder vollziehen sich die Lebensvorgänge dieser herbstlichen Blumen. Tief im Erdboden verborgen, vor Kälte geschützt, liegen die Samenanlagen; im Frühling tragen die Blätter die fast reife Kapselfrucht in das Licht des Lenzes. „Also wunderbahrlich wachst im Frühling das Kraut, im Sommer die Frucht oder saame, im Herbst die blossen Blumen, in dem

Winter zeitigen die Wurtzeln und stossen jährlich newe Augen herfür.“

Die Laubblätter sind sehr lang-lanzettlich, oft in der Mitte der Länge nach gefaltet. Die Blüte ist lila, selten weiß.

In Norddeutschland ist die Pflanze verhältnismäßig spärlich auftretend, sonst ist sie über fast ganz Europa verbreitet.

Convallaria maialis — Maiglöckchen

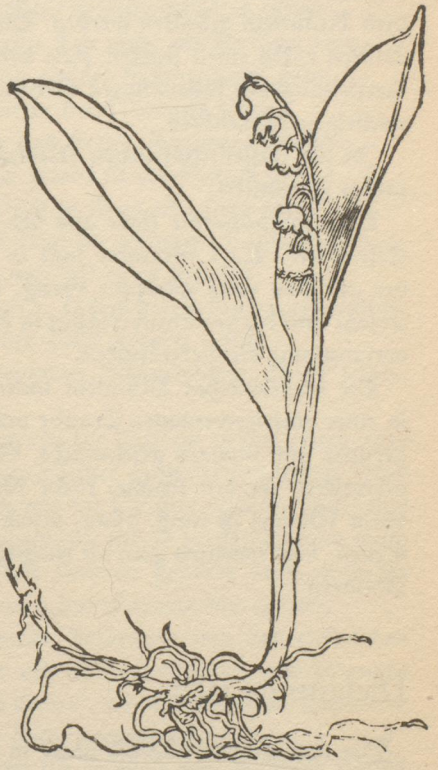
Mit „den holtseligen Mayenblümlin“ sich zu schmücken, verrät des Herzens Lust und Fröhlichkeit, denn: „Wer sein lieb mit freuden anefahet, und er hofft noch große Freude zu entphaenn, der sollt mayblumen tragen“

So holt auch der Bursche seinem Mädchen in der Walpurgisnacht eine „Walperbürde“, das ist ein Waldstrauß, in dem sich Maiblumen befinden müssen.

Sie haben überall wieder andere Namen: Der Schweizer spricht von dem „Meierisli“ (Reislein des Maien), der Sachse und Schlesier von der „Zauze“ oder dem „Tschäupchen.“ In Thüringen nennt man es „Maischellchen“ und bei Bremen „Haselöhrke“.

Die alte Signaturenkunde deutete die Pflanze als heilkräftig gegen Schlagfluß, „weil ihre Blumen wie Tropfen niederhängen.“

Sie war auch sonst in



CONVALLARIA MAIALIS
Brunfels 1532

alten Zeiten ein geschätztes Heilmittel. So pries Hieronymus Brunschwyg in seinem Destilierbuch die Krafft der Pflanze, die das Hirn stärket, die Sinne und das Herz. Sie vertreibt auch das Stechen um das Herz, ist auch „für onmacht und das zytteren", wenn man die Hände und die Arme damit reibt. Bock fügt hinzu, daß es auch dazu dienet, „die verlorene gedächtnuß wider zu bringen." „Ist in summa zu vilen presten dienstlich, anmütig und angenem."

Heute ist das Maienblümlein wohl wegen seines hohen Giftgehaltes in der Volksmedizin nicht mehr gebräuchlich.

Sollte aber jemandem aus irgend einem Grunde das Niesen als eine erleichternde Abwechslung erwünscht sein, dem kann mit dem Kräutlein geholfen werden. Die getrockneten und zerriebenen Blüten rufen einen starken Reiz hervor und bilden auch bei der Herstellung des sogenannten Schneeberger Schnupftabaks einen wichtigen Bestandteil.

In der wissenschaftlichen Medizin ist die Maiblume ein wirksames Herzmittel.

Die Homöopathie stellt aus der frischblühenden Pflanze ihre Essenz her. Karl Stauffer sagt in seiner Arzneimittellehre, daß der auf das Herz wirkende Stoff, das Convallamarin, sich leicht zersetzt und darum unzuverlässig in der Wirkung ist. Sein Einfluß verlangsamt die Herztätigkeit.

Die schneeweißen Blümlein läuten den Maien ein. Sie stehen in einer einseitswendigen Traube und sind „eines lieblichen, edlen geruchs und bitteren geschmacks. So die Blümlein im Sommer verwelken, werden schöne, rothe körnlein darauß wie Korallen. Sein Wurtzel ist weiß, dünn, zasecht und steigt nicht tieff in die Erden. Sie wachsen gern an feuchten orten und sonderlich in den Wäldern".

Dictamnus alba — Äschwurz, Diptam

„Der edel Dictam wächst nicht in Germanien, ist als frembder Gast aus Kreta und Venedig zu uns gekommen," sagt Bock in seinem Kräuterbuch und unterscheidet zwischen dem kretischen Diptam, Dictamnus Cretensis, und dem gemeinen Diptam. Matthiolus erzählt, daß die Gemsen auf Kreta oder Kandien dieses Kraut fressen, wenn sie angeschossen sind, wodurch Pfeile und Spitzen ihnen aus dem Leib fallen sollen, wie Dioskurides und Plinius berichten. — „Der zierliche Poet Filip von Zesen" aber hat dies also übersetzt:

Da Ida sich der See mit stoltzem Gipfel zeiget,
Und sein begrüntes Haupt zu spiegeln herwerts neiget,
Da kam die Venus hin und fand ein edles Kraut,
Daß diesem Berge wächst auff seiner steinern Haut.
Es ist sehr schön gefärbt, wann seine Stengel blühen,
Das hohe purpurroth scheint drinnen selbst zu glüen:
Sein Laub ist lieblich grün, kan nicht als heylsam sevn,
Und lindert kräfftiglich die größte Schmertzens pein.
Die Böcke dieses orts, die in der Wildnuß leben,
Die auff der Felsen Höh und steilen Klippen schweben,
Die kennen diß Gewächs, wann sie ein Schuß geritzt
Und noch das scharffe Pfeil in ihren Gliedern sitzt.
Dann wann sein grünes Blat die wundgeschossnen essen,
So wird das Eisen loß, wie fest es ist gesessen,
Und gibt sich auff dem Fleisch, so daß der Schmerz verschwind,
Und sich in kurtzer Zeit der Bock geheylt befind.

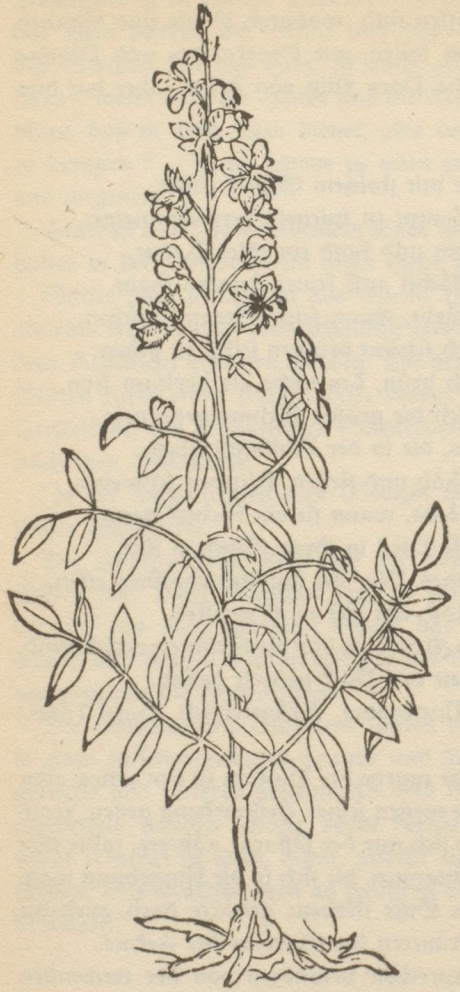
(zitiert nach: Matthiolus, Kräuterbuch, Basel 1686.)

In der antiken Heilkunde wurde der Diptam zu den ersten aller Kräuter gezählt besonders wegen seiner Heilwirkung gegen Frauenkrankheiten. Schon wer sich nur der Pflanze näherte, sollte ihre Kräfte verspüren. Die Schlangen, die sich in die Umgebung wagten, mußten allein an dem Duft sterben; gehörte doch auch die Dictamnus zu den Zauberkräutern des Gartens der Hekate.

Die Kräuterkundigen sprechen besonders von der treibenden Kraft des Diptamsaftes, der alle Gifte bezwingt, alle Wunden „reiniget und wunderbahrlich heyler", wie Bock meldet, besonders auch solche, die durch giftige Tiere verursacht wurden.

Die Volksmedizin gebraucht die Wurzel des Krautes zusammen mit anderen Heilwurzeln wie Meisterwurz, Engelwurz, Pim-

pinella, um daraus ein Pulver gegen Würmer oder Unterleibsstockungen zu gewinnen.



DICTAMNUS ALBA
Bock 1546

Die Pflanze besitzt einen aromatischen, etwas betäubenden Duft. Die Wurzeln verlieren durch Trocknen und Liegen erheblich an Wirksamkeit, weshalb sie nur frisch verwendet werden sollen; sie sind in der Allopathie nicht mehr gebräuchlich. (Hugo Schulz.)

Die Homöopathie bedient sich der ganzen frischen Pflanze und stellt daraus wie die Alten ein Mittel gegen Frauenkrankheiten her.

Der Diptam ist eine seltene Pflanze, steht darum auch unter Naturschutz. Sie wächst teils in Laubwäldern, teils an steinigen Bergabhängen. Der behaarte Stengel wird bis zu einem Meter hoch. Die Blätter sind unpaarig gefiedert. Die großen Blüten stehen in einer verlängerten Traube, sind unregelmäßig, meistens rosa (selten weiß) und von roten Adern durchzogen. Sie duften stark nach Zitronen, wie überhaupt die ganze Pflanze einen Reichtum an ätherischen Ölen aufweist. Ja, es heißt sogar, daß die Verdunstung dieser ätherischen Öle in den Blüten so stark ist,

daß bei höheren Temperaturen ein brennendes Streichholz, das man heranhält, eine sekundenlang erscheinende Flamme hervorruft, sichtbar natürlich nur zu nächtlicher Zeit. Daher nennt man die Pflanze auch „flammender Busch".

Digitalis purpurea — Fingerhut

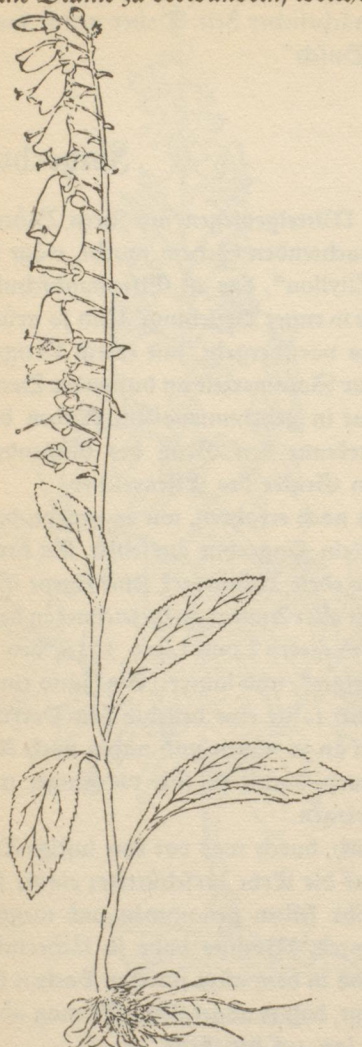
Die stolze Pflanze, die in den Mittelgebirgen mit ihren Blüten ganze Berghänge in einen rotleuchtenden Schein taucht, trägt in Wales den Namen „Menyg-Ellyllon", das ist Elfenhandschuh; denn mit der Geisterwelt steht sie in enger Beziehung. Und so grüßt sie jedes überirdische Wesen, das vorübergeht, mit einem Neigen ihres Stengels. Siehst du also zur Sommerzeit an duftender Berghalde den leuchtenden Fingerhut in geheimnisvollem Weben der Lüfte sich leise bewegen, so erkenne den Gruß des blühenden Waldkindes an die unsichtbaren Geister des Elfenreiches.

Vielleicht willst du nun auch noch erfahren, wie es zugeht, daß die einzelnen Blüten genau wie ein Fingerhut aussehen. Es kann nicht wundernehmen, daß dieses edele Kunstwerk seine eigene Geschichte hatte. Sie findet sich mit aller Anmut aufgezeichnet in dem historischen Blumen Gärtner des Herrn Louis Liger, 1716, den er „mit sonderbahrem Fleiß verfertigte", und lautet: „Als Juno eines Tages nicht wußte, womit sie sich sollte eine beliebte Zeit-Verkürzung machen, fienge sie Tapeten an zu nähen und nahm nach Art der Näherinnen einen Fingerhuth, damit sie sich die Finger mit der Nähnadel nicht möchte verletzen.

Man weiß aber nicht eigentlich, durch was vor eine lustige Begebenheit sie den Fingerhuth auf die Erde verschüttete; einige sagen, daß Jupiter bey der Lust ihr selben genommen und weggeworffen; andere wollen behaupten, Momus habe so lächerliche Begebenheiten erzehlet, daß Juno in dem allzu starcken Lachen die Arme und Hände so starck bewegt, daß er abgefallen. Es mag aber sein, wie es will, der Fingerhut lag auf der Erde.

Juno wurde über den abgefallenen Fingerhuth ganz verdrüßlich und so unwillig, daß alle anwesenden Gottheiten sie verliessen. Jupiter aber versprach ihr, damit er sie einigermassen zufrieden

stelle, diesen vom Himmel auf die Erde gefallenen Fingerhuth in eine Blume zu verwandeln, welches er auch zu Werck richtete, und der Blume sowohl die Gestalt, als den Nahmen eines Fingerhuths gab."



DIGITALIS PURPUREA
Fuchs 1552

Für den Arzneischatz ist Digitalis eine der wichtigsten Pflanzen; kann man sie doch in manchen Fällen von Herzzuständen als Lebensretterin bezeichnen. So findet sie in der wissenschaftlichen Medizin eine starke Verwendung, während die Volksmedizin sie wegen des hohen Giftgehaltes gar nicht gebraucht. Bekanntlich dürfen auch die Apotheken ohne ärztliche Rezepte keinerlei Digitalispräparate abgeben.

Zur Verwendung kommen die Blätter ohne Blattstiele; auch die starke Mittelrippe wird vor dem Trocknen entfernt. (Th. Meyer.)

Die Homöopathie bedient sich zur Herstellung ihrer Essenz ebenfalls der vor der Blüte geschnittenen frischen Blätter.

Karl Stauffer hält in seiner Klinisch-homöopathischen Arzneimittellehre Digitalis für angezeigt bei Herzschwäche, Klappenfehlern mit Kompensationsstörungen, bei schwachem, beschleunigtem, aussetzendem Puls. Besonders hervorzuheben ist: Digitalis wirkt kumulativ, das heißt die Wirkungen werden

gespeichert. „Deshalb darf sie nie zu lange fortgegeben werden. Bettruhe sollte bei Digitalis angeordnet werden, wenn es sich um Herzschwäche handelt" (Stauffer).

Die Pflanze wird meterhoch, zuweilen sogar noch höher. Die filzig behaarten, eiförmigen Blätter erscheinen in der Nähe der Blüten immer schmaler und kurzstengeliger; die obersten sind sogar sitzend. Die glockigen, purpurroten Blütenkronen stehen in einer einseitswendigen Traube und besitzen zum Anlocken der Insekten Saftmale, auf der Innenseite hellumrandete dunkle Punkte.

Die Heimat des Fingerhuts ist das westliche Europa. Die Pflanze liebt besonders Gebirgsgegenden.

Equisetum arvense — Schachtelhalm

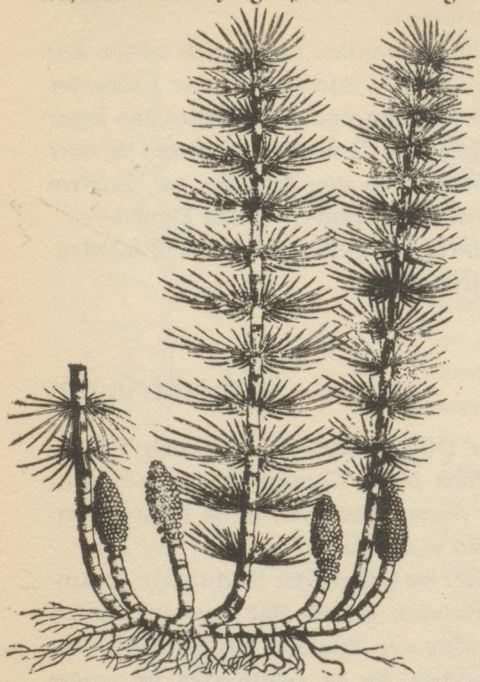
Die Griechen nannten die Pflanze Hippuris, das heißt Pferdeschwanz, und Brunfels erklärt diesen Namen für den richtigen; „dann das kraut ist gleich einem pferdschwantz, in höhe anderthalben ellenbogen hoch, vilen wol bekannt".

Im zeitigen Frühjahr treibt die Pflanze die fruchtbaren sporentragenden Sprossen, die bräunlich gefärbt sind; und erst danach erscheinen die grünen unfruchtbaren Astquirle gleich kleinen, sehr regelmäßig gebauten Bäumchen, die zu Heilzwecken verwendet werden. Dem Bauer ist der Schachtelhalm ein lästiges Unkraut, das besonders wegen seiner tiefgehenden Wurzeln den Acker aussaugt. Fressen Pferde und Rinder viel davon, ruft es krankhafte Störungen hervor.

In der Volksheilkunde war es schon in alten Zeiten hochgerühmt vor allem durch seine blutstillende Kraft. Hieronymus Bock erzählt viel in seinem Kräuterbuch von dem „klein Schafftheu" oder „Katzenschwentz", wie er das Kraut nennt. Auch kannte man damals schon die Verwendung zum Putzen: „das klein schafftheu, welches auff den äckern sein wohnung hat, brauchen die mägd zum kuchengeschirr, sonderlich was von zyn oder ander metal gegossen ist."

Während die Heilkraft des Krautes im Laufe der Zeiten in Vergessenheit geriet, was auch aus dem Mangel an volkskundlichen

Überlieferungen ersichtlich ist, verhalf Pfarrer Kneipp dem Schachtelhalm wieder zu großer Bedeutung. Er erklärte es als „einzig, unersetzbar und unschätzbar" bei Blutungen Blutbrechen, Blasenbeschwerden, Stein und Gries. „Bei alten Schäden", sagt er, „bei faulenden Wunden, selbst krebsartigen Geschwüren, sogar bei Beinfraß dient Zinnkraut in außerordentlicher Weise. Es wäscht aus, löst auf, brennt gleichsam das Schadhafte weg. Oft hüllt man das Kraut selbst in nasse Tücher und legt es auf die leidende Stelle."



EQUISETUM ARVENSE
Matthiolus 1563

Bei schmerzhaften Blasenerkältungen gibt es kein besseres Mittel als eine Abkochung von Schachtelhalmen, deren Dämpfe man auf die Blase einwirken läßt. Man stellt den dampfenden Aufguß unter einen Rohrstuhl, auf den der Patient sich unbekleidet setzt, umhüllt von einem Badetuch (etwa 10 Minuten lang). Mehrere Male dieses Verfahren wiederholt, bringt das Übel zu schnellem Abklingen.

Pfarrer Künzle erzählt, daß ein 86 jähriger Mann durch eine solche Dämpfung von einem fürchterlichen Steinleiden geheilt wurde und noch viele Jahre lebte. Außerdem sagt er: „Die stärksten Blutflüsse und Blutbrechen heilt das Kraut, innerlich als Tee genommen, in kurzer Zeit, ja fast augenblicklich."

Die wissenschaftliche Medizin spender der Pflanze, sowohl innerlich wie äußerlich angewandt, in gleicher Weise das höchste Lob. W. Bohn äußert sich über die innerliche Wirkung: „Einerseits ist das Zinnkraut ein Mittel gegen Blutungen, andrerseits, und in

noch höherem Grade, ein Nierenmittel. Nach dem Genuß der Abkochung wird ein dunkel gefärbter, reichlicher Urin leicht entleert. Bei Wassersucht ist es ein schnell wirkendes Mittel."

Flamm-Kroeber sagt in seinen eingehenden Ausführungen unter anderem: „Die äußere Anwendung von Zinnkraut in Form von Auflagen, Wickeln, Teilbädern bei der Behandlung von Wunden, Geschwüren, Ekzembildungen, dem Erysipel, der Bartflechte usw. ist immer wieder verblüffend erfolgreich. Mir sind zahllose Verlaufsformen von Ekzemen bekannt, bei denen eine wochenlange Salbenbehandlung den Befund eher verschlechterte und bei denen nach 5-8 Tagen der oben geschilderten Behandlung eine prompte und rasche Ausheilung eintrat".

Die Homöopathie verwendet ihre aus der frischen Pflanze hergestellte Essenz für die gleichen Krankheitsformen.

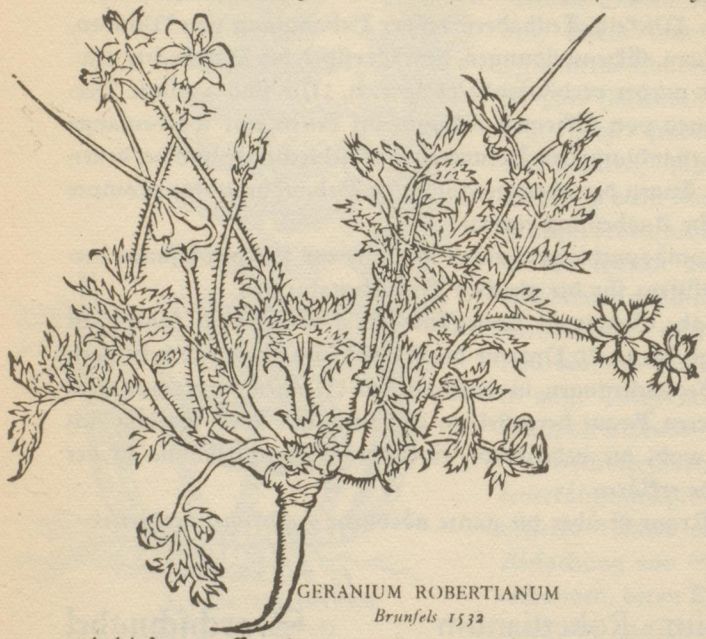
Der hohe Gehalt an Kieselsäure, Acidum silicicum, kann nach H. Schulz bis zu 70 Prozent der Asche ausmachen und geht nach seinen Beobachtungen in ansehnlichen Mengen in die aus dem getrockneten Kraut hergestellten Abkochungen über. Es läßt sich hieraus wohl die bedeutende Rolle des Schachtelhalms in der Heilkunde erklären.

Das Kraut ist über die ganze nördliche Halbkugel verbreitet.

Geranium Robertianum — Storchschnabel

Und zwar, wie Brunfels sagt: „dieweil sie knöpfflin bekommen mit langen schnäbeln, gleich einem storckenschnabel oder kranichhals." Da der Mecklenburger den Klapperstorch Adebar nennt (mhd. odebar, ahd. odobero), so taufte er die Pflanze „Adebarsnavel" und „Adebarsbrot". Nun ist dieser Vogel mit dem langen Schnabel im Volke ein glückbringender Geselle, und das Dach, auf dem er sein Nest baut, ist von dem heiligen Ruprecht, dem Schutzgott des Hauses (dem alten Hruodperaht, sowohl Ruprecht wie Robert), besonders behütet. Heißt es doch auch nach alter Lesart: „Gesegnet wie ein Haus, das Storken beherberget". (Fischart podagr. Trostbüchlein). Diese Eigenschaften übertrugen sich unmittelbar auf das Pflänzchen mit den hellroten Blüten und

seinen eigenartigen Grannen (Fortsätzen der Teilfrüchte). Wer in seinem Hause das Geranium Robertianum (nach dem eben genannten Heiligen) aufhing, wurde vom Glück gesegnet. Ja, wer mit traurigem Gemüte an einem Kummer nagte, der brauchte sich nur ein Pulver aus dem getrockneten Kräutlein aufs Brot zu streuen



GERANIUM ROBERTIANUM
Brunfels 1532

und dieses zu essen, dann wurde er gleich wieder froh und glücklich (Zaub. Arzt).

Der Schweizer Kräuterpfarrer Künzle lobt das „Gottesgnadechrut" sehr und sagt: „Diese Pflanze wird meist äußerlich angewandt, ist nicht gerade giftig, aber dem Magen nur mit Wein gemischt zuträglich. Es ist eine Pflanze, die zieht, sei es, daß sie radioaktiv (!) oder sonst vom Schöpfer mit Zugkraft ausgestattet ist. Tatsache ist, daß böse Augenentzündungen, Halsweh, Zahngeschwulste, furchtbare Nervenentzündungen in den Wangen, Füßen, unerträgliche Schmerzen in Magen, Nieren, Aufschwellen der Glieder usw. durch Auflegen von grünem und zerquetschtem Storchenschnabel rasch schwinden bei Menschen und Vieh. Kann auch das Übel dadurch nicht immer behoben werden, so nimmt

dieses Kraut öfters doch den größten Schmerz weg. Im dürren Zustand muß es in Wasser aufgeweicht werden. Eigentümlich berühmt ist der Storchschnabel durch die Heilung jeder Art trockener oder nasser Flechten, Ausschlägen und dergleichen: Hierbei wird das Kraut tüchtig gesotten und als Bad warm benutzt. Bei stärkerem Übel heißt es einen ganzen Monat die Behandlung fortsetzen und täglich 6 bis 8 mal 1 Löffel voll mit Wein gemischt trinken."

In der wissentschaftlichen Medizin ist das Kräutlein nicht mehr im Gebrauch.

Die gefiederten Blätter sind zu einer Rosette geordnet. Die Fortsätze der Teilfrüchte, die mit steifen Haaren besetzten Grannen, sind ein kleines Barometer: bei trockenem Wetter rollen sie sich spiralig zusammen, bei feuchtem strecken sie sich. Durch diese Bewegung wandern auch die Früchte und bohren sich außerdem in die Erde hinein.

Die Pflanze wächst überall an Ackerrändern und auf Brachfeldern.

Erythraea centaurium
Tausendgüldenkraut

Das Blümlein, das niemand, der es stehen sieht, „ungepflückt lassen darf". Selbst wenn du als Reiter auf einem Pferde daherkommst, so mußt du anhalten, absteigen und das Kräutlein zu dir nehmen. Es hat eine gar starke Heilkraft gegen das Fieber, die man als tausend Gulden wert erachtete.

Seinen botanischen Namen erhielt es wegen seiner rötlichen Blüten nach dem griechischen erythraios = rötlich, den Zunamen Centaurium zu Ehren des Arznei- und Kräuterkundigen Centauren Chiron. Er lebte in seiner geheimnisvollen Höhle am Pelion und lehrte

CENTAURIUM
Fuchs 1552

mit seiner Weisheit den göttlichen Asklepios. Auch Herakles, Jason und Achilles zählten zu seinen Schülern.

Das Blümlein, das in seiner selten schönen Farbe leuchtet, wird auch noch „Erdgalle" genannt; dieser Name bezieht sich wohl auf seinen starken Gehalt an Bitterstoffen. Es ist sehr heilkräftig, und Pfarrer Kneipp empfiehlt den Tee des Krautes gegen Leber- und Nierenleiden, außerdem aber gegen alle Magenbeschwerden. Der Tee verbessert schlechte Verdauung, Unterleibsstockungen, schlägt auch Blutwallungen und Fieber herunter.

In manchen Gegenden Ostpreußens kocht man am Morgen nach einer feucht-fröhlichen Nacht einen guten Tausendgüldenkrauttee als vorzügliches Mittel gegen — den Kater!

Auch die Allopathie rühmt die magenstärkende Wirkung des Tausendgüldenkrautes, seinen günstigen Einfluß auf die Blutbildung bei Blutarmut, sowie die vorteilhafte Einwirkung bei Erschöpfungszuständen, fieberhaften Erkrankungen usw.

Die Stengelblätter des 25 cm hoch werdenden Krautes sind gegenständig. Die rosenroten Blüten stehen in gabeligen Trugdolden. Sie breiten sich im Sonnenschein flach aus, sobald man sie aber gepflückt hat, schließen sie sich, um sich niemals (auch im Wasser) wieder zu öffnen.

Die Pflanze ist über das ganze gemäßigte Europa verbreitet, gehört aber bei uns zu den Kräutern, die nicht überall zu finden sind. Sie liebt Waldlichtungen und Wiesen, Gebüsche und Wegränder.

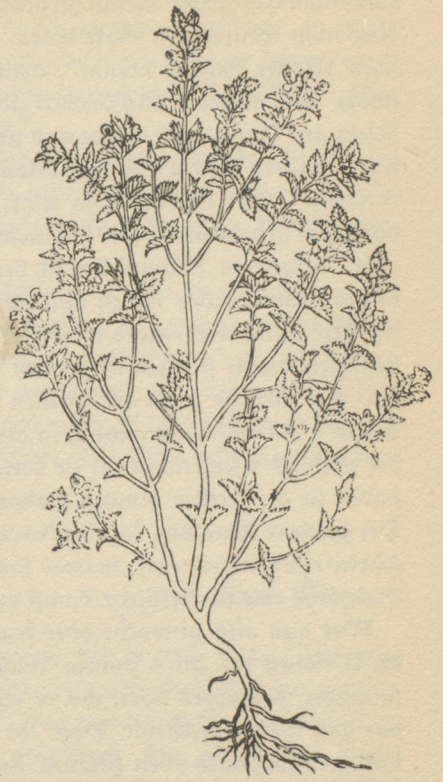
Euphrasia officinalis — Augentrost

„Ich sach plüen augen trost,
das edel plümlin gar etloszt
mein hertz von allem ungemach".

(Liederbuch der Hätzlerin, 15. Jahrh.).

Von dem griechischen euphrasia = Frohsinn abgeleitet, war das weißblühende Kräutlein, das im Spätsommer Wiesen und Weiden in einen duftigen Schleier hüllt, immer ein Symbol der Heiterkeit, denn: „wer allezeit ein wohlgefallen hat an seinem liebsten,

und nichts an ihm sieht, als was ihm wohlgefällt, und dadurch muth und freude hat, der sol augenweide tragen, denn augenweide ist aller zeit ein lustiges blümel" (Bedeutung der Blumen).



EUPHRASIA OFFICINALIS
Fuchs 1552

Der Bauer denkt nun wieder anders, wenn er das „lustige blümel" auf seinen Weiden sieht. Es fällt ihm auf, daß die Wiesen an Stellen, wo es in reichen Mengen blüht, einen mageren Graswuchs zeigen.

Der Augentrost ist ein Halbschmarotzer. Mit seinem Blattgrün verarbeitet er zwar die Kohlensäure der Luft zu dem ihm nötigen Kohlenstoff; aber mittels kleiner Saugorgane an den Wurzeln zieht er Nährstoffe aus den Pflanzen seiner Nachbarschaft, besonders der Gräser, die dadurch mit der Zeit ein spärliches Wachstum zeigen, das dem Vieh die Weide schmälert. So spricht der erzürnte Bauer von dem „Milchdieb", dem „Heuschelm". Im Bayerischen und Österreichischen nennt man das Kräutlein „Milchdiabal", „Milchrötteln", im Schwäbischen „Noinzela" (Nichtsnutz), „Ohmdfresser".

Kommt nun aber des Blümleins schönster Name „Trost der Augen" zu seinem Recht, wenn es aus weichem, wehendem Grase mit seinen strahlenden Blüten hervorblickt, so ist es das von altersher beliebte Heilkräutlein, von dessen Wunderkraft viel zu erzählen ist. Matthiolus nennt es in seinem Kräuterbuch „ein Prinzipal zu den blöden und tunkeln Augen" und gibt an, daß man es in der verschiedensten Weise gebrauchen soll: Entweder mischt man

das frische Kraut unter die Kost, oder aber — man stößt das getrocknete zu Pulver und fügt es ebenfalls der Speise bei. Ferner kann man das grüne Kraut zerdrücken und über die Augen legen, oder man träufelt den Saft hinein. „Besser noch", heißt es, „daß man Wasser darauß brenne", damit es „gemeldte Augenbresten linder und milter". Schließlich aber erzählt er, daß man auch Wein aus Augentrost macht und zwar zur Zeit der Weinlese. „Da legt man das Kraut mit dem Most ein und läßt jn (ihn) darüber verjären." Von diesem Wein weiß nun ein anderer Kräuterkundiger, ein „fürnemer doctor der artzny mit namen Arnoldus de nova villa" besonders Rühmliches zu berichten. Etliche die lange Zeit nichts mehr gesehen haben und diesen Wein etwa ein Jahr lang tranken, „sind wiederumb zu ihrem Gesicht kommen." Alte Leute behielten durch sterigen Gebrauch dieses Weines gesunde Augen und gut Gesicht „und der Brillen und Augengläser nie bedörfft haben". „Wiederumb andere, so ohne Brillen nicht haben können die Schrift lesen, nachdem sie diesen Wein ein zeitlang genützt, haben sie die Brillen hinweg gethan und allerley Schrift gelesen. Der gelehrte Arnoldus de Villa Nova war fleißig mit der Feder. So schrieb er unter anderem „in zwey sonderbaren Büchlein eine Practica medica, eine fürtreffliche Kunst lang zu leben."

Wer nun also schwache oder kranke Augen hat, der sollte sich die Weisheit der Alten zunutze machen und das Kräutlein fleißig sammeln, besonders dort, wo es einen recht sonnigen Standort hat und kräftig erscheint. Doch ehe man sich bückt, muß man zunächst einmal nach oben schauen. Zieht nämlich an einem warmen Tage zur Sommerszeit ein Gewitter heran, so bewahre einen der Himmel davor, das Blümlein zu dieser Zeit zu sammeln: der Blitz würde dort einschlagen, wo man die abgepflückte Pflanze aufbewahrt und außerdem würde das Blümlein blau werden. Man nennt es in Schlesien „Gewitterblume" und in Hessen-Nassau „Donnerkräutchen".

In der Volksmedizin ist der Augentrost sehr beliebt. Pfarrer Kneipp empfiehlt ebenso wie die spätmittelalterlichen Ärzte: „Wer täglich ein wenig von dem zu Pulver zerstoßenen, getrockneten Kraut (etwa 2 gr.) in Wasser nimmt, stärkt sein Sehvermögen." Auch verordnet er, das Kraut in Pulverform messerspitzenweise

mit Wasser gegen Magenbeschwerden einzunehmen oder den Absud (10 gr. auf ein viertel Liter Wasser) als Medizin zu trinken.

Ebenso sagt Pfarrer Künzle: „Ist das Augenlicht geschwächt durch Überanstrengung oder durch längere Krankheit, so greife man zum Kräutlein Augentrost (Euphrasia), mache davon einen Aufguß und benetze täglich 10 bis 20 mal die offenen Augen. Gar viele sind so hergestellt worden."

Die Homöopathie verwendet die ganze blühende Pflanze zur Herstellung ihrer Tinktur und gebraucht sie zu bestimmten Erkrankungsformen der Augen, auch bei Fließschnupfen, Kopfschmerzen, tränenden Augen.

„Der Augentrost ist ein drauschlechtes, schönes Kräutlein, einer spannen lang, hat ein kleines Würtzlein, auß welchem seine kleinen Blümlein zwischen den Blättern herfürkommen." Der im oberen Teil verästelte Stengel ist mit gegenständigen, eiförmigen Blättchen besetzt. Die Blümlein, kleine weiße Rachenblüten, sind durch violette Längsadern fein gezeichnet. Die Alten erkannten in ihnen die Signatur des Auges.

Gentiana lutea — Gelber Enzian

„Jo, wissens holt, so an Enzian, dös is ebbs guats! Un grod für an schwochn Mogn, do geb i holt Obacht!" Die gut gepflegten Stauden der Gentiana lutea im botanischen Garten München-Nymphenburg machten das glaubhaft. Der gemütliche Bayer erzählte mir, daß die Wurzeln bei alten Pflanzen bis zu einem Meter lang werden und dabei stark wie der Arm von „an Mannsbild!"

Der berühmte Schnaps wird nicht nur aus dem gelben Enzian hergestellt, sondern auch noch aus anderen Arten wie Gentiana purpurea, punctata, pannonica. Die Wurzelgräber stellten im Laufe der Zeiten den Enzianarten derartig nach, daß z. B. im Berchtesgadener Land der dort ehemals sehr viel vorkommende gelbe und punktierte Enzian heute fast völlig ausgerottet ist. Infolgedessen hat man Gentiana lutea im ganzen Reichsgebiet geschützt.

So manche Kunde hat sich mit den allerschönsten Alpenblümlein verwoben, und ohne Zweifel gehörten auch die Enzianen zu

den Kräutern, die der kleinen Blumenmalerin, der Tochter des Ritters Caldres am Nonsberge, wälsch Val de Non, zum Vorbild dienten. Sie erging sich oft auf dem Gebirge, um seltene und besonders schöne Blumen zu suchen; übte sie doch die Kunst, sie getreulich abzuzeichnen und gar wundersam zu malen. Einstmals aber geschah es, daß sie sich in unwegsamen Klüften und Gebirgsgegenden verstieg und keinen Rückweg fand. In ihrer Not kam ein junger Bursche, der Sohn eines Bauern, ihr zu Hilfe. Als sie ihm dankte und dabei in seine treuherzigen Augen schaute, gefiel er ihr gar wohl. Dem Burschen erging es nicht anders, und schnell war ein Bündnis geschlossen.

GENTIANA LUTEA
Matthiolus 1563

Das Rittertöchterlein war ohne Arg und glaubte, den Bauernsohn heiraten zu dürfen. Als aber der strenge Vater davon erfuhr, daß es einen Jüngling von nicht adliger Abkunft zum Manne erwählen wolle, geriet er in einen großen Zorn. Er sperrte das Töchterlein in ein getäfeltes Turmgemach hoch oben unter dem Dach seines gewaltigen Schlosses, das das Mägdlein lebend nicht mehr verlassen sollte. Es brachte nun die Zeit damit hin, die Wände seines Kerkerzimmers mit all den lieblichen und zierlichen Blümlein, die es lebendig in seinem Herzen trug, zu bemalen und auszuschmücken, bis es eines Tages seinem Liebeskummer erlag. Man fand das holdselige Kind in seinem Gefängnis hingestreckt mit einem Lächeln, und es war anzusehen, als ruhe eine Selige auf einem Bette voller Blumen.

Die Kunde erzählt, daß man das Mägdlein auch später am Tage gespenstig darin erblickte, in der Nacht sein Seufzen vernahm und ein Lichtschimmer durch das Fensterlein des Gemaches fiel, in welches seit seinem Tode keine lebende Seele kam. Der harte Vater wurde nie wieder froh und starb einen frühen Tod. —

Wenn ein Wanderer recht viel Vertrauen denen einflößt, die jetzt noch den erhaltenen Teil der Burg bewohnen, kann es kommen, daß man ihn die hohen Stiegen emporführt und ihm unter dem Dach die kleine blumenbemalte Kammer zeigt. Dann deutet man auch wohl auf eine entblätterte Rose, in deren Herz ein Wurm frißt. Es war das letzte, was die kleine Blumenmalerin sterbenskrank noch malte. Sie selbst aber nannte man die Rose von Caldres. (Deutsche Alpensagen, Ritter v. Alpenburg, Wien 1861).

Der gelbe Enzian ist nicht nur in der ganzen Alpenkette zu finden und steigt hier bis zu 2000 m hoch, sondern auch in den Pyrenäen, im Jura, in den Vogesen, dem Schwarzwald.

Nach den Berichten von Plinius erhielt die Pflanze ihren Namen nach dem König Gentis in Illyrien, in dessen Land die besten Gentianen wachsen sollten. Die antiken Ärzte erwähnen sie öfter und gebrauchten sie als Mittel gegen die Pest, Geschwüre, Krämpfe, Verletzungen.

Im späten Mittelalter preist Bock den Enzian als den besten Tyriak oder Magenarznei des gemeinen Mannes. „Ist auch nit so theuer als Rhabarber"; auch könne man den Enzian weniger entbehren als den Rhabarber. „Darumb Gott der almechtig die Wurzel auß Gnaden ins Teutschland gesetzt hat, also das sie fast allenthalben auff den hohen, lüfftigen Bergen, sunderlich im Schwarzwald in der höhe, desgleichen in etlichen Dälern under dem Farnkraut gefunden wirt."

In der Volksmedizin gilt der Enzian besonders in den Alpenländern als Universalmittel gegen Magen- und Darmbeschwerden, aber auch gegen die Gicht.

Pfarrer Kneipp empfiehlt, den Tee aus gestoßenem Enzianpulver (auf 1/4 Liter Wasser 2 gr Pulver) eßlöffelweise zu nehmen gegen Ohnmachtsanwandlungen, Übelkeit und Magendrücken.

Dinand bezeichnet die Gesamtwirkung des Enzian als „magenstärkend, fieberwidrig und erregend für das Gefäßsystem". Flamm-

Kröber bestätigt dies und weist außer anderem auch auf den Ausspruch E. Meyer's hin, „daß bei Ohnmachten und leichten Kollapszuständen eine oft erstaunlich belebende Wirkung durch die Zufuhr alkoholischer Enzianlösung (Enzianbranntwein) zu erzielen sei. Das eintretende Kräftigungsgefühl ist wohl auch auf die Kreislaufverbesserung und die Anregung der Herztätigkeit zurückzuführen."

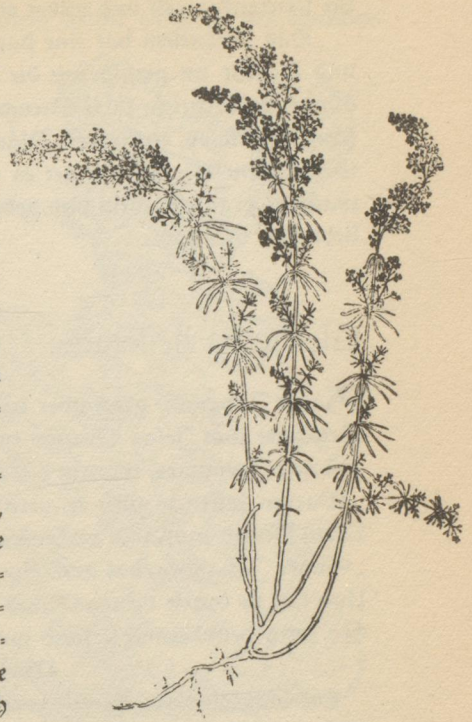
Zur Verwendung kommen die Wurzelstöcke.

Die oft einen Meter hoch werdende Staude besitzt bläulichgrüne, von starken Nerven durchzogene, kreuzweis-gegenständige Blätter. Leuchtend gelbe Blüten entspringen in Scheinquirlen aus den Achseln der oberen Blätter. Eigenartigerweise kommt der gelbe Enzian erst nach etwa 6 Jahren zur Blüte. Die Frucht ist eine vielsamige Kapsel.

Galium verum — Labkraut

Es war einmal ein König am Rhein. Der lebte herrlich und in Freuden, doch mochte er nicht an das Sterben denken.
„Er versprach den Ärzten großen Lohn,
Wenn sie dem Tod sprächen Hohn!
Die gaben ihm still und vertraut
Den Saft vom Laabkraut.
Und es trank davon der König
Alle Tage ein wenig.
Er hatte aber einen Knecht,
Dem war ein langes Leben auch recht;
Der hatte auch von dem Tranke genascht,
Aber er ward vom König dabei erhascht!
Der wollte ihn köpfen lassen.
Allein der schlaue Knecht wußte sich zu fassen.
Er sprach: „Hältest du mich des Todes wert,
So hat sich dein Trank nicht bewährt;
Denn er soll langes Leben
Dem, der ihn trinket, geben!"
Das sah der König richtig ein
Und ließ darauf das Köpfen sein."

Lang lebten sie noch in Mut und Kraft, bis das Alter sie dann hingerafft. (Montanus)



GALIUM VERUM
Fuchs 1552

Wenn Zechbrüder im Winter in der warmen Stube beieinander sitzen, darf niemals das Labkraut auf dem Ofen liegen; denn sobald sich sein Duft entfaltet, geraten die Gesellen in einen wilden Streit. Außerdem wird von dem Kräutlein erzählt, daß es „mit einem lieblichen Geruch im Sommer die herzunahenden Ungewitter vorbedeute" und auch einen besonderen Duft von sich gäbe, „so der Regenbogen erscheine."

Freia, der blütenreichen Mutter der Erde und Göttin der Liebe, war die Pflanze heilig; sie wurde von den Frauen in schwerer Stunde ins Bett gelegt, um die Geburt zu erleichtern. Später übertrug sich dieser Glaube auf die Jungfrau Maria. Als „Bettstroh unserer lieben Frauen" nahm es die Gottesmutter auf ihr heiliges Lager. Nach einer anderen Kunde legte sie es als weiches Polster dem Christuskinde in die Wiege. Eine schlesische Legende weiß zu berichten: Die heilige Jungfrau nahm darum das „Maria Bettstroh", weil nur dieses vom Esel nicht berührt werde.

Die alten Kräuterväter nannten die Pflanze „Megerkraut". Tabernaemontanus sagt, „ein Fußbad von diesem Kraut zeucht aus alle Müdigkeit der Glieder." Außerdem empfiehlt er, die gestoßenen „geelen Blumen wider den Krebs der Brust anzuwenden." Im übrigen hätten die Medici sie selten in die Rezepte geschrieben.

Die heutige Volkmedizin verwendet den Tee zum Auswaschen von Wunden, legt auch die zerkleinerten Blüten auf Brandstellen. Kräuterpfarrer Künzle rühmt besonders das gelbe, wohlriechende

Galium. „Diese Sorte leistet unschätzbare Dienste für die Nieren bei Nierenkatarrh und bildet einen Teil des Nierentees."

„Das Kräutlein hat eine harte, zasechtige Wurtzel; die fladert und kreucht im grund wie die Quecken; daraus wachsen runde, dünne, bintzechtige, zarte Stengel, die sind mit schmalen, spitzigen, schwartzgrünen, gestirnten Blättlein zurings umbher besetzt .... Gegen dem Meyen bringet es viel schöner geeler Blümlein; die wachsen drauschlechtig und gedrungen in einander und sind eines lieblichen Geruchs ..."

Glechoma hederacea — Gundermann

Sankt Johannes ging über das Land,
Begegnet ihm Jesus Christus mit seinem Gesandt:
„Sankt Johannes, warum bist du so traurig?"
„Warum sollt ich nicht trauern?
Mein Mund muß mir verfaulen!"
„Sankt Johannes, hol drei Gundelreben
Und laß sie durch deinen Mund schweben,
So wird dein Mund gesund werden!"

Marzell, „Unsere Heilpflanzen" 1922.

Die blaublühende Blume war nicht nur dem Donar heilig und schützte deshalb vor Gewitter, sondern sie war auch das Heilkraut der wunderwirkenden Kampfjungfrau Gunde, Gunar, althochd. Gundja. Eine andere Deutung leitet das althd. gund-Eiter von seiner volksmedizinischen Anwendung ab; wurde doch das Gundelkraut gegen Eiterungen gebraucht.

Den Hexen war es ein ganz verhaßtes Kraut: „Wenn man Gundermann auf Walpurgisabend sammelt und hernach mitten in der Nacht einen Kranz daraus macht und solchen am folgenden Tag auf den Kopf setzt, so kann man alsdann die Hexen kennen, da eine auf ihrem Kopfe wird haben einen Schimmel oder Schemel oder Rutschebank, die andere eine Malte (Getreidemaß) oder Kelte usw." Wer einen guten Mut hatte, mochte sich an diesem Späßlein wohl ergötzen; unheimlich erst wurde des Kräutleins Gebrauch dem, der einen Strauß zu Neujahr mit in die

Kirche nahm: Er erhielt nämlich die Gabe zu sehen, wer aus der Gemeinde sterben würde. Zu allem Glück pflegt ja der Gundermann zur Winterszeit sich nicht gerade zum Binden eines Sträußleins zu eignen, da er, wie die anderen Pflanzen seinen Winterschlaf hält. Im Frühjahr aber treibt er als einer der ersten Lenzboten aus der Erde hervor, und wie die Bäuerin in schwierigen Fällen mit dem Kräutlein umzugehen hatte, lehren die „Egyptischen Geheimnisse" des Albertus Magnusbüchlein: „Wenn einer Kuh das Euter behext ist, so solle man drei Kränzlein von Gundelreben winden und einen jeden Strich 3 mal hinten durch die Füße melken, danach der Kuh die 3 Kränzlein zu essen geben und dazu die Worte sprechen: Kuh, da geb ich dir die Gundelreben, daß du mir die Milch wolleſt wiedergeben!"

GLECHOMA HEDERACEA
Brunfels 1532

Auch die „Chemnitzer Rockenphilosophie" gibt den Rat, daß die Kühe, wenn sie im Frühjahr zum erstenmal auf die Weide kommen, durch einen Kranz von Gundermann gemolken werden sollen.

In der alten Zeit wurde die Pflanze fleißig zu Heilzwecken gebraucht: „Ist den Lungensüchtigen sonderlich nützlich, denn es reiniget die Brust von allem Schleim und Eiter."

Tabernaemontanus erzählt: „Etliche zerreiben allein das Kraut mit Händen und stossens in die Ohren oder thun den Safft darein, zur Stillung des Sausen und zur Schärffung des Gehörs." Auch als Schlafmittel diente ihm das grüne Kraut: „Die Blätter mit

Everklar zerstoßen und auf die Schläffen gelegt, macht schlafen."

Bock verordnete es gegen „Hüftweh und Geelsucht."

Heute gilt im Volksgebrauch der Tee als appetitanregend und die Verdauung befördernd. Auch mischt man ihn gern mit Schafgarbe und Salbei und benützt den warmen Aufguß zur Ausspülung der Ohren bei Gehörleiden, die durch Erkältung entstanden.

Pfarrer Kneipp verordnet den Gundelrebentee gegen Brust- und Magenverschleimung.

Zur Verwendung kommt das blühende Kraut. Es weist nach Flamm-Kroeber neben ätherischem Öl, Gerbstoff usw. reichliche Mengen von salpetersaurem Kali auf; und so erklärt er einen besonderen Einfluß auf die Schleimhäute von Nase, Hals, Rachen und Bronchien. Daher ist die Verwendung des Tees oder Preßsaftes bei Katarrh und Entzündung ratsam.

Auch die Homöopathie bedient sich der blühenden Pflanze.

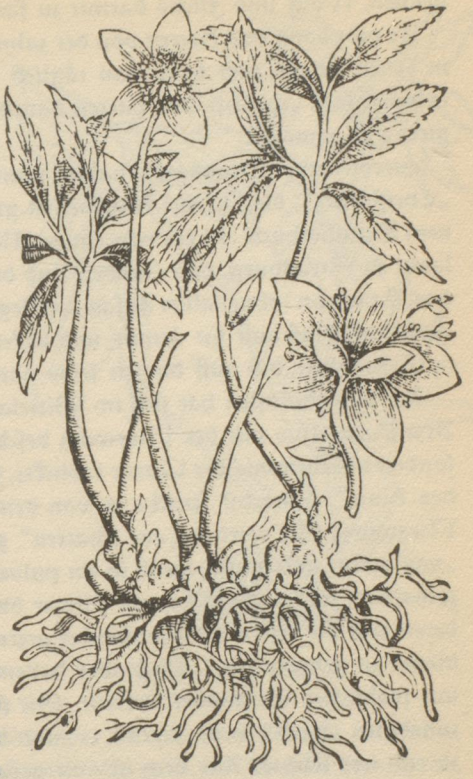
Wie ihr Speziesname hederacea schon besagt, hat sie mit ihren zum Teil kriechenden Stengeln einen efeuartigen Wuchs.

„Die kleine und gemeine Gundelräb kreucht und fladert mit ihren viereckeren Stengeln oder Räben hin und wider auff der Erden, begehrt nicht über sich, ist zu beyden seiten mit runden Epheublättern bekleidet; die sind etwas rauch und an dem umbkreiß zerkerbt, am geschmack bitter und am Geruch starck. Die Blumen sind klein, purpurbraun, bringen keinen Saamen, blühen im Aprillen mit den blawen Veyeln ..."
Die Blättchen liefern ein sehr gesundes Suppen und Wildgemüse.

Helleborus niger — Schwarze Nieswurz
Veratrum album u. nigrum — Christrose
Schwarzer und weißer Germer

„Das Kind des Mondes, nicht der Sonne" nennt Mörike die Christrose, das mutigste Blümlein, das in Schnee und Eis seine weißen, rosa angehauchten Blüten treibt. Es war in alten Zeiten ein bedeutendes Heilmittel ebenso wie der Germer. Der Sage nach wurde Herakles durch die Nieswurz von einem Wahnsinnsanfall

geheilt, desgleichen die rasenden Töchter des Königs Proitos; sie tranken die Milch der Ziegen, die das weißblühende Kraut gefressen hatten. Auch Horaz sagt in seinen Satyren (II, 3, 82), daß es den Wahnsinn heile, der sich auch in Geiz äußert: Danda est ellebori multi pars maxima avaris — also eine Medizin für die Wurzel alles Übels! So sollte man den Geizigen recht reich damit versorgen!



HELLEBORUS NIGER
Matthiolus 1586

Sowohl bei den antiken Schriftstellern wie bei den spätmittelalterlichen Kräutervätern ist aus den ungenauen Angaben meistens nicht zu ersehen, ob Helleborus die Christwurz (Ranunculaceen), oder Veratrum, der Germer (Liliaceen), gemeint sind. Matthiolus selbst ereifert sich über die „widerwertigen Beschreibungen der alten und newen Skribenten"; bezeichnet doch z. B. Dioskurides Helleborus nigrum auch als Veratrum nigrum oder Melampodium. Der alte Leibarzt Tabernaemontanus bringt in seinem Buch das Bild der Christrose und setzt als Überschrift „Veratrum nigrum".

Aus dieser Verwirrung weiß sich Bock am besten zu helfen. Er sagt: „Alle kreutermeister halten die Christwurz für die schwartze Nießwurtz. Das kan ich nit glauben, dieweil die Christwurtz on (ohne) schaden in leib genommen werden kann, welches von der schwartzen Nießwurz nirgends gelesen wirt. Derhalben will ich

die zam Christwurtz für ein vnschedlich (unschädlich) Nießwurtz halten und geben und das ander Leußkraut ein gifftig Aconitum nennen, Wolff und Füchs darmit zu fangen."

Er gibt dann das Rezept von der zahmen Christwurz: diese wird in Wein gelegt, von dem man täglich 1/2 Trinkgläschen zu sich nehmen soll, „welches den harten bauch on (ohne) Schaden purgiert und erweicht."

Hieronymus Brunswyg nahm nun wieder die Blätter der „Christwurz", die„ zu viel krankheiten gut sei," und erzählt in seinem Destillierbuch (1551) von einem Mann, „genannt Clauß Holandt zu Straßburg, von Hundert und dreißig Jaren. Der pulvert das Kraut on (ohne) allen Zusatz und leget vonn dem Pulver einer Haselnuß groß auff die Handt, und lecket davon. Also blieb dieser in Gesundheit, biß auff die zeit seins natürlichen todts".

Am eingehendsten hat sich im Mittelalter aber wohl der große Arzt Paracelsus mit der Nieswurz beschäftigt; in der er ein „besonderes Geheimnis der Natur erblickte, das nicht genommen werden kann." Zunächst spricht er von den Blättern der schwarzen Nieswurz: Sie werden „am schatten" getrocknet durch die Luft „von orient und nachfolgend in ein pulver gestoßen und mit soviel reinsfeins zucker gemischt, als schwer die bletter seind. So ist es bereit wie die ersten philosophie der arzten angefangen haben dise bletter zu gebrauchen." Diese aber haben sich eines langen Lebens mit fröhlicher Gesundheit erfreut. Sie fingen an das Kraut einzunehmen „nach den 60. jaren"... „und habent das gebraucht bis zu end ires lebens. Aus dem ist nun gefolgt, das sie on krankheit hinaus komen sind und mit gesundem leib ir end erlanget."

Paracelsus wettert über die „humoristen arzt, die sich der natürlichen secreten nichts achten, sondern ir unergründen theoric," wodurch das Kraut in Vergessenheit geriet; er fährt fort: „Das ist aber bei meinen Zeiten mir eingedenk, das von viel personen gebraucht ist worden, die gar flüssig, rotzig, mastig und pluterdellig gewesen sind", die nun durch den Gebrauch des Krautes ihre Natur völlig erneuerten. „Und habent eingenommen auf einmal alle morgen teglichen bis auf das 70 jar ein halb quintlein, darnach von dem 70. auf das 80. am andern tag ein halb quintlein, von dem 80. bis auf das end am 6. tag ein ganz quintlein."

Paracelsus macht einen großen Unterschied zwischen der weißen Nieswurz, die jung geheißen werden soll, und der schwarzen, die er die alte nennt. Im Latein„ iunior alba und senior nigra," und „der nam elleborus sol hinweg getan werden". Zwar haben die beiden Wurzen einerlei Tugend, „aber in der selbigen gespalten, also daß die jung nies wurzen allein den jungen füegt und gebraucht sol werden denen, so under fünfzig jaren seind, und den jenigen, so nach den fünfzig jaren seind, den selbigen sol die alt nieswurzen gegeben werden". Und dieses vermeldet er nicht allein von der Nieswurz, „sondern von allen Kräutern, die zweierlei Art haben als „weible und mennle";doch nicht darum, „daß es weible oder mennle seien, dan sie empfaben nichts miteinander, sondern alein darumb, das do solle der arzt ein unterscheit erkennen, das das ein der jugent, das ander dem alter" angezeigt sei.

HELLEBORUS VIRIDIS
Brunfels 1532

„Die alte Nieswurzen, also die schwarze, hat vier Krankheiten auszutreiben nämlich: die fallende Sucht, das Podagra, den Schlag und die Wassersucht. (Paracelsus-Ausg. von K. Sudhoff, 2. Bd.)

„Für den Schlag, das ist, den nun der Schlag getroffen hat und auf der Seiten lahm ist, die selbige materia, die da erlembt hat, nimpt die Wurzen hinweg und bringt das leben durch das selbig wider in das selbig lahm glit. Zur wassersucht dergleichen, leret es den brunnen aus und die bech, die da fließen von im und die wassersucht machen; also das, was do wechst, das wird hinweg

genommen." usw. „Wolt Got, das der beſt doctor aller teutſchen hohen ſchulen diſe wurz und kraut gebrauchen könte, alein wie ſie an ir ſelbs iſt, für all ſein kunſt..." Denn „dieſe tugend austreibet alle widerwertigkeit, den mannen und den frauen..." Da ſollte doch wohl jeder voller Eifer das Pflänzchen in ſeinem Garten hegen und pflegen, ja ſich tröſten, daß für alle Bosheit auf Erden ein Kräutlein gewachſen iſt.

VERATRUM ALBUM
Matthiolus 1563

Aber ſo einfach war es nicht, die Nieswurz aus dem Garten zu holen. Bei dem Ausgraben mußte man einen Kreis um ſie ziehen, ſich gegen Morgen ſtellen und beten, auch durfte ſich dabei kein Adler zeigen, ſonſt ſtarb der Wurzelgräber noch in demſelben Jahr.

Konrad von Megenberg gab die Vorſchrift: „Die es ſamnent (ſammeln), die müezent ſich fleizen (befleißigen), daz ſie vor (vorher) knoblauch ezzen und ſtarken wein trinken, darumb daz ez in (ihnen) nicht ſchaden pring."

Nun iſt nicht zu erſehen, was für eine Art Helleborus Paracelſus unter der „weißen Nieswurz", „die jung geheißen werden ſoll", meinte. Bekannt ſind heutzutage außer der Chriſtwurz, die ſtinkende

Nieswurz (Helleborus foetidus) und die grüne Nieswurz (Helleborus viridis); letztere findet ſich in den alten Kräuterbüchern ſehr häufig dargeſtellt.

In der Volksmedizin werden Helleborus wie auch Veratrum nicht gebraucht. Die giftigen Wurzeln erregen ſchon in kleinen Mengen heftigen Brechreiz.

Stauffer berichtet von der Helleborus niger, der Chriſtwurz, daß er wenig Erfahrung damit habe, aber Heilungen von Geiſteskrankheiten veröffentlicht ſeien. Die homöopathiſche Tinktur wird aus dem getrockneten Wurzelſtock bereitet.

In den Alpen wächſt die Schnee- oder Chriſtroſe wild, in der Ebene wird ſie in den Gärten gezogen. Die Pflanze wird etwa 20-30 cm hoch, beſitzt lederartige grüne 7-9 teilige Laubblätter, die den Winter grün überdauern. An der Spitze der Stengel ſtehen die wundervollen weiß bis roſafarbenen Blüten, denen der grüne Kelch fehlt. Der Wurzelſtock iſt von ſchwarzbrauner Farbe.

Von dem weißen Germer, Veratrum album, ſagt Hahnemann, daß man zwei drittel aller Wahnſinnigen damit heilen könne. Stauffer fügt hinzu in ſeiner kliniſch-homöopathiſchen Arzneimittellehre: „Das ſcheint mir allzu optimiſtiſch." Er führt weiter aus über Veratrum album: „Die Hauptwirkung iſt auf das Centralnervenſyſtem und auf das Ganglienſyſtem gerichtet, und ſpeziell die Herz- und Bauchganglien werden ſtark affiziert."

Wie verbreitet bei den Alten die Anwendung der Nieswurz gegen Geiſteskrankheiten war, zeigt ein Sprichwort, das bei den Römern gebräuchlich war: „Helleboro opus habet" er hat Nieswurz nötig (es fehlt ihm an Verſtand).

Der weiße Germer bevorzugt feuchte Gebirgswieſen und ſteigt in den Alpen bis zu 2000 m hoch. Er findet ſich oft in der Nähe von Sennhütten, vom Rindvieh gemieden, von den Ziegen ohne Schaden gefreſſen.

Die Pflanze wird bis zu 1,50 m hoch. Die breit eiförmigen Blätter ſind unterſeits flaumig behaart, nach oben zu werden ſie ſchmäler. Charakteriſtiſch für den Germer iſt es, daß die Blätter wechſelſtändig ſtehen und breite, geſchloſſene Scheiden beſitzen. Die weißgrünlichen Blüten ſind zu einer Riſpe angeordnet.

Der ſchwarze Germer, veratrum nigrum, wächſt in Böhmen, und

vereinzelt in Südtirol, Steiermark, Krain, Österreich. Seine Blüten sind dunkelpurpur; er ist sehr giftig.

Hypericum perforatum

Johanniskraut, Hartheu

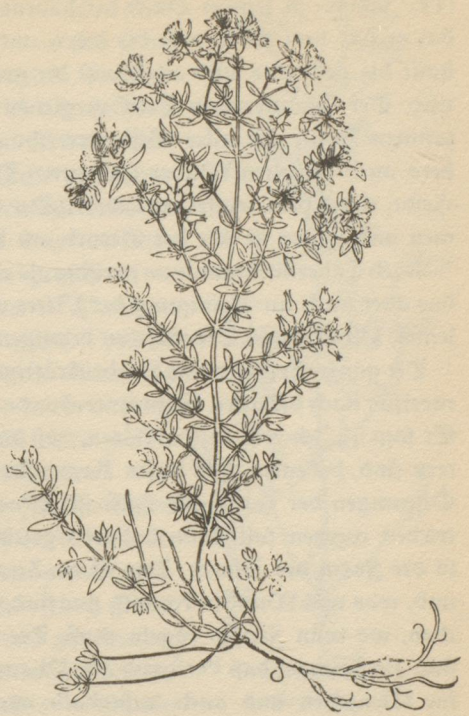
Als der Lieblingsjünger des Herrn, bis zum Tode betrübt, unter dem Kreuze stand, „sammelte er die mit dem heiligen Blute getrockneten Pflanzen sorgfältig, um sie als teures Andenken an des Heilands Tod an fromme Gläubige zu verschenken." So erzählt die Legende von dem Kräutlein, das auch die Namen „Christi Wundenkraut", „Gottesgnadenkraut", „Herrgottsblut" trägt. Gar wunderbar reiht sich eine andere fromme Kunde an, die im oberösterreichischen Innviertel lebt und die nun erzählt, wie das gelbe Blümlein dem heiligen Johannes das Leben rettete. Als er gefangen genommen werden sollte, so heißt es, steckten die Verräter an die Fenster des Hauses, in dem sich der heilige Apostel aufhielt, zum Zeichen Sträuße des Johanniskrautes. Doch ein Wunder geschah: Die Blumen erblühten plötzlich an allen Fenstern der Häuser, an denen die Verfolger vorüber kamen, und führte sie völlig in die Irre. So wurde der heilige Mann gerettet.

Geheimnisvoll schienen sich die Kräfte des würzigen Krautes, das auch „Johannisblut" genannt wird, zu offenbaren, erweckte es doch den Eindruck, als ob der rote Farbstoff, der in den goldgelben Blüten und Knospen enthalten ist, wie Blutstropfen verborgen lebte.

Im Zauber des Mittsommers, dem Sinnbild heiliger Licht- und Wärmekräfte der Sommersonne, erstrahlt es am Johannistage in seiner herrlichsten Blütenpracht. Die Mädchen flochten Kränze daraus, und wer um das Johannisfeuer tanzte, mußte einen Kranz von Hartheu, die Johanniskrone, tragen. In dieser geheimnisvollen Nacht wurden auch Zweige ins Wasser gestreut, und das Mägdlein erkannte am Aufblühen oder Verwelken, wie es im nächsten Jahr mit dem Freier bestellt sein würde.

Der Bauer in Oberoesterreich legt das Kraut zwischen zwei Scheiben Brot und gibt sie dem Vieh zu fressen, damit allerlei

Krankheiten seinen Stall verschonen. Es muß aber am Johannistage vor Sonnenaufgang oder in der Mittagsstunde gesammelt sein.



HYPERICUM PERFORATUM
Fuchs 1552

Die goldgelben Blumen, durch ihre Sonnen- und Feuernatur den Himmelskräften verbunden, konnten den dunklen Mächten wehren, den Teufel vertreiben, ja selbst den Blitz abwenden. So trug sich in Zehmitz in Anhalt, wo man das Kraut Hartenau nennt, eine wunderbare Geschichte zu, die man sich in Köthen erzählt: Tagelang wütete ein furchtbares Gewitter, das gar kein Ende nehmen wollte. Plötzlich hörte man aus den dunklen Wolken eine Stimme rufen: ‚Ist denn keine einzig Frau, die da weiß von Hartenau?' da eilten alle Frauen und holten herbei, was sie nur an Johanniskraut im Hause hatten und steckten es an die Fenster. Sofort hörten Blitz und Donner auf, und das Gewitter verzog sich.

Dem Teufel ist es ein ganz verhaßtes Kraut, „dahero er auch aus Boßheit dieses Krauts Blätter mit Nadeln durchstach."

Nicht nur die Blütenblätter, sondern auch die kleinen Laubblätter der Pflanze sind mit Öldrüsen ausgestattet, die man, gegen das Licht gehalten, leicht als kleine Punkte erkennt. Daher die Bezeichnung perforata = durchlöchert.

Den Alten war das Hypericum wohlbekannt. Dioskurides beschreibt etwa vier Arten und erklärt die Bezeichnung androsaimon (Männerblut), wie einer der vier Namen des Krautes lautet, mit

dem blutroten Saft, den es beim Zerreiben von sich gäbe. Von seiner besonderen Heilkraft erzählt schon Konrad von Megenberg (14. Jahrh.) in seinem Buch der Natur: „Daz kraut hat die art, daz ez daz herz sterkt und die leber, und rainiget die nieren und hailt die gesweren und allermaist die grozen unreinen gesweren" usw. Der Kräutervater Bock vergleicht den „Hartheaw" mit der zahmen Raute, die alles Gift vertreibt auch alles Gespenst, „dahero auch die alten Weiber sprechen: „Dost, Hartheaw und weisse Heidt, thüet dem teuffel vil leidt." „Der Geruch diser kreuter, blümen und samen ist wie der Geruch am hartz."

Auch Tabernaemontanus preist es als ein „trefflich Wundkraut", das aber auch zur Reinigung der Niere und Leber dient „wie Galenus, Plinius und Dioskurides bezeugen."

Die ganze Erscheinung des heilkräftigen Kräutleins wußte Paracelsus nach der alten Signaturenkunde anschaulich auszudeuten. Er sagt: „Ich will euch erklären, daß die Löcher, die in den Blättern sind, bedeuten, daß dieses Kraut für alle inneren und äußeren Öffnungen der Haut eine Hilfe ist. Was durch die Poren ausgetrieben werden soll, kann dadurch geschehen. Die Blüten faulen in der Form des Blutes. Das ist ein Zeichen, daß sie für Wunden und, was von Wunden kommt, gut sind, auch soll man sie gebrauchen, wo man Fleisch zügeln muß. Die Adern auf den Blättern sind ein Zeichen, daß Perforata alle Phantasiegebilde (Phantasmata) im Menschen und auch außerhalb austreibt"..... „Die ganze Pflanze zeigt an, daß alles von den gemelderen Dingen im Menschen dadurch geheilt werden kann, wo immer es im Leib sei: Es ist eine Universalmedizin für den ganzen Menschen."

Und an anderer Stelle fährt er fort, um das Kraut als Wundheilmittel zu loben: „Es gibt keine andere Arznei in allen Rezepten, die ohne Schaden und ohne Zufälle so gut und ganz heilt wie diese Perforata. Es ist nicht möglich, daß eine bessere Arznei für Wunden in allen Ländern gefunden wird. Alle Bücher sind im Vergleich mit diesem Hypericon bei der Heilung von Wunden vergebens. Ihre Tugend beschämt alle Rezepte und Ärzte"... usw.

Nun zeigt Paracelsus auch an, was man bei dem Sammeln des Kräutleins zu beachten hat und was für ein großes Geheimnis ihm selbst diese Pflanze war: „Die ist am besten", sagt er, „die

bei guten anderen Blumen steht oder unter ihnen wächst. Je länger sie wächst, desto besser ist sie, auch je mehr Blüten sie hat und in der Zeit, wo die Blüten am höchsten sind.

HYPERICUM
Bock 1551

Dieses Kraut soll, wie es an sich selbst ist, immer unter dem Barettlein, am Busen als Kranz oder sonst in den Händen getragen werden, man soll oft daran riechen, man soll es zur Nacht unter das Kissen tun, das Haus damit umstecken oder es an die Wände hängen. Das soll jeder Arzt wissen, daß Gott ein großes Arcanum in das Kraut gelegt hat..." (Paracelsus, Ausg. v. Aschner 1930, Bd. III, 633).

Das in der Volksmedizin besonders beliebte Johanniskrautöl wird auf die einfachste Weise hergestellt: Die gelben Blütenblätter und Blütenknospen werden gesammelt und in eine Flasche besten Speiseöls getan. Darauf wird diese an einen recht sonnigen Platz gestellt zum Destillieren. Nach 3 Wochen schon ist das Öl ganz rötlich gefärbt und gebrauchsfertig. Will man es besonders stark haben, gießt man es durch und stellt es nochmals mit neuen Blüten auf. Nach 3 weiteren Wochen ist es nun fast dunkelrot.

Dieses Öl stellt einen wahren Schatz an Heilkraft dar: Zunächst ist es das Universalmittel bei allen Verbrennungen. Jeder kennt die furchtbaren Schmerzen, die durch Hitze und Feuer der Haut zugefügt werden können. Einige Tropfen des Johanniskrautöles nehmen sofort den Schmerz. Es sollte darum in keinem Hause fehlen und stets bereit sein.

Die gute Frau Grasser in Wörishofen, die noch Pfarrer Kneipp gekannt hat und in allen seinen Vorschriften und Kräuteranwendungen genau bewandert ist, zeigte mir voller Stolz ihren Vorrat an dem rotleuchtenden Öl: „Da kommt nun ein jed's, dem's wo fehlt, und holt sich davon! Und das kostet halt nur ein Vergelt's

Gott!" Sie empfiehlt auch als Frühlingskur, einige Wochen lang täglich einen Teelöffel dieses Öles vor dem Morgenkaffee einzunehmen, was dem Körper wieder neue Frische und Kraft schenkt. Bei eitrigen Wunden und harten Geschwüren, wo gar nichts mehr helfen wollte, so erzählte sie, „da wirkt's grad' wie ein Wunder!"

Das Johanniskrautöl hat einen harzigen, eigenartigen Duft, und zur allgemeinen Körperpflege ist es von unschätzbarem Wert.

Ich möchte zum Auftragen auf die Haut an dieser Stelle meine Methode mittels der Bürste einschalten. Nach einem Bad oder einer Ganzwaschung mit kaltem wie mit warmem Wasser ist das Einölen des Körpers besonders wirkungsvoll. Statt dies nun mit der Hand auszuführen, ist es bedeutend angenehmer und vor allem durchgreifender, sich einer Bürste zu bedienen. Man erhält diese als sogenannte Massagebürste in jedem einschlägigen Geschäft und wählt eine mit einem Gurt zur besseren Handhabung. Nun gießt man auf einen Teller oder in ein Schälchen einen Eßlöffel des Johanniskrautöles und taucht dahinein die Bürste. Mit aufwärts geführten Strichen — wie es landläufig heißt „dem Herzen zu", beginnt man zuerst an den Beinen das Öl einzubürsten. Es folgen die Arme, wobei man natürlich die Bürste einmal in die rechte, einmal in die linke Hand nehmen muß, um es selbst auszuüben. Auch hier wird der Strich aufwärts vom Handgelenk bis zur Schulter heraufgeführt. Dann werden Nacken und Hals gebürstet, die rechte und die linke Brust umkreist und darauf der übrige Körper und Rücken, soweit es einem möglich ist, bearbeitet. Wenn keinerlei Fettglanz sich mehr zeigt, ist das Öl genügend eingebürstet und die Haut rot durchblutet. Wer diese Anwendung jede Woche etwa zweimal macht, wird staunen, wieviel frischer, wohler und leistungsfähiger er sich fühlt.

Hiermit ist aber meine Bürstmethode noch längst nicht erschöpft: Ich besitze noch eine zweite Bürste, die sich von dieser öligen Substanz borstensträubend abwendet und nur alkoholischen Flüssigkeiten oder einem gut gekochten Kräutertee sich dienstbar erzeigt: Diese benutze ich täglich nach der Morgenwäsche. Ich nehme dazu entweder einen ganz gewöhnlichen Kornbranntwein (sogen. weißen Korn) oder Franzbranntwein oder am liebsten einen kräftigen Tannenspiritus. Außerdem aber wechsele ich auch einmal ab

mit dem einen oder anderen Kräuteraufguß sei es von Schafgarbe, Wermut, Salbei, Kamille, Melisse.

HYPERICUM
Bock 1551

Von der jeweiligen Flüssigkeit (ein steter Wechsel ist sehr anzuraten) gieße ich doppelt so viel wie von dem Öl, also etwa zwei Eßlöffel in ein Schälchen, tauche die Bürste ein und verfahre genau so, wie oben beschrieben. Ist die Haut krebsrot und das Mittel eingebürstet, dann ist der Zweck erreicht. Das Ankleiden folgt unmittelbar darauf. Eine Empfindung von außerordentlichem Wohlbehagen, von Wärme und Frische macht sich geltend; man fühlt sich neu gestärkt an Mut und Lebenskraft, und alle Grillen sind fortgebürstet! Es ist gar nicht genug zu empfehlen, diese Körperpflege, die bei einiger Übung kaum 4 Minuten in Anspruch nimmt, dem ewig gehetzten Lebenskampf als Entspannung und Erholung entgegenzusetzen. Kommt man auch irgendwann einmal besonders erschöpft heim mit lahmen Gliedern und überanstrengten Nerven, so ist die Bürste, sei sie mit Öl, mit Alkohol oder Kräutertee getränkt, ein wahres Zaubermittel.

Pfarrer Kneipp empfiehlt sehr nachdrücklich, den Tee der Pflanze zu trinken und sagt: „Es ist das vorzüglichste Heilmittel für die Leber und übt einen besonderen Einfluß aus." Auch verordnet er, gegen Leibschmerzen 6-8 Tropfen des Öles auf Zucker zu nehmen.

In Dithmarschen verfertigt man aus dem Johanniskraut einen Schnaps, der Leibweh vertreiben soll; deshalb nennt man es dort „Lievwehblom".

Schließlich wird es in Böhmen als Heilmittel gegen Rückenschmerzen angewandt; deshalb trägt es dort den Namen „Kreuzkrottch", während der Schlesier alle bösen Unholde damit vertreibt und es „Jödüfel" (Jageteufel) nennt.

Flamm-Kroeber versucht, in die außerordentlich zahlreichen volkstümlichen Heilanzeigen etwas Ordnung zu bringen, und stellt zwei Gruppenwirkungen heraus

a) „auf den Verdauungsapparat: Entzündungshemmend, reizmildernd, sekretionsanregend, besonders auch bei Störungen der Gallensekretion."

b) „Wirkungen auf den Zirkulationsapparat".

W. Bohn bezeichnet das Johanniskraut als ein ausgesprochenes Nervenmittel.

Während man zur Herstellung des Öles nur die Blüten und Blütenknospen benützt, wird zum Tee die ganze blühende Pflanze gebraucht.

„Johanneskraut hat runde, holtzechte, braunrosa Stengel, elen hoch (so hoch wie eine Elle), und mit vielen neben-zweygen gezieret. Die Blätter sind klein und schmal mit Holkaelen durchzogen, und so man sie gegen der Sonnen hält, siehet man viel kleiner Löcher, als wären sie mit Nadeln durchstochen. Die Blumen, so auff dem Gipfel stehen, sind gelb, haben in der mitten haarichte Putzen oder Fäsichen wie die Rosen, und so man dise Blumen zwischen den Fingern zerreibt, geben sie einen braunroten Saft wie Blut. So die Blumen abfallen, kommen hernach spitzige Schöttlein, darin findet man kleine Saamen, der ist erstlich rot, darnach schwartz und schmecket wie hartz."

Eigenartig ist es und gleichsam der Licht- und Sonnennatur des Kräutleins entsprechend, daß diese Samen nur in sonnenbestrahltem Boden zu keimen vermögen.

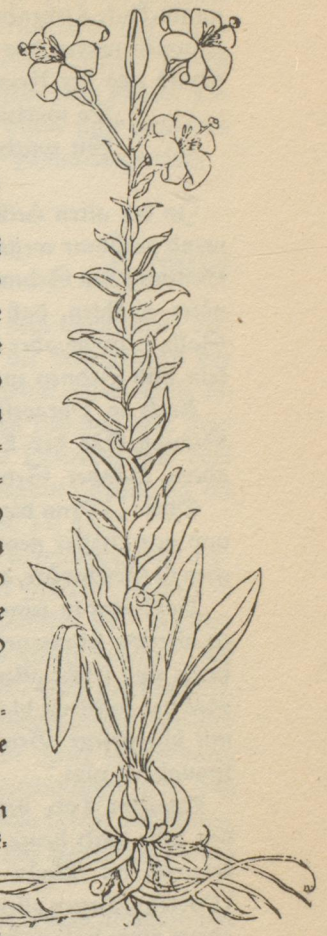
Die Pflanze findet sich fast über ganz Europa verbreitet (nördlich bis zum 65. Grad nördlicher Breite) und über Westasien.

Lilium candidum — Weiße Lilie

Der griechischen Sage nach entstanden die weißen Lilien aus der Milch der Hera, welche auf die Erde überströmte, als sie schlafend den ihr an die Brust gelegten Herakles säugte.

In den Mittelmeergebieten, Italien, Sizilien, Dalmatien, Griechenland und der Türkei wächst die Lilie wild. Sie wurde aber

trotzdem im Altertum viel in Gärten angebaut; galt sie doch als heilige Pflanze der Hera für ein besonderes Heilmittel bei Frauenkrankheiten.



LILIUM
Fuchs 1552

Im Mittelalter war sie das Symbol der Jungfrau Maria und des heiligen Antonius von Padua und wurde besonders in den Klostergärten von den Mönchen gehegt und gepflegt. Die Legende erzählt, daß die weißen Blumen den barmherzigen Brüdern des Klosters von Corvey den Himmel anzeigten. Drei Tage bevor der Tod einen jeden ereilte, fand sich auf seinem Chorstuhl in der Kirche eine weiße Lilie, und wie diese welkte, so welkte auch er. Einmal geschah es, daß ein Mönch der Versuchung unterlag und aus ehrgeizigen Gründen dem siebzigjährigen Prior einen Lilienzweig in den Chorstuhl legte. Dieser erschrak sosehr darüber, daß er auch wirklich nach drei Tagen starb. Der Mönch wurde sein Nachfolger, blickte aber allezeit so trübe und unglücklich vor sich hin, daß er auch nicht lange mehr lebte; auf seinem Totenbett aber gestand er die Tat.

Auch noch in anderen Klöstern wie Hildesheim und Breslau lebte der Glaube an die Todeslilien.

In enger Beziehung zu den weißen Blumen stand auch das ehemalige Wappen Frankreichs; hieß doch Frankreich „das Reich der Lilien." Auch sagte man: „Die Lilien spinnen nicht"; d. h. die französische Krone kann nicht auf eine weibliche Thronfolgerin übergehen. Als die Jungfrau von Orleans von König Karl V. in den Adelsstand erhoben wurde, bekam sie den Namen „du Lys" (von der Lilie) und zum Geschenk einen Degen, der mit der Darstellung eines Lilienkranzes geschmückt war.

Mit den Rosen zusammen wurden die Lilien schon in althoch-

deutscher Zeit sehr oft erwähnt und spielten in der Poesie eine große Rolle. Nach altem Volksglauben erblühten sie aus den Gräbern unglücklich Liebender oder unschuldig Hingerichteter. Die weißen Blumen waren das Symbol der Entsagung, des Todes, der Unschuld und der Reinheit.

„Es wachsen Lilien auf beider Grab,
Sie wuchsen zusammen mit jedem Blatt."
(Schwedisches Lied: Klein Rosa.)

In der alten Heilkunde werden die „weiß Gilgen" übereinstimmend gerühmt wegen ihrer erweichenden Eigenschaften sowie zur Stillung des Schmerzes bei Verbrennungen. Die alten Kräuterväter erzählen, daß aus diesen Blumen vor Zeiten „ein köstlich Salb, Lirinum oder Susinum genannt," gemacht wurde, um Muskeln und Sehnen zu erweichen.

Auch in Paracelsus' Schriften finden sich Ratschläge: „Die Staubgefäße der Lilien mit Honig, heilt verdorbene Krampfadern, Bänder, Sehnen und durchschnittene Nerven."

Oder: „Wenn die äußeren Schalen der Lilienwurzeln gebraten und mit Pfeffer gemischt werden und mit Olivenöl versehen, machen sie Geschwüre, auf die sie warm gelegt werden, weich und reif."

Bock sagt in seinem Kräuterbuch: „das best von disen blümen zu allerley schmertzen zu stillen, ist das olei; dann weiß Gilgenöl heilet und lescht allerhand hitzige Schmerzen und brand von feur oder der pestilenz, blattern, damit gesalbt und die weisse bletter darmit übergelegt. Gemelt Gilgenöl erweicht die harten nerven oder spanadern usw."

Dasselbe Lob, bei bösen Krampfadern heilsam zu sein, wird der Lilie auch heute wieder zu teil. Eine ausgezeichnete Kräuterkennerin im Allgäu pries ihr frisch angesetztes Lilienöl mit den Worten: „Gegen alles Weh an den Beinen ist es, und gegen Krampfadern gibts halt nichts Besseres!" Die Blütenblätter werden abgezupft und ohne Staubgefäße in feinstes Speiseöl getan. 6 Wochen lang läßt man sie in der Sonne destillieren, dann wird das Öl durchgegossen, und die Einreibung ist fertig. Das aufwärts — wie es im Volksmunde heißt — dem Herzen zu verriebene Öl macht die Gewebe geschmeidig und gilt auch als Vorbeugungsmittel für die gefürchteten Venenentzündungen.

Bei Brandwunden lindert das Öl sofort den Schmerz.

Die überall in den Gärten angebaute Pflanze wird bis zu einem Meter hoch. Die schneeweißen Blüten sind trichterförmig, „also daß sich eine jede Lilg einem Glöcklein vergleicht. Mitten in den Blumen stehen gelbe pützlein auff dünnen faseln oder stielen. Die pützlein geben einen andern Geruch als die blüm und zerstieben leichtlich". Die wechselständigen Blätter sind schmallanzettlich.

Matricaria chamomilla — Kamille

Der Gattungsname Matricaria leitet sich von dem lateinischen mater = Mutter ab; war doch das Mutterkraut bei Krankheiten der Mütter und Frauen im Gebrauch. Das mittellat. chamomilla sowie die deutsche Bezeichnung Kamille bildeten sich aus dem griechischen chamaemelon; und Plinius gibt die Deutung aus dem griech. chamai = niedrig, auf der Erde, und melon = Apfel, da die Pflanze ähnlich wie ein Apfel rieche (Nat. hist. 22, 53.)

In seinem historischen Blumengärtner (1716) erzählt Louis Liger die traurige Geschichte von der Matricaria, die sowohl „schön von Person, als auch von ungemeinem Geiste" gewesen sei. In Thessalien machte sie sich an dem Feste der Ceres zuerst bekannt. Als bereits alle Ceremonien gemachet, das Opffer-Vieh geschlachtet, entstund unter denen Opffer Priestern ein grosser Tumult, welcher fast das gantze Fest zerstört hätte. Die Ursache dieser Unordnung war eine Nymphe, die Tochter Pans. Diese beschuldigte man, daß sie das Opfer verunehrt, indem sie zur Unzeit das Mehl und Saltz, das man sonst vermischet auff das Opffer, um selbes angenehm zu machen, gestreuet, verschüttet.

Die in der That gantz unschuldige Nymphe wurde alsobald vor den Ober Priester gebracht. Allein Matrix, die bißhero durch ihre Schönheit aller Augen auf sich gezogen, wollte auch die Proben ihres trefflichen Verstandes sehen lassen. Also näherte sie sich und vertheydigte die Unschuld dieser Nymphe mit der trefflichsten Beredsamkeit, daß dieser große Priester auffstunde, drey mal mit dem Fuß auf die Erde stampte und ebenso viele Bewegungen mit seinem heiligen Stabe machte, und die Nymphe völlig vor unschuldig,

frey und ledig sprach: Die Opferer aber wurden darüber so rasend, daß sie Matricem, als die Ursache dieser Begebenheit anfielen und ihrer grausamen Rache auffopfferten.

MATRICARIA CHAMOMILLA
Fuchs 1552

Die Nymphe muß es selbst mit ansehen, ruffte aber die Götter um Beystand an, welche die Matricem in eine Blume ihres Namens verwandelten."

„Es ist bei allen menschen kein breuchlicher kraut in der arznei als eben Chamillenblumen, dann sie werden beinahe zu allen presten gebraucht", sagt schon der Kräutervater Bock.

„Was spannet und gedehnt ist, dasselbig macht es luck (locker) und was verhärtet ist, dasselbig linderts und erweichts wiederumb," fügt Fuchs, New Kreuterbuch hinzu.

Andere Rezepte geben an, daß das Kamillenöl die Müdigkeit der Glieder hinwegnimmt und Kamillen, gesotten in Wasser und auf die kranke Blase gelegt, die Schmerzen lindert.

Bedeutend später verordnet der Churfürstlich Brandenburgische Hofmedicus, Thomas Panckow, das Kamillenöl gleichfalls gegen alle Müdigkeit und schreibt vor, „das Rückgrad fleißig damit einzureiben." Dieser Hofmedicus machte auch noch eine Beobachtung im Tierreich. „Wann die grüne Heider (Eidechse) mit der Schlangen gestritten und etwa von derselben verwundet oder ermüdet ist, verfügt sie sich alsbald zur Chamillen und weltzet sich darin herum, also daß sie wieder frisch und gesund werde."

Die heutige Verwendung der Kamille im Volke ist eine derartig mannigfaltige, daß vielleicht einige Beispiele aus den Schriften des Kräuterpfarrers Johann Künzle den besten Überblick bieten.

Er erzählt von einer Frau in einem Dorfe, die man die Kamillenhexe nannte und die die Kranken in ihren Nöten aufsuchten: Fünf Schwerhörigen verhalf sie wieder zu ihrem Gehör, indem sie eine Meerzwiebel in Kamillenöl briet und dann das Öl öfters warm ins Ohr träufeln ließ.

Erlahmte Glieder brachte sie durch Kamillenöleinreibung wieder in Bewegung.

Gegen Augenweh ließ die Beth, so hieß die Kräuterfrau, Kamillen in Milch sieden und noch warm über die Augen legen, die dann in kurzer Zeit heilten.

„Ein Weber erklärte: Ich hatte so eng, daß ich nicht mehr ins Bett durfte und sitzend schlafen mußte; ich glaubte ersticken zu müssen. Da rief ich die Beth. Diese sagte mir, es gehe mir ja fast kein Wasser ab; das war richtig; daher gehe alles nach oben. Sie gab mir eine große Flasche Wein, in dem sie Kamillen gesotten hatte: ich müßte davon jeden Morgen und Abend je ein Glas voll trinken. Jetzt ging eine unglaubliche Menge Urin ab, zuerst trüb, dann immer klarer; nach acht Tagen war ich geheilt."

„Ein achtzehnjähriger Bursche hatte sich durch Waldarbeiten die Gliedsucht zugezogen und war schon 3 Monate bettlägerig. Nun holte man die Beth. „Ich mußte jetzt jeden Abend eine Handvoll Kamillen in Wein einlegen und untertags 1/4 Maß trinken. Dann gab sie mir Kamillenöl, mit dem ich alle Tage 3 bis 5 mal die Glieder einreiben mußte. Nach 14 Tagen konnte ich das Bett verlassen, und nach 1 Monat war ich so gesund wie jetzt."

„Ein Oberlehrer litt jeden Winter bis zum Frühlingsanfang an starkem Schnupfen. „Da riet mir die Beth," erzählt er, „täglich 3 bis 5 mal mit warmem Kamillentee den Kopf zu waschen; in 8 Tagen war ich geheilt; es war um Weihnachten, dann war noch strenger Winter bis Mitte März, aber der Schnupfen kam nicht mehr."

So berichtet Pfarrer Künzle noch viele weitere Beispiele von der Kamillenhexe, die mit dem heilsamen Kräutlein gut umzugehen verstand.

Bei eitrigen Zahnerkrankungen gibt es bekanntlich kein besseres Mittel zum Spülen als den Kamillenaufguß.

Ein vorzügliches Mittel bei hartnäckigen Halsschmerzen ist folgendes: die trockenen Kamillenblüten zerstößt man im Mörser und verknetet sie dann mit etwas Butter (am besten ungesalzener). Diese Paste streicht man dick auf einen Leinwandstreifen, den man abends um den Hals legt. Ein zweiter Leinwandstreifen und ein wollener Strumpf schließen die Packung ab, die erst am nächsten Morgen entfernt wird.

Sehr verbreitet ist auch die Anwendung der getrockneten Blumen als Kräuterkissen, ferner zu Kräuterbädern.

In der wissenschaftlichen Medizin schätzten schon die beiden großen Ärzte Hufeland und Friedrich Hoffmann die Kamille besonders. Ehe das Chinin gegen Malaria eingeführt wurde, gebrauchte man dieses Kraut als beliebtes Heilmittel. Die beiden Ärzte berichten von Fällen, in denen dort, wo das Chinin versagte, in günstiger Weise die Kamille als Ersatz eintrat.

Nach Hugo Schulz wirkt sie in einer „gut ausgeprägten Weise auf das Nervensystem ein."

„Von den zahlreichen arzneilichen Verwendungsarten der Kamille", sagt Flamm-Kroeber, „stehen zweifelsfrei diejenigen im Vordergrund, die an die entzündungshemmende Wirkung der Kamille gebunden sind."

Die echte Kamille wird sehr stark angebaut, wächst aber auch wild auf Äckern, Schuttplätzen usw. Sehr verbreitet sind die geruchlose Matricaria inodora und Matricaria discoidea, die strahllose, die jedem sofort durch das Fehlen der weißen Strahlenblüten auffällt. Sie stammt aus dem östlichen Asien und dem westlichen Nordamerika und ist erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts bei uns eingewandert. Es ist daher erstaunlich, wie verbreitet sie schon ist. Sie kann als Tee ebensogut Verwendung finden wie die echte Kamille.

Unter den verschiedenen Hundskamillenarten sei die gemeine oder Anthemis arvensis erwähnt, die neben den Scheibenblüten einige Spreublättchen auf dem Blütenboden aufweist, ferner die römische Kamille, Anthemis nobilis. Sie wird häufig in gefüllten Exemplaren kultiviert. „Angeblich soll sie stärker wirken als die echte Kamille,

doch ist Genaueres in dieser Hinsicht sowie über das sonstige Verhalten der Römischen Kamille nichts bekannt (Hugo Schulz)."

Der ästige Stengel der Matricaria chamomilla wird etwa 30 cm hoch. Die Blätter sind doppelt bis dreifach fiederteilig. Der Blütenboden ist walzig-kegelförmig, innen hohl und trägt keine Spreublättchen. Wenn die Pflanze anfängt zu verblühen, schlagen sich die weißen Strahlenblüten nach unten.

Melissa officinalis — Melisse

„Die Melisse macht anmuthige Träume, weshalb man sie bei der Abendtafel genießen soll", heißt es im Zauberarzt. Man darf darum wohl annehmen, daß das Kräutlein eine gute Medizin für die Nerven ist. Es findet sich auch bei Plinius bestätigt, der die Melisse für ein specificum bei hypochondrischen und hysterischen Beschwerden erklärt.

In alter Zeit rechnete man zu den Melissen eine ganze Reihe von Lippenblütlern, die durch ihren aromatischen Duft von der Melissa-Honigbiene aufgesucht wurden.

„So jemand von Bienen gestochen ist, der lege diß Kraut über, es nimmt die Schmerzen", rät Tabernaemontanus. Er empfiehlt auch, die Bienenstöcke damit einzureiben; dann fliegen die Bienen nicht davon. Vor allem aber dient das destillierte Melissenwasser dazu „das schwache, ohnmächtige Herz zu stärken und zu erquikken, in sonderheit wann es des Nachts bochet und beängstiget, wird ein Trunk davon getan."

„In summa: Melisse soll das melancholische Geblüt läutern und bezwingen und alle Traurigkeit und Schrecken vertreiben." Wer wollte sich darum noch graue Haare wachsen lassen?

Und außerdem „in der Laugen gebeitzet und damit vielmal gezwagen (gewaschen), behält das Haar bey seiner Farben, daß es nicht bald grau wird!"

Ein noch größeres Lob aber spendet dem Kräutlein in einer früheren Zeit der große Arzt Paracelsus indem er sagt: „Melissa ist von allen Dingen, die die Erde hervorbringt, die beste Pflanze für das Herz."

Heute gilt sie in der Volksmedizin als schweißtreibend, krampfstillend und nervenberuhigend. Besonders wirksam ist das ätherische Öl, an dem die Pflanze sehr reich ist. Ich habe nach dem Rat des alten Tabernaemontanus, „daß sie das Herz stärket und erquicket in sonderheit, wann es des Nachts bochet", am Abend den Tee getrunken, etwas ausgepreßte Zitrone und Zucker dazugetan. Dies Getränk ist nicht nur sehr erfrischend, sondern ich habe auch seine wundervoll beruhigende Wirkung erprobt. Wer schlecht einschläft, sollte einmal jeden Abend eine Tasse dieses Tees trinken!

MELISSA OFFICINALIS
Matthiolus 1678

Das Melissenöl wird zu Einreibungen verwandt; auch bildet es einen Bestandteil des bekannten Karmeliter-Melissengeistes.

Daß die duftende Pflanze ein sehr gutes Kräutlein ist, beweist auch noch die Verwendung bei den Slovenen; denn sie trinken den Melissentee, um ein „recht frohes Gemüt zu bekommen."

Die Allopathie empfiehlt die Pflanze in gleicher Weise wie die Volksmedizin. W. Bohn hebt noch hervor, daß sie ein passendes Mittel sei für zarte Frauen bei Krampfzuständen der Unterleibsorgane, bei nervösem Erbrechen, bei Zahn- und Kopfschmerzen vor der Geburt.

Die Staude mit ihrem feinen, ausgesprochenen Zitronenduft ist der Liebling des Kräutergartens. Ihre Heimat ist Südeuropa, und die Mönche brachten sie über die Alpen in die Klostergärten. Sie ist auch etwas frostempfindlich; besonders wenn die Stöcke älter werden, wintern sie leicht aus, weshalb man sie abdecken soll. Alle 3 bis 4 Jahre muß man sowieso die Wurzelstöcke teilen. Bei sonnigem Standort und gutem Boden kann das Kraut zweimal

oder dreimal geschnitten werden. Es wird 30 bis 40 cm hoch, besitzt eiförmige, gegenständige Blätter, die schwach behaart sind, und weiße Lippenblüten. Zur Verwendung kommen die kleinen Laubblättchen.

Mentha piperita — Pfefferminze
Mentha crispa — Krauseminze

Ovid erzählt, als Zeus in Gestalt eines fremden Mannes bei Baucis und Philemon einkehrte, fand er den Tisch geschmückt mit der kühlduftenden Minze.

In den alten Schriften des Strabo und des Ptolemaios wird ein Berg Minthe erwähnt bei Pelos in der Landschaft Elis, an dessen Fuß ein Tempel des Hades lag. War doch einst die schöne Minthe die Geliebte des Hades gewesen, jedoch von Persephone in wilder Eifersucht zerrissen worden. Als duftendes Kraut erschien nun ihr Leib wieder auf der Oberwelt.

„Von dißem kreutlein Mentha schreiben die Poeten, daß es sey ein jungfraw gesein, von dem Plutone lieb gehabt und derohalb von der Proserpina verwandelet in ein kraut dises namens", drückt Brunfels (Kräuterbuch, 1532) es aus.

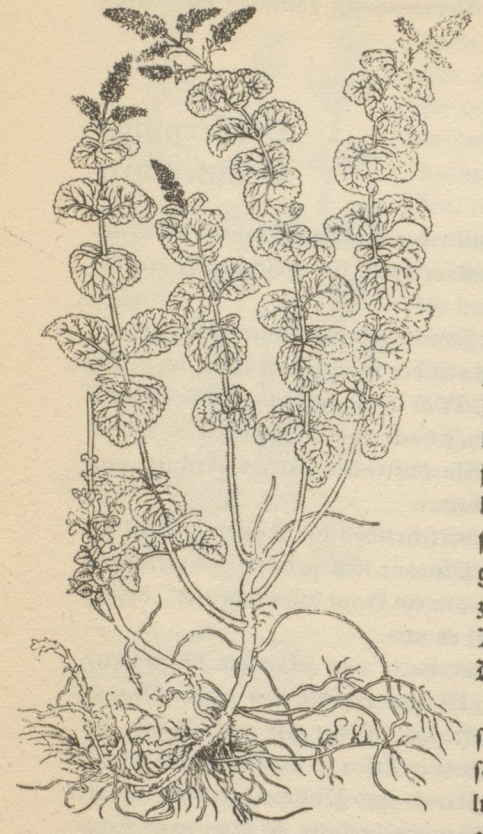
Das starkduftende Pflänzlein hatte von jeher die große Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Plinius erzählt von einem Manne Sabinus Tiro, der die Vorschrift gab, Minze wie auch Raute, Saturei und Basilienkraut niemals mit Eisen zu berühren. Auch galt das Abreißen der Pflanze als Frevel; und Plinius berichtet weiter, daß man sage, die kranke Milz würde geheilt, so man neun Tage nacheinander von einem Minzenkräutlein im Garten essen würde, ohne es aus der Erde zu reißen. Dazu mußte man aber auch noch jedesmal beim Abbeißen aussprechen, daß die Milz geheilt werden müsse. Wahrlich eine ernste Kur!

In den spätmittelalterlichen Kräuterbüchern finden sich die verschiedensten Arten aufgezählt, so die Krauß Münz, rote Münz, Spitzmünz, Wassermünz, der Katzenbalsam usw.

Von der Spitzmünz heißt es, daß sie die Milch bekömmlicher macht, wenn man die zerriebenen Blätter hineintut. Auch sollen

diese im Sommer verhüten, daß die Milch gerinnt.

Die echte Pfefferminze, die von den Apotheken angefordert wird, da sie den höchsten Ölgehalt aufweist, stellt keine eigene Art dar und ist in ihrer Fortpflanzung völlig unbeständig. Einst durch Kreuzung aus der Mentha aquatica und spicata (Wasser- und Ährenminze) entstanden, schlägt sie immer wieder in die wilden Formen zurück.



MENTHA
Fuchs 1552

Ich sah in den Versuchsgärten für Heil- und Gewürzpflanzen der Universität Leipzig eine Kuriosität: Man hatte absichtlich eine Ecke der echten Minze jahrelang stehen lassen, und nun hatte sich die verschiedenartigste Nachkommenschaft eingestellt; da standen Wasserminze, Spitzminze, Ährenminze, Krauseminze usw. in buntem Durcheinander.

Wenn ein Kräutergärtner seine Minze besonders anpreist, so sagt er: „das ist die echt englische." Und wirklich scheint auch England (nach Tschirch, Handbuch der Pharmakognosie) das Geburtsland der Kulturminze zu sein. Tschirch findet die erste sichere Erwähnung der Pflanze bei einem Engländer Ray (1628-1705), der die Pfefferminze aus den Kulturen von Hertfordshire, in denen der Bastard wahrscheinlich entstand, erhielt. Die Ausläufer dieser englischen Züchtung leben nun also in unseren heutigen Kulturen weiter.

Diese Edelminze blüht zwar, kommt aber seltner zur Fruchtbildung. Ihre Vermehrung kann nur durch Wurzelausläufer erfolgen,

um sie artenrein zu erhalten. Und alle 2-3 Jahre muß sie verpflanzt werden. Dies auch noch aus einem anderen Grunde, wie ich bei einem erfahrenen Kräutergärtner erfuhr. Durch das Treiben der unterirdischen Ausläufer hat die Pflanze in ihrem Ausbreitungsverlauf etwas Wanderndes, sodaß in einem Minzenfeld nach 2-3 Jahren stets kahle Stellen entstehen.

Das Kraut bevorzugt einen moorigen, feuchtwarmen Boden.

Der Kräutersammler, der in der freien Natur umherstreift, ist natürlich auf die wilden Arten angewiesen, die ebenfalls einen vorzüglichen Tee liefern.

Pfarrer Kneipp empfiehlt besonders die an Gräben wachsende Wasserminze. Eine Abkochung des Krautes, der zur Hälfte Wein beigefügt sei, diene als Mittel gegen übelriechenden Atem; ferner rät er, den Minzentee nie zu kochen, sondern nur anzubrühen, da sonst die ätherischen Öle entweichen.

Kräuterpfarrer Künzle legt bei rheumatischen Schmerzen einen Wisch frischer und etwas zerquetschter Minzen auf die leidende Stelle, worauf bald eine Linderung eintritt. Außerdem empfiehlt er bei kleinen Kindern, deren Blase ungenügend arbeitet und die keinen Tee trinken wollen, ein kleines Bündel getrockneter Minzen zu nehmen, diese leicht anzubrühen und den Kindern noch warm auf den Unterleib zu legen. In 1-2 Stunden scheidet sich alles Wasser aus.

Im Volksgebrauch trinkt man den Tee besonders zur Magenstärkung und Erwärmung, und vielfach verdrängt er auch bereits als allabendliches Getränk die ausländischen sogenannten echten Teearten. Bestimmt wird sich derjenige weit wohler fühlen und vor allem auch länger gesund erhalten, der den Aufguß dieses kräftigen Krautes sich zum Stammgetränk erwählt. Etwas frischer Zitronensaft hinzugefügt holt das Aroma noch besonders heraus.

Die wissenschaftliche Medizin (Flamm-Kroeber) charakterisiert die Wirkung der Pfefferminze als „schmerzstillend, krampflösend und entzündungswidrig".

Der wirksamste Bestandteil der Pflanze ist das ätherische Öl (Mentholöl). W. Pater (Pharm. Zentralhalle 1922, Nr. 51) nennt die Minze ein außerordentlich gutes Mittel gegen Gallensteine. Er nimmt an, daß die auf Veranlassung der Minze sich reichlich

abscheidende Galle wenigstens Lezithinsteine zur Erweichung bringen kann."

Flamm-Kröber hebt unter anderem auch hervor, „daß sich in der letzten Zeit durch eine Reihe von Arbeiten die schon immer betonte gallentreibende Wirkung der Pfefferminze, bei der die Abkochung sich dem reinen Öl gegenüber als überlegen erwiesen hat, unter Beweis stellen ließ."

Nach Hugo Schulz wirkt das Pfefferminzöl auch etwas auf das Herz ein. Es wird im übrigen zu Einreibungen bei Neuralgien und Rheuma vielfach angewandt.

Der vierkantige, rötlich angelaufene Stengel des Krautes ist reich verzweigt und trägt gegenständige, eilanzettlich zugespitzte, grüne, oft etwas rötlich angelaufene Blätter, die schwach behaart sind. Die lilafarbenen Lippenblüten sitzen in Scheinähren.

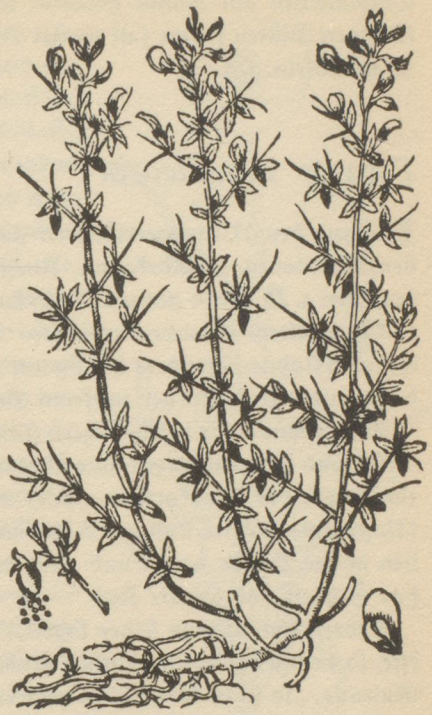
Eigenartig und interessant ist die Beobachtung von Landleuten, die beim Kartoffelgraben auf Mäusenester stießen, in denen sorglich ein Häuflein Minzenwurzeln aufgespeichert lagen. So sorgt auch das Mäuslein für seine winterliche Magenstärkung.

Ononis spinosa — Hauhechel

Fuchs wie auch Matthiolus schreiben in ihren Kräuterbüchern, daß das dornige Kräutlein seinen Namen trüge, „weil es so tief in der Erde wurzelt, daß man es mit Hawen außreuten muß; dazu hat es zwischen den Blättern Dörner, die einer Flachshechel gleich sehen."

Die genauere Forschung aber läßt annehmen, daß der Name nicht von dem Verbum houwan (hauen) stammt, sondern vom mittelhochdeutschen hou = Heu, Gras. Von den spätmittelalterlichen Kräuterkundigen wird der Hauhechel als wassertreibendes, blutreinigendes Kraut bezeichnet, als „das fürnehmste gegen den Stein bei Mensch und Vieh." Auch rät Bock es denjenigen, „so sich von einer Mitternacht zu der anderen mit Wein füllen." Tabernaemontanus übermittelt ein Rezept: „Der Hauhechel, wann er noch zart ist und keine Dornen hat mit Salz eingemacht, ist süß! und lieblich zu essen und treibt den Harn. Derohalben es die Alten

übers ganze Jahr zur Speiß behalten haben und sonderlich wider den stinkenden Atem geessen."



ONONIS SPINOSA
Matthiolus 1678

Das Kräutlein ist sehr reich an Namen z. B. Weiberkrieg, Frauenstreit, Hechelkraut, Dornklee, in Mecklenburg Ploogsteert = Pflugschwanz (wegen seiner Wurzeln), außerdem nennt man es dort auch noch seiner spitzen und stechenden Dornen halber Kattenspär = Katzenspeer.

Der Hauhechel wird heute in der Volksmedizin zu denselben Zwecken gebraucht wie in alten Zeiten; doch vermischt man Ononis gern mit anderen Kräutern z. B. der Schafgarbe, dem Frauenmantel usw. Kräuterpfarrer Künzle sagt, bei herzschwachen Leuten sollten Hauhechelwurzeln nicht angewandt werden.

Die wassertreibende Wirkung wurde von der wissenschaftlichen Medizin angezweifelt (Schulz, Vorlesungen über Wirkung und Anwendung der deutschen Arzneipfl. 1919). Doch durch die Arbeiten Kroebers wurden diese Zweifel zum großen Teil beseitigt: „Er konnte den Nachweis führen, daß die Hauhechelwurzel beim gesunden Menschen zu einer vermehrten Wasserausscheidung führt, die aber rasch abklingt, durch größere Dosierung nicht erneut gesteigert werden kann und eine Pause in der Verabfolgung zweckmäßig macht."

Zur Verwendung kommen die Wurzeln.

Sehr oft begegnet man auch der dornlosen oder nur mit weichen Dornen versehenen Ononis repens.

Die Stengel der dornigen Ononis spinosa werden bis zu einem halben Meter lang; die Blättchen sind dreizählig und die einzelnen Teilblättchen am Rande gezähnt. Die besonders schönen rosenfarbigen Blüten stehen fast immer einzeln, selten zu zweien in den Blattachseln.

Papaver somniferum — Schlafmohn

Die aus den Mittelmeerländern stammende Pflanze war schon den Germanen wohlbekannt. Ausgrabungen der Pfahlbauten brachten z. B. einen ganzen Mohnkuchen zum Vorschein.

Nach altem Glauben erblühten die leuchtenden Blumen des wilden Mohns besonders häufig auf ehemaligen Schlachtfeldern, da sie aus dem Blute der tapferen Gefallenen entstanden waren.

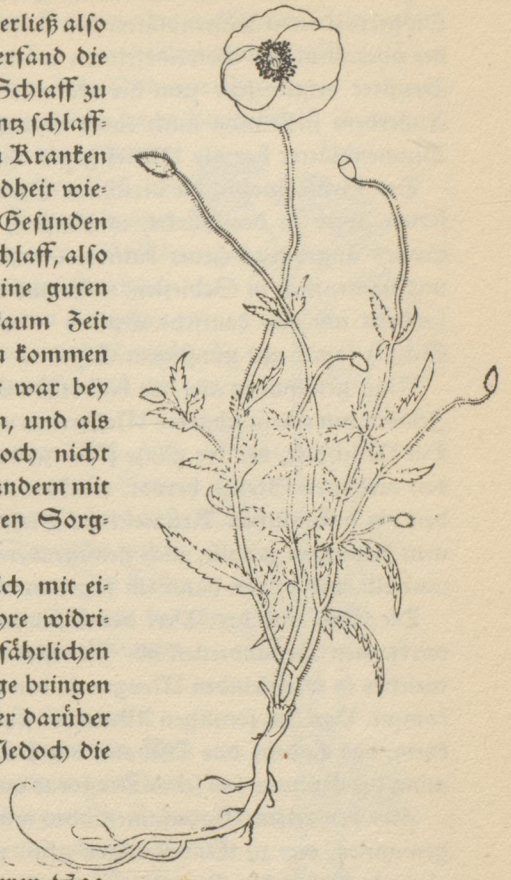
Die antiken Ärzte beschäftigten sich eingehend mit dem „Magsamen", und Tabernaemontanus übermittelt in seinem Kräuterbuch ein Rezept des Dioskurides: „Wer nicht schlaffen könne, der soll Magsaamenblätter und die Köpff in Wasser sieden, leinen Tüchlein in der Brühe netzen und über die Schläffen legen. Bringet den Schlaff und sanffte Ruh."

Tabernaemontanus selber sagt: „Wann man den Magsaamen esse, so bringet er einen ziemlich sanften Schlaf." Es meldet aber Galenus, „so man desgleichen zu viel esse, so bringt er auch einen tödlichen unüberwindlichen Schlaff, so man Lethargum oder Soporem nennet."

Aus Paracelsus' Schriften ist zu ersehen, daß er dem Mohn eine große Bedeutung als Heilmittel zumaß. Er sagte: „Mohn vertreibt alle hitzigen Krankheiten, alle anderen Kräuter stehen dahinter zurück."

Nach Matthiolus nannte man Papaver zu Teutsch auch Ölmagen, Ölsaamen, Mön, Mán und Mahn.

Eine kleine Historie aus dem Blumengärtner von Louis Liger berichtet von dem bewegten Leben des Herrn Mahn, den die freundlichen Götter nach seinem Tode in eine Blume verwandelten: „Seine Eltern weiß man nicht gewiß anzugeben, doch so viel ist bekannt, daß er von geringer Abkunfft und auf denen Alp-Gebürgen gebohren worden. Im Anfang hatte dieser arme Mensch wenig zu leben und mußte sein Brodt mit Arbeiten auf dem Felde verdienen. Endlich erlernte er eine andere Wissenschaft, und verließ also sein erstes Gewerbe. Er erfand die Kunst denen Menschen Schlaff zu machen, wenn sie gleich ganz schlafflos waren, und weil denen Kranken nichts leichters die Gesundheit wieder herstellt, auch denen Gesunden nichts besser ist, als der Schlaff, also hatte Mahn, da man seine guten Wissenschaften erfuhr, kaum Zeit genug allenthalben hin zu kommen und Hülffe zu leisten. Er war bey seiner Kunst sehr gelassen, und als ein armer Mensch dennoch nicht eigennützig, seine Dienste andern mit der nur immer möglichsten Sorgfalt zu leisten.



PAPAVER
Fuchs 1552

Einstens marterte er sich mit einer Frau, der er wider ihre widrige Natur bei einer gefährlichen Krankheit Schlaff zuwege bringen wollte, so hefftig ab, daß er darüber krank wurde und starb. Jedoch die Götter verwandelten ihn zur Dankbarkeit seiner denen Menschen geleisteten Dienste in eine Blume, deren Saamen zugleich die Krafft hatte, den Schlaff zu erwecken."

Wegen seines großen Samenreichtums galt der Mohn schon in der Antike als Symbol der Fruchtbarkeit. Demeter, Aphrodite, Hera, Kybele wurden mit Mohnköpfen in der Hand dargestellt.

Wer in der Neujahrsnacht in der Mark Brandenburg fleißig „Mohnpielen" ißt, eine Süßspeise aus geriebenem Mohn, Zucker

und Semmelstückchen, wird durch diese körnerreiche Speise das ganze Jahr über stets Geld haben.

In der Volksmedizin ist der Mohn heute wenig in Gebrauch. Die getrockneten Blütenblätter des Klatschmohns, papaver rhoeas, der überall in den Getreidefeldern wächst, wird hier und da einem Brusttee beigemischt zum Zwecke einer beruhigenden Wirkung. Außerdem stellt man auch einen Syrup unter Hinzufügung der Blumenblätter her als Mittel gegen Husten.

Der Schlafmohn, die berühmte Opiumpflanze, Papaver somniferum, wird in der Türkei, in Persien, Ostindien und China im großen angebaut. Heute kultiviert man ihn auch in Schwaben und namentlich in Schlesien, nicht nur um Mohnöl zu gewinnen, sondern um das deutsche Opium — nach Berichten von Hugo Schulz sogar mit günstigem Ergebnis herstellen zu können.

Man gewinnt es aus den halbreifen Samenkapseln, die auf den Feldern mit einem scharfen Messerchen vorsichtig angeritzt werden. Der Milchsaft, der die ganze Pflanze durchströmt, tritt sofort an den verletzten Stellen hervor, trocknet an der Luft zu kleinen, gelben bis bräunlichen Krümelchen. Diese werden gesammelt, zu einem Klumpen geballt, nach genügender Größe mit Mohnblättern umhüllt und bilden dann ein sogenanntes Opiumbrot.

Die Güte und der Wert des Opiums hängen vom Gehalt an wirksamen Bestandteilen ab. In erster Linie ist es das Morphin, welches in wechselnden Mengen in den verschiedenen Sorten vorkommt. Von den sonstigen Alkaloiden sind die wichtigsten das Narkotin, das Codein, das Thebain, das Papaverin. Die erste Gewinnung des Opiums soll schon Diagoras um 380 v. Chr. gelehrt haben.

Aus den reifen Mohnsamen aber wird das goldgelbe Mohnöl gewonnen, das zu Einreibungen usw. verwandt wird, vor allem aber als Ersatz des Olivenöls ein hochwertiges Speiseöl darstellt. Außerdem benützt die Hausfrau den Mohnsamen zum Bestreuen des Kuchens und anderen Gebäcks.

Papaver somniferum erreicht die Höhe von 1 m. Die stengelumfassenden, ungeteilten, blaugrünen Blätter sind ungleich gezähnt. Die Blüten sind rot, lila oder weiß.

„Ihr Leut, ihr Leut, brockts Bibernell:
Der Schelm, der Kunter, (personifizierte Viehseuche)
fährt gar schnell!
Die Wurzen gebts dem Vieh nur ein,
Mit'm Schelmen wirds dann fertig sein!"

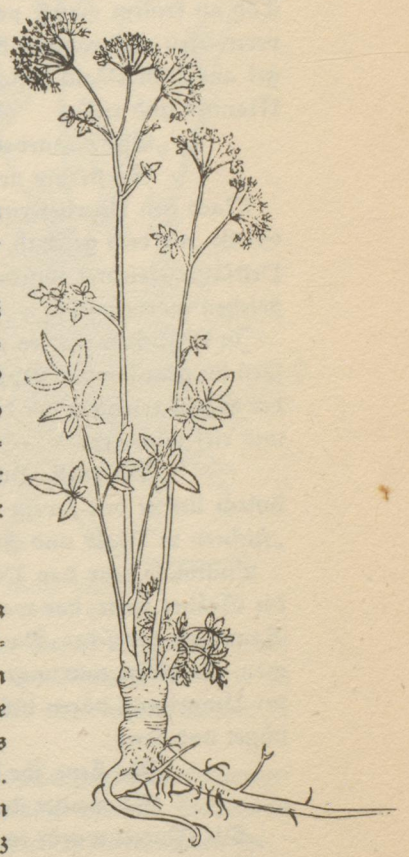
War einst am Lechrain eine schwere Pest unter dem Vieh ausgebrochen, die alles dahinraffte und die Bauern in große Not brachte. Da erschienen plötzlich Vögel von ganz eigenartigem Aussehen und riefen das Sprüchlein den Leuten zu. Gar schnell folgte man der wunderbaren Weisung, und alsbald verschwand die furchtbare Seuche.

Es war nicht das einzige Mal, daß das Blümlein Bibernell das große Sterben verscheuchte. Schon vom Jahre 1629 wird gemeldet, daß viele Menschen durch den schwarzen Tod umkamen. Im Toggenburgischen aber war ein Mann, der hörte plötzlich vom Himmel eine Stimme:

„Esset die Bibernelle,
So sterbet ihr nicht so schnelle".

Ähnlich war es im Maingrunde. Da hatte die furchtbare Krankheit die Menschen wie die Fliegen dahingerafft. Kein Mittel hatte geholfen, und durch die Straße eines ausgestorbenen Dorfes wankte, siech und elend, der letzte Mann. Plötzlich sah er einen Vogel auf dem Giebel eines Hauses sitzen; der sah ganz seltsam aus: Sein Leib war weiß, sein Schnabel und seine Füße aber waren schwarz. Der fing nun an zu singen:

„Wiesenbimbernell — heilt die Krankheit schnell!"



PIMPINELLA SAXIFRAGA
Fuchs 1552

Das Lied gefiel dem Mann gar wohl. Er raffte seine Kräfte zusammen und suchte so lange auf den Wiesen, bis er das Kräutlein gefunden hatte. Bald war er gesund und mit ihm alle, denen er es fortan empfahl.

Ein anderes Mal war das Vöglein noch zutraulicher, und das kam so: In Baden bei Wien wütete im Jahre 1832 eine furchtbare Cholera, und die Beschreibungen erzählen, wie der grausame Tod an keinem Hause vorüberging. Die Menschen waren schier verzweifelt und wußten keinen Rat. Da kam eines Tages ein Vogel aus dem Wald geflogen, der setzte sich auf den Kopf eines Mannes und rief:

„Eßt Kranebeer und Bibernell,
So sterbts ned so schnell."

Nach den Überlieferungen heißt es, daß an der denkwürdigen Stelle, wo dies geschah, vor das Haus Buschmanns, sogar eine Pestsäule errichtet wurde; und der Vogel soll auch bei Trumau gesehen worden sein.

In München war es nun wieder anders: Auch dort hatte eine Pest die grausamsten Opfer gefordert, als plötzlich ein Vogel über der Stadt erschien; der hatte sogar ein Zweiglein in den Krallen und rief immerzu:

„Bibernell, Bibernell!"

Zuletzt ließ er den Zweig fallen. Die Leute hoben ihn eilends auf, „suchten in Wald und Flur, tranken den Tee und wurden frey."

Einstmals war das Vöglein selbst so traurig, daß es sich auf die Gräber setzte; das war, als in Kissingen 1813 eine ansteckende Krankheit herrschte. Da hatten die Leute seine Stimme vernommen. Es bleibt nur ungewiß, ob es sein Sprüchlein dort oder in der Umgebung hören ließ. Jedenfalls setzte es sich auf die Grabhügel und sang:

„Ihr Leut, ihr Leut! Eßt Bibernell!
So werdet ihr bleiben mein Gesell!"

„Die Wurzel wurde in Branntwein versetzt und so bereitet genossen, worauf die Pest aufhörte".

Über die Art des Vögleins ist man sich im Unklaren, und die Zoologie läßt hier völlig im Stich. Einmal sind Schnabel und Füße schwarz und der Leib weiß, das andere Mal meint man, wie

von Neustadt a. d. Waldnaab erzählt wird, eine „wilde Ante" gesehen zu haben. Dann wieder war es ein weißer Rabe oder Vögel von sonderbarem Aussehn. Oftmals ertönte die Stimme geradenwegs aus dem Himmel. Auch wilde Männlein und Holzfräulein sollen ihren Rat erteilt haben. Die Wunderwurzel Bibernell jedoch war es allezeit, die zu Rettung und Heil der kranken Menschen ausersehen war.

SANGUISORBA
Fuchs 1552

Tabernaemontanus empfiehlt, das Kräutlein „wann es noch jung ist zu Speise und Salat zu nehmen", wie es heute noch üblich ist, und verspricht, daß es „alle böse Feuchte verzehre."

Weiter erteilt er ein beachtenswertes Rezept: „Wann einer ein Stechen um das Hertz hätte, der seude Bibernellenkraut und Wurzel mit Wasser den halben Theil ein, seihe dann die gekochte Brühe durch ein sauber Tuch und trinke des Morgens nüchtern und des Abends, wann er zu Bette gehen will, jedesmal ein Becherlein voll warm davon; er genieset."

Die heutige Volksmedizin gebraucht den Tee gegen Verdauungsstörungen, Darm- und Magenverschleimung und zur Förderung der Menstruation. Auch gegen Husten wird er viel angewandt.

Pfarrer Künzle sagt sogar: „Bibernell ist gewalttätig wie ein Russe und verjagt verhockte und eiternde Stoffe aus Kehlkopf, Lunge, Magen, Gedärmen. Es heilt Heiserkeit (in Wein gesotten, gegurgelt und getrunken) in einer Stunde, daher für Redner unschätzbar."

Ein altes Volksrezept besagt, daß das Kauen der Wurzel bei Zungenlähmung hilft.

„Die Bibernelle ist ein Purgir- und Polizeimittel für die oberen Körperteile", verkündet Pfarrer Kneipp, „denn sie fegt, säubert und hält gute Ordnung. Sie reinigt ferner Niere und Blase." Er erzählt: „Ein Beamter litt jahrelang in kürzeren oder längeren Abständen an unausstehlichen Nierenschmerzen. Nichts brachte Hilfe. Diesem sagte ich, er solle Bibernelltee trinken, teils in Wein, teils in Honig gekocht. Er nahm täglich mehrere Tassen davon zu sich, verlor sehr viel Schleim, Sand und Gries und wurde wieder kerngesund."

So steht das Kräutlein auch heute noch in hohen Ehren, ist auch vom deutschen Arzneibuch zugelassen. Die Wirkung wird als mild bezeichnet und tritt erst nach längerem Gebrauch (nach 2-4 Wochen) deutlich in Erscheinung.

Sie erstreckt sich nach W. Bohn „auf die schleimabsondernden Flächen der Organe, regt diese sowie auch die Hautdrüsen und die Nieren zu erhöhter Tätigkeit an. Deshalb ist sie ein Linderungsmittel beim katarrhalischen Asthma. Bei einfachen entzündlichen Katarrhen ist sie gänzlich unwirksam." Weiter sagt W. Bohn: „Die Tinktur ist brauchbar bei nervösem Herzklopfen und erhöhter Pulszahl. Dauernder Gebrauch soll das Blut verdünnen. Die Herzbeschwerden der Vollblütigen wären also ein Heilgebiet derselben."

Die Homöopathie stellt aus der frischen Wurzel das Medicament her. Sehr üblich ist die Verwechselung dieser echten Bibernelle (Pimpinella) mit dem Wiesenknopf, (Sanguisorba), der gleichfalls im Volke Bibernell genannt ist. Er ist außerordentlich häufig auf den Wiesen und gibt ihnen oft ein besonderes Gepräge mit seinen blutroten Blütenköpfchen, weshalb er auch im Fränkischen den Namen „Blutskopp" führt. Die unpaarig gefiederten Blättchen haben auch etwas Ähnlichkeit mit der echten Bibernelle.

Man verwendet die Pflanze gern als Spinatgemüse.

Ich habe in Gärten verschiedentlich Verwirrung angetroffen. Mancher glaubte, in seiner Kräuterecke das vielgerühmte Pflänzchen Bibernell zu bauen, und dabei war es der echte Wiesenknopf. Dem Botaniker kann gar kein Zweifel entstehen, sobald er die Blüten betrachtet. Die echte Bibernelle ist ein Doldenblütler, der Wiesenknopf mit seinen blutroten Zwitterblüten, die in einem eiförmigen Köpfchen stehen, ein Rosenblütler. Pimpinella saxifraga wird bis zu einem halben Meter hoch; der Stengel zeigt feine Rillen. Die Fiederblättchen sind sitzend, eiförmig, am Rande gezähnt oder gelappt. Der obere Teil des Stengels, an dem die weißen Doldenblüten erscheinen, ist fast blattlos. Daher wirken viele beieinander stehende blühende Stauden wie ein zarter Schleier.

Pimpinella magna, die große Bibernelle, wird bis zu einem Meter hoch; die Fiederblättchen der unteren Blätter sind kurz gestielt zum Unterschied von Pimpinella saxifraga.

Zur Verwendung kommt der Wurzelstock.

Plantago lanceolata — Spitzwegerich

Die uralte germanische Heilpflanze, die einst ebenso verbreitet gewesen zu sein scheint wie jetzt, trägt schon in ihrem Namen die Anzeichen, daß sie die Wege beherrschte: die letzte Silbe des althochdeutschen wegarîh = rîh dem gothischen reiks entsprechend, ist urverwandt mit dem lateinischen rex = König. So war der Wegerich der Beherrscher des Weges.

Das Kraut war in seinen verschiedenen Arten den Alten wohlbekannt, und Dioskurides empfahl es gegen Blutflüsse, eine Heilanwendung, die sich bis auf den heutigen Tag im Volke erhalten hat.

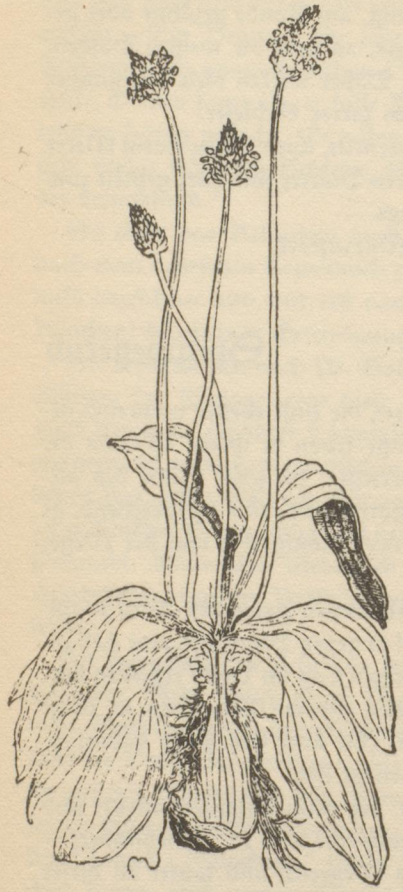
Außerdem diente es noch bei vielen anderen Gebrechen; ja, selbst gegen Gift, Ansteckung und Übel, „die über das Land dahinfahren", scheint es angewandt worden zu sein.

Ein angelsächsischer Heilsegen, der neun Pflanzen anruft und sich in einer Handschrift — vermutlich aus dem 11. Jahrhundert — befindet, wendet sich auch an den Wegerich und lautet an dieser Stelle in deutscher Übersetzung:

„Und du, Wegerich, Mutter der Pflanzen,
Offen nach Osten, mächtig im Innern:
Über dich knarrten Wagen, über dich ritten Frauen,
Über dich schrien Bräute, über dich schnaubten Farren;
Allen widerstandest du und setztest dich entgegen:

So widerstehe du auch dem Gift und der Ansteckung
Und dem Übel, das über das Land dahinfährt!"

Auch von allerlei geheimnisvollem Zauber, den man mit dem Kräutlein trieb, wird berichtet, und in den Büchern der spätmittelalterlichen Kräuterweisen werden die Rezepte wiederholt. So heißt es im Dioskurides, daß man die Wurzeln des Wegerichs gegen Drüsen um den Hals hängen ließ, und Brunfels sagt (1534): „die weiber henken soliche (Wurzeln) den Kindern um den Halß für die kröpf."



PLANTAGO
Brunfels 1532

Tabernaemontanus fügt hinzu, daß man die Kröpfe auch durch „Wegerich mit Salz übergelegt" vertreibt. So folgen weiter gute Heilvorschriften: Bock teilt mit: „Der Wegerichsafft und Wasser benehmen das grausam hauptwe, wenn man ein leinen Tüchlein darin netzet und überlegt." Auch erzählt er: „Wenn eine Kröte von einer Spinne gestochen wird, eilt sie zum Wegerich; damit wirt ihr geholfen."

Sehr viel Lob spendet Paracelsus dem Kräutlein: „Es gibt keine Pflanze, die mehr austrocknet und zugleich festigt (consolidet) als Plantago."

„Bei eitrigen, stinckenden Löchern hilft Eichenlaub zusammen mit Plantago gestoßen und aufgelegt. Wenn dies mit Honig geschieht, soll man den Honig vorher entschäumen."

„Eine junge Föhre mit Plantago destilliert ist eine sehr große Arzenei bei veraltetem Asthma."

„Wenn einer durch das Gehen Blasen an den Füßen bekommt, soll der Wegerich mit Salz gestoßen werden, und ein wenig soll über Nacht aufgelegt werden. Wenn man die Schuhe am Morgen damit anfüllt, hilft dies und vertreibet den Schmerz. Es trocknet sehr aus."

Dies Mittel wird bekanntlich auch heute noch viel im Volke angewandt.

Hiermit sind die Leiden, die der Wegerich zu heilen vermochte, jedoch noch längst nicht erschöpft. Spitzwegerichsaft galt schon in grauen Zeiten als ein Mittel gegen die Auszehrung. Wen das Fieber plagte, dem war das Kräutlein eine schnelle Hilfe. So erzählt Fossel (Volksmedizin 1886) aus dem oberen Ennstal: dort wendet man gern die „Fieberpackerln" an: drei Wurzelen des Spitzwegerichs und 72 Buchsbaumblätter werden in Leinwand genäht, dem Kranken abends um 7 Uhr um den Hals gebunden und am folgenden Morgen um 7 Uhr wieder abgenommen.

Andere Rezepte wenden sich an die drei- oder viertägigen Fieber. Im Vordergrund steht aber stets die blutstillende Kraft des Heilkrautes sowie sein Gebrauch bei allen Verwundungen. Ich fand dies vor zwei Jahren bei einem sommerlichen Aufenthalt auf dem Lande bestätigt, möchte aber die Nutzanwendung keineswegs empfehlen, sondern sogar sehr davon abraten.

Ein Arbeiter quälte sich mit einer recht stumpfen, rostigen Sichel ab, um eine Portion Grünfutter zu schneiden, die er für seine Ziegen nach Schluß der Arbeit mit nach Hause nehmen wollte. Von Ungeduld erfüllt, rutschte ihm plötzlich das widerspenstige Werkzeug daneben und geriet mit der Spitze in seinen Fuß, und zwar recht beträchtlich. Er zog sie heraus, blickte um sich, gewahrte in nächster Nähe den Spitzwegerich, riß einen größeren Büschel Blätter aus und zerrieb sie eilig, bis der grüne Saft sich zeigte. Diesen Blätterbrei legte er auf die scheinbar recht tiefe und stark blutende Wunde. Das Bluten hörte sofort auf, und ich riet ihm, nur gleich nach Hause zu gehen und die Wunde sauber zu behandeln, sonst könne er sehr leicht eine Blutvergiftung bekommen. Mit einem sieghaften Lächeln aber antwortete er: „Wenn man Spitzwegerich auflegt, wird man niemals eine Blutvergiftung bekommen." Meine Nachfragen in den nächsten Tagen ergaben, daß er recht behielt.

Die Wunde hatte er in kurzem vergessen.

Von dieser volkstümlichen Anwendung spricht auch Pfarrer Kneipp in seinem großen Buch und antwortet auf die Frage, ob die Gefahr der Blutvergiftung nicht sehr nahe liege, mit den Worten: „Das kennt der Spitzwegerich nicht. Ein solcher Verband ist der erste, aber manchmal der beste Notverband; denn die Heilung solcher Wunden geht rasch vor sich. Wie mit Goldfäden näht der Wegerichsaft den klaffenden Riß zu, und wie an Gold sich nie Rost ansetzt, so flieht den Spitzwegerich jede Fäulnis und faules Fleisch".

Auch hält Pfarrer Kneipp den Wegerich für ein außerordentlich gutes Mittel zur allgemeinen Stärkung des Körpers und gibt ein vortreffliches Rezept: „Eine gehörige Menge Spitzwegerichblätter, frisch gewaschen, werden mit einer Maschiene nach Möglichkeit ausgepreßt. Der Saft wird gekocht, mit Bienenhonig eingedickt, bis er Fäden zieht, und diese Conserve in Gläser gefüllt.

Je älter der Extrakt wird, desto besser wird er."

Um nun auch die Ansicht des Arztes über das Heilkraut zu hören, so sagt H. Schulz, daß der Wegerich lediglich vom Standpunkt der Volksarznei bemerkenswert wäre. „Abkochungen der getrockneten Blätter und Wurzeln wie auch mit Zucker hergestellte Auszüge aus den frischen Blättern werden bei allen möglichen chronischen Katarrhen der Schleimhäute, auch des Auges, selbst bei Lungentuberkulose innerlich und äußerlich gebraucht. Sie sollen auch bei Asthma helfen ..." usw.

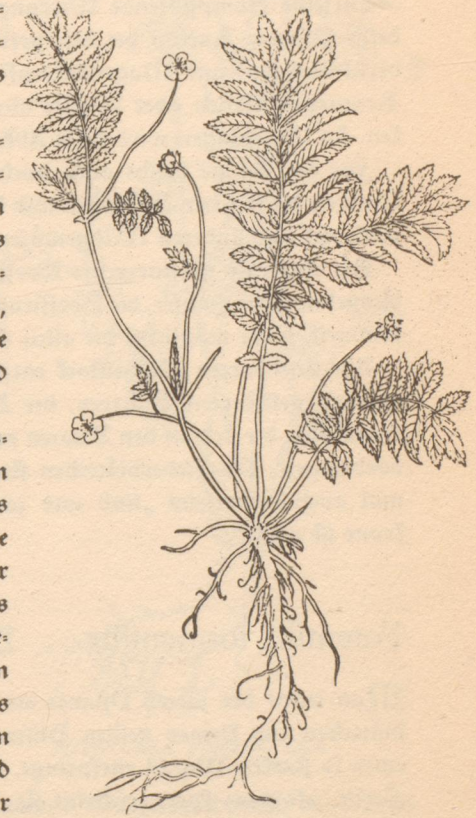
W. Bohn äußert sich: „Man nimmt zur Abkochung die ganze blühende Pflanze mit der Wurzel, reinigt sie gut und trocknet sie. Sie ist eins der besten Mittel in schleimigen Lungenkatarrhen und bei der Schwindsucht. Tagesgabe bis 50 Gramm."

Die Pflanze wird etwa 40 cm hoch, die aus einer Rosette hervorwachsenden lanzettlichen Blättchen sind von 3 bis 5 stark markanten Rippen durchzogen. An der Spitze des Stengels sitzen die zahlreichen, unscheinbaren kleinen Blüten, zu einer Ähre angeordnet. Die Kapselfrucht enthält einen besonderen Reichtum an Samen, die in Feuchtigkeit schleimig aufquellen und sich sehr zähe am Boden festhalten.

Die über ganz Europa verbreitete Pflanze wandert nördlich bis nach Island und ist auch in einem großen Teil Asiens zu finden.

Brunfels zerbricht sich nicht lange den Kopf über den Namen, sondern erklärt in seinem Kräuterbuch: „diß kraut essen die gänß gern, darumb würt es auch von den gänßen genennet."

Man gebrauchte es in alten Zeiten zum Einreiben der Glieder, zur Stärkung des Hirns, gegen die Röte der Augen, „wider die Masen und Flecken des Angesichts."



POTENTILLA ANSERINA
Fuchs 1552

Der Kräutervater Tabernaemontanus ließ das Gänserichkraut in die Schuhe legen „also safftig und frisch wie es des Morgens mit Thaue gesamlet wird; darauf gegangen, das vertreibt und verzehrt die Geschwülst der Schenkel und Füß."

Auch in der heutigen Volksmedizin steht das Kräutlein in hohem Ansehen, besonders als krampflösendes Mittel, das nie versagt. So erzählt Pfarrer Kneipp ein sehr interessantes Beispiel: Einst wurde er telegraphisch an das Bett eines im Starrkrampf liegenden, bereits von den Ärzten aufgegebenen Patienten gerufen. Ober- und Unterkiefer waren gelähmt. Er gebot sofort, die Anserine zu holen und das Kraut in Milch zu kochen. Mühsam durch eine Zahnlücke flößte er löffelweise dem Todkranken die warme Flüssigkeit ein bis zu einer halben Tasse. Nach einer halben Stunde ein neuer Versuch, der bereits durch

geringes Öffnungsvermögen des Kiefers belohnt wurde. Jede halbe Stunde dies fortgesetzt, konnte der Kranke nach einiger Zeit schon wieder etwas sprechen. Der Starrkrampf ging zurück, und der Mann wurde völlig geheilt.

Pfarrer Kneipp endigt seinen Bericht mit dem Hinweis, daß keine Familienmutter es versäumen sollte, einen hinlänglichen Vorrat im Sommer zu sammeln und stets im Hause zu haben.

Dieselbe krampflösende Wirkung des Gänsefingerkrautes verheißt Pfarrer Kneipp bei den gefürchteten Herzkrämpfen sowie bei Unterleibs- und Magenkrämpfen. Er schreibt vor, 20 gr. des Krautes in Milch oder Wasser abzusieden und sehr heiß zu trinken. Zu Umschlägen wird diese Abkochung ebenfalls genommen.

Für die Küche bleibt auch noch etwas übrig: Die Hausfrau sammelt die frischen Blättchen und kocht sie mit Löwenzahn, Wiesenknopf und anderen Wildgemüsen zu einem prächtigen Spinat.

Die Anserine ist eine echte Dorfpflanze. Sie liebt die nächste Umgebung der Häuser, die Dorfstraßen und freien Stellen. Wer sie sammelt, sucht möglichst die allzu staubigen Plätze zu vermeiden.

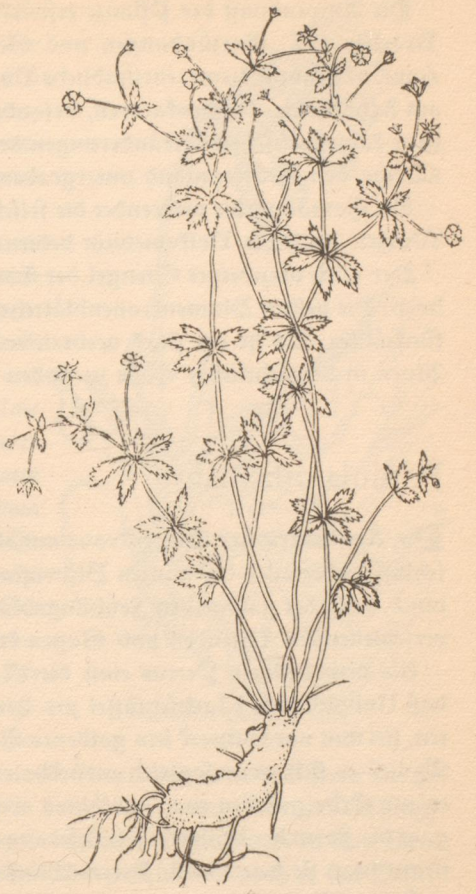
Aus dem kurzen Wurzelstock entspringt eine Rosette von unterbrochen gefiederten Blättern, der Blütenstengel sowie zahlreiche Ausläufer, die sich an den Knoten neu bewurzeln und Blätter hervorbringen. Die Fiederblättchen sind unterseits behaart, manchmal auch beiderseits „lind und zart". Die fünfzählige Blütenkrone ist gelb.

Potentilla tormentilla **Blutwurz, Ruhrwurz**

Man traut der zarten Pflanze mit ihren fein gestalteten Fiederblättchen und kleinen gelben Blütensternen gar nicht zu, daß sie einer so starken Wurzel entspringt. Dick, knollig, von rotbrauner Farbe, oft ganz kurz, erscheint sie wie abgebissen. Das ist auch kein Wunder, denn alle 7 Jahre kommt nach altem Glauben der Teufel und beißt sie einmal ab. In dem westlichen Teil der Rheinprovinz trägt das Kräutlein auch den Namen „Düvelsabbeß".

Seine Wurzel, die nach dem Durchschneiden sogleich rot anläuft, wurde von altersher in Verbindung mit allerlei Krankheiten

des Blutes gebracht, mit roter Ruhr, Blutflüssen usw. Auch gegen ansteckende Krankheiten scheint man es angewandt zu haben; denn Bock sagt in seinem Kräuterbuch: „Eine gemeine Regel, was man für artzeney wider gifft und pestilentz bereitten oder componiren will, sol alwegen der Tormentill nit vergessen werden."



POTENTILLA TORMENTILLA
Fuchs 1552

Das Kraut spielte daher mit dem Bibernell zusammen eine Rolle als Pestpflanze, und auch hier verkündet ein Vöglein seine wunderbare Hilfe: Als im badischen Wiesental im Jahre 1348 - 49 die furchtbare Seuche die Menschen dahinraffte, erschien in höchster Not ein Vöglein vom Himmel und pfiff:

„Äßt Durmedill und Bibernell,
Sterbt nüt so schnell!"

Der lateinische Name des Tormentill ist wahrscheinlich abzuleiten von tormina = Bauchgrimmen, Ruhr. Die Alten gebrauchten die Abkochung von Kraut und Wurzel auch noch als Mittel gegen Zahnschmerzen und Mundfäule, und Tabernaemontanus schreibt: „Es sind noch viel verborgene Heimlichkeiten in dieser Wurzel."

In der heutigen Volksmedizin gilt sie in gleicher Zubereitung als Mittel gegen zu starke Blutungen, Ruhr, Blutbrechen. Pfarrer

Kneipp lobt ihre Wirkung sehr. Sie beruht auf dem hohen Gerbsäuregehalt (17 bis 20%).

Die Anwendung der Pflanze erstreckt sich daher nach Flamm-Kroeber auf „Entzündungen und Geschwürsbildungen an der Haut, nässende Ekzeme, entzündliche Vorgänge in der Mundhöhle, am Zahnfleisch, Rachenkatarrh, besonders aber auf die entzündlichen katarrhalischen Veränderungen der Verdauungswege, hartnäckige, den Kräftezustand untergrabende Durchfälle."

Die Homöopathie verwendet die frische, im Frühjahr gegrabene Wurzel. Auch die Volksmedizin bedient sich nur der Wurzel.

Der reich verzweigte Stengel der Tormentill wird bis zu 25 cm hoch. Die gelben Blumenkronenblättchen sind meistens vier-, selten fünfzählig. Es ist ein stark verbreitetes Kraut, das auch in den Alpen in beträchtlicher Höhe zu finden ist.

Primula officinalis — Himmelsschlüssel

Die Ähnlichkeit der Blütenkrone mit einem altertümlichen Hohlschlüssel oder auch des ganzen Blütenstandes mit einem Schlüsselbund, trug der goldgelben Frühlingsblume ihren Namen ein. Die verschiedensten Legenden und Sagen knüpfen sich daran.

Als dem heiligen Petrus einst die Nachricht gebracht wurde, daß Unholde sich Nachschlüssel zur Himmelstür angefertigt hätten, fiel ihm vor Schreck sein goldenes Schlüsselbund auf die Erde. Er ließ es sich zwar sogleich zurückholen; aber an der Stelle, wo es zur Erde gefallen war, erblühten wundersame Blümelein, die ganz die Form der heiligen Schlüssel angenommen hatten. In Tirol nennt man sie heute noch Petersschlüssel.

Jedenfalls besaß man nun das Mittel, geheime Schlösser zu öffnen. Gewöhnlich gesellte sich eine Schlüsseljungfrau dazu, die vielleicht auf die altgermanische Freia deutet, da sie in ihrer Krone ebenfalls einen Schlüssel trägt.

So wurde ein Schäfer in Kolbenkamm in Baden von einer Jungfrau auf eine Wiese geführt, auf der viele Schlüsselblumen blühten. Mit einer derselben öffnete er eine geheimnisvolle Tür. Doch keine Schätze zeigten sich, sondern nur drei Kisten mit Schafszähnen. Dem Schäfer gefiel das nicht besonders, und nur halb unwillig steckte er einige Hände voll davon in seine Tasche. Über Nacht aber verwandelten sie sich in lauter Gold, und der glückliche Mann schaute sich nach seinem Schlüsselchen um, das ihm diesen Schatz verschafft hatte; aber, oh Kummer, er hatte es vergessen.

PRIMULA OFFICINALIS
Brunfels 1532

Ein ähnliches Erlebnis hatte ein Kuhhirt bei der Ruine Blankenhorn in Schwaben. Er war recht fröhlich und steckte sich eine Schüsselblume auf seinen Hut. Mit einem Male aber kam ihm dieser so schwer vor; und als er nachsah, hatte sich die Blume in einen silbernen Schlüssel verwandelt. Während er das Wunder anstaunte, erschien eine Jungfrau. Sie zeigte ihm eine bisher verborgene Tür im Heuchelberg, die er aufschließen sollte. Von allem, was er dann finden würde, könnte er sich mitnehmen, soviel er wolle, nur das Beste möge er nicht vergessen. Der Hirte folgte der wunderbaren Weisung, füllte sich Taschen und Ärmel mit lauter Gold, das er in dem Berge fand; als die Tür aber hinter ihm zufiel, hatte auch er das Beste, die aufschließende Blume, vergessen.

„Das Schlüsselblumenkraut ist warmer und etwas trockner Substanz", sagt Hieronymus Bock in seinem Kräuterbuch und empfiehlt es gegen alle innerlichen „presten" (Gebrechen). „Das gebrannte Wasser davon gibt man schwachen, kranken Menschen, die gar keine Kraft mehr haben," sagt er, „und durch langes Siechtum verfallen sind, desgleichen denen, die der Schlag gerührt hat."

Matthiolus verordnet es ebenfalls nach Schlaganfällen; „es

bringt die verhaltene Sprache wieder und stärket das Herz." Auch bei Rheuma wurde es angewandt.

Pfarrer Kneipp schließt sich den Alten an, indem er den Tee oder das Kraut, in Wein gekocht, nach Schlaganfällen und auch bei Gicht für heilsam hält, aber nur bei längerem Gebrauch.

Am wirksamsten ist die Blüte. —

„Alle Schlüsseli sind heilsam," sagt Pfarrer Künzle, „die auf den Bergen, in den Gärten, auf den Wiesen wachsen, die blassen, die gelben und die farbigen." Den dunkelgelben, wohlriechenden aber gibt er den Vorzug. Weiter rät er: „Wer einen recht feinen Tee bereiten will, nimmt dazu ganz frische, also ungedörrte Schlüsseli, gießt heißes Wasser dran, und läßt sie eine Viertelstunde ziehen, schüttet dann den Tee ab und gibt Zucker dazu. Das ist dann ein herrliches Getränk." (Rheuma und Erkältung.)

So gilt sein lustiges Sprüchlein:

„S'Schlüsseli macht ring im Chopf,
Nimmt d'Gsüchter mengem arme Tropf,
Macht fry und lostig wie ne Reh;
S'got nüt meh öber de Schlüsselitee!"

Wer den Tee noch etwas kräftiger wünscht, dem rät er einen kleinen Zusatz von Pfefferminze. Jedenfalls ist dieser Schüsselitee ein wundervolles Getränk, das fast als ein duftender Fruchtsaft anzusprechen ist.

Nun darf an dieser Stelle aber auch des Pfarrer Künzle's vortrefflicher Schlüsseli-Likör nicht vergessen werden, dessen Rezept er wie folgt beschreibt: „Man nimmt frische Schlüsseli, also nicht gedörrte, bringt sie in eine große Flasche, gießt dazu ein viertel Feinsprit und drei viertel Wasser, sodaß die Blüten zugedeckt sind. Dazu mischt man etwas Pfefferminze oder gewöhnliche Minzen, verkorkt es gut und stellt das Ganze 8 Tage an die Sonne. Nach dieser Zeit schüttet man die Flüssigkeit ab und mischt dazu Zucker und zwar pro Liter ein Pfund. Dann ist der Likör fertig und übertrifft an Feinheit und Güte den weltberühmten Schartrös (Chartreuse). Zehnfach mit Wasser verdünnt, gibt es einen angenehmen Tee. Älteren Leuten, die oft an Rheumatismus leiden, ist dieser Likör eine herrliche Medizin...."

Außer den Blüten verwendet die Volksmedizin auch Wurzel

und Blätter zu einem schweißtreibenden Tee.

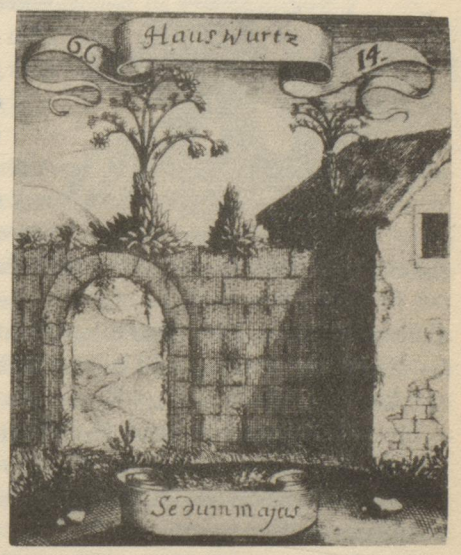
Vom Standpunkt der wissenschaftlichen Medizin aus rühmt W. Bohn die heilkräftigen Blüten, „die mit Recht als schmerzlinderndes Mittel bei halbseitigem Kopfschmerz, der Migräne, bei Gicht und Gelenkrheumatismus gelten; sie wirken offenbar beruhigend bei schmerzlichen Krankheitszeichen der harnsauren Blutentmischung und Blutverdickung."

Die Homöopathie stellt aus dem blühenden Kraut ihre Essenz her.

Die Pflanze hat eiförmige, unterseits behaarte, runzelige Blätter, die am Grunde zu einer Rosette angeordnet erscheinen. „Am Gipfel eines jeden Stiels hangen dottergelbe Blumen, die schleichen aus holen, weißen Säcklein nicht anders als aus kleinen Cymbalen oder Schlüsselröhrlein."

Die Blümlein haben einen zarten, süßen Duft und stehen in einer einfachen Dolde.

Sempervivum tectorum — Hauswurz



Valentini 1719

„Die maister, die sich fleizent (befleißigen) zauberei, die sprechent, daz ez (das Kraut Hauswurz) den donr und daz himelplatzen verjag, und darumb pflantzet man ez auf den häusern." So spricht der Domherr Konrad von Megenberg zu Regensburg (gest. 1374) in seinem „Buch der Natur".

Die Hauswurz war dem Donar geweiht, bei den Römern dem entsprechenden Jupiter, daher Jovis barba, Jupitersbart, genannt. Stets grün, semper vivum, quod perpetuo virescit — obgleich

der trockene Standort und die sengenden Sonnenstrahlen starke Anforderungen stellen. „Und der Gärtner soll auf seinem Hausdach den Donnerbart haben", (Et ille hortulanus habeat super domum suam Jovis barbam), befahl Karl der Große in seiner Verordnung für die kaiserlichen Güter, dem Capitulare de villis vom Jahre 812.

SEMPER VIVUM
Matthiolus 1563

Auf Häuser, Torbögen, Ställe, Scheunen, ja eigens dazu eingerammte und ausgehöhlte Pfähle pflanzte man die handfesten und schnellwüchsigen Rosettenpflänzchen an. Kein Blitz konnte das Dach nun bedrohen, keine Unheil sich der Einwohner bemächtigen, jede Feuersgefahr war abgewehrt: „Du Hauswurz bist als Deck, Halt Feuer und Flammen weg!" (Marzell, „Die heimische Pflanzenwelt" 1922).

Die Hausbewohner blickten voll Eifer nach den sich entfaltenden Blüten; spielte ihre Farbe ins rötliche, so waren freudige Ereignisse zu erwarten, waren sie aber schneeweiß, so mahnten sie an den Tod, der seinen Einzug halten wollte. Deshalb verhinderte man auch oftmals die Knospenentfaltung und ließ die Pflanzen gar nicht zum Blühen kommen.

Die Hauswurz ist in ihren Bodenansprüchen ganz bescheiden. Mit der geringsten Erdmenge fürlieb nehmend und die längsten Trockenzeiten überdauernd, sind ihre Gewebe von eigenen Wasserspeicherungszellen durchzogen.

Der Saft der dickfleischigen Pflanze ist heilkräftig, sowohl äußerlich angewandt bei Quetschungen, wie auch innerlich als Tee

genommen. Pfarrer Kneipp empfiehlt ihn bei Magengeschwüren ebenso wie Spitzwegerich 14 Tage lang zu trinken, wonach sich die besten Erfolge einstellen sollen. Kranken, die an Übelkeit litten, gab er stündlich einen Löffel voll Tee von 2 bis 3 kleinen Blättchen, und der Brechreiz war in einigen Stunden verschwunden.

Als Salbe, aufzulegen bei Verstauchungen, Stoß oder Schlag, gibt Pfarrer Kneipp folgendes Rezept: Die Blätter der Hauswurz werden gestoßen und mit Schweinefett gekocht, aber nicht länger, als bis der Saft herausgekocht ist. Nach dem Erkalten wird die Salbe aufgetragen, sie kühlt und heilt.

Die graugrünen, dickfleischigen, an der Spitze ein wenig rötlichen Blätter bilden eine fest geschlossene Rosette. Auch der Stengel, der sich etwa 20 bis 25 cm hoch aus der Rosette erhebt, trägt seitlich kleine Blättchen und an der Spitze die doldenartig angeordneten Blüten. Sie sind meistens rosa. Die Pflanze vermehrt sich nicht durch Samen, sondern durch Ausläufer des Stengels, an dessen Spitze sich die kleinen Rosetten entwickeln.

In den Alpen und im Rheingebiet wächst das Sempervivum auch wild auf Felsen. Seine Heimat ist Südeuropa.

Taraxacum officinale — Löwenzahn

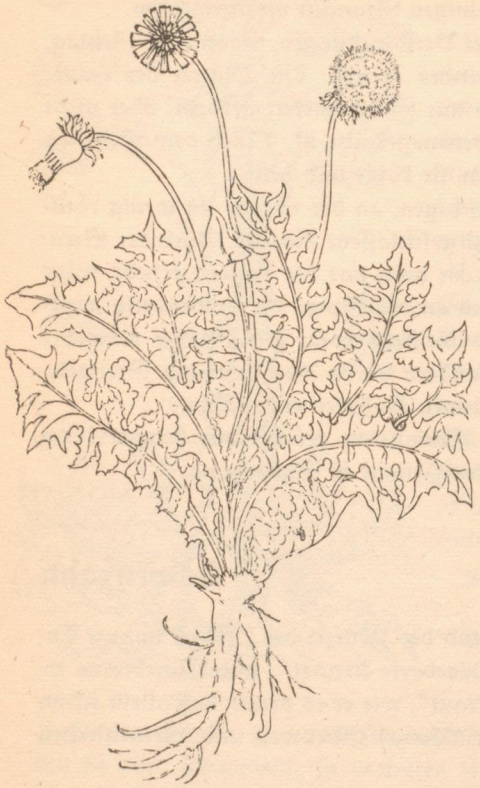
Den Saft des Krautes und der Wurzel der Pflanze nannte Tabernaemontanus „eine gebenedeyte Artzney", und Matthiolus erzählt von dem „Röhrleinkraut", wie er es nennt, daß allein schon durch das Umhängen der Wurzel Gliedweh und Seitenstechen zu heilen seien.

Die sehr bedeutende Heilpflanze ist eigenartigerweise in den Werken des Theophrast, Dioskurides und Plinius nicht mit Sicherheit festzustellen. Erst die arabischen Ärzte des frühen Mittelalters rühmen sie, und von dieser Zeit an spielt sie ihre große Rolle in der Heilkunde.

Sie galt als Mittel gegen Wassersucht, Milz- und Leberleiden, allerlei „Hitz in den Gliedern", Gicht, Lungenbluten, vor allem auch als Mittel bei Augenleiden, sodaß Bock meinte: Der Löwenzahn möcht auch wohl „Augenwurtzel" heißen. An anderer Stelle

erklärt er den Namen „Lewenzan der bletter halben mit den spitzen zenen."

Auch als Schönheitsmittel diente das aus Kraut und Wurzeln gebrannte Wasser der Pflanze. Bock erzählt: „Die weiber pflegen sich auch under Augen mit diesem Wasser zu waschen, verhoffen dadurch ein lauter Angesicht zu erlangen und die rote purpur oder bläterlin darmit zu vertreiben." Man darf wohl annehmen, daß er rote Flecken und vielleicht Sommersprossen damit meinte.



TARAXACUM OFFICINALE
Fuchs 1552

Der Volksmund hat der außerordentlich verbreiteten, wuchernden Pflanze unzählige Namen gegeben, darunter auch sehr drastische, die sich auf ihre Wirkung beziehen. Der allgemeinste außer Löwenzahn ist wohl Butterblume, im Niederdeutschen „Düwelsblom", „Melkdistel"; im Fränkischen „Bettpisser", „Gänsezunge"; im Bayerisch-österreichischen „Kuhblume", „Milidistl"; im Thüringischen „Bammbusch", „Golichter" usw.

Die blutreinigende und wassertreibende Wirkung des Löwenzahn ist allbekannt. Der Name „herba urinaria", den das Kraut bei den Alten auch noch führte, deutet ebenfalls darauf hin. Friedrich der Große wurde wegen seiner kranken Nieren mit Löwenzahnextrakt behandelt.

„Der Saft der frischen, im Frühjahr gegrabenen ganzen Pflanzen

ist noch jetzt bei den sogenannten blutreinigenden Frühlingskuren im Gebrauch", sagt Tschirch (Handbuch der Pharmakognosie); „er galt von jeher auch in Indien als ein Heilmittel bei Leberleiden und wird neuerdings wieder dafür warm empfohlen."

Die Pflanze hält keine Winterruhe, sondern treibt auch in der kalten Jahreszeit Blätter.

Das gesunde Kräutlein sollte noch viel mehr auf dem Speisezettel unter den ersten, frischen Frühlingsgemüsen verzeichnet sein, wobei auch die Wurzeln nicht vergessen werden dürfen. Der Isländer ißt diese in gebratenem Zustande, eine Zubereitungsform, die der Nachahmung wert wäre. — Das deutsche Arzeneibuch schreibt das Graben und Sammeln der Wurzeln und Blätter vor der Blütezeit vor.

Mit ihrem bitterlichen Milchsaft regen sie die gesamte Drüsentätigkeit an. Die wissenschaftliche Medizin hält die Pflanze nicht nur für angezeigt bei träger Verdauung und auch bei Durchfall und Darmerschlaffung, sondern bei Störungen des Kreislaufes. „Der Löwenzahn wirkt in gleicher Weise normalisierend bei Neigung zu Blutdruckerhöhung wie auch bei nervöser Stauung, erschlafften Gefäßen und gesenktem Blutdruck." (Flamm-Kroeber.) So wird er als günstig bezeichnet bei Alterserscheinungen (Arteriosklerose), Blutkrankheiten, Fettsucht, Gicht, Rheuma, bestimmten Formen der Zuckerkrankheit usw.

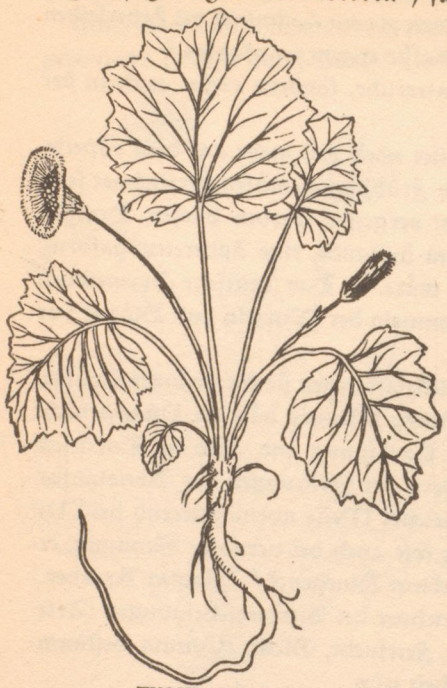
Nicht nur die oberirdischen Teile, sondern auch die dicke Pfahlwurzel enthalten den bitteren Milchsaft. Aus den rosettenartig angeordneten Blättern entspringt der hohe, röhrige Schaft. Er trägt an seiner Spitze das gelbe Blütenköpfchen.

Tussilago farfara — Huflattich

Die antiken Ärzte und Schriftsteller maßen dem Kräutlein eine große Heilkraft zu. Im besonderen wandte sich diese schon damals gegen Husten und Krankheiten der Lunge.

Man übte dazu eine Anwendungsform, die von Plinius genau beschrieben wird: Wer einen alten, hartnäckigen Husten hatte, sollte die Huflattichwurzeln auf Zypressenkohlen legen und den Rauch

durch einen Trichter einsaugen, „dadurch der dürre huſt und die engbrüſtigkeit gewendet werden", fügt Bock im 16. Jahrhundert hinzu, der dieſes Rezept aber von Dioskurides berichtet. Matthiolus macht in ſeinem Kräuterbuch ſeine Randbemerkung dazu: „Aber unſere Tabackpfeiffen ſeyend bequemer darzu!" Er hat nun aber auch aus dem Kräuterbuch des D. Joachimus Becher herausgeleſen, „daß lang vor dem Gebrauch des Rauchtabacks die Alten die gedörrten Huflattichblätter in Pfeiffen wie Taback geraucht, denn der Rauch dieſer Blätter über alle maſſen gut zu der Lung und Bruſt iſt."



TUSSILAGO FARFARA
Bock 1551

Bekanntlich bilden Huflattichblätter einen Tabackerſatz, der beſonders während des Weltkrieges durch die Knappheit an echtem Taback ſehr im Gebrauch war.

Wer alſo einmal ein gemütliches Pfeifchen zur beſonderen Geſundheitsſtärkung rauchen möchte, dem ſei der Verſuch mit dieſem Kraut angezeigt. Ob es auch gut ſchmeckt, kann nur von Kennerſeite aus entſchieden werden.

Sehr intereſſant berichtet Hugo Schulz von ſeinen diesbezüglichen Beobachtungen, nachdem er vorausſchickt, daß er in den Blättern „ziemlich viel ſalpeterſaures Salz" gefunden habe: „Ich hatte erfahren, daß eine Miſchung von gleichen Teilen Taback mit Huflattichblättern viel von älteren Leuten geraucht werde, die an chroniſcher Bronchitis mit und ohne aſthmatiſche Anfälle leiden. Daraufhin habe ich zunächſt das Mittel einmal ſelbſt probiert und gefunden, daß man dieſe Miſchung ganz gut rauchen kann.

Dabei bemerkte ich, daß die Schleimhaut des harten Gaumens auffallend glatt und ſchlüpfrig wurde und eine vermehrte und leichte Expektoration von Bronchialſchleim erfolgte. Ich gab dann an andere Raucher von der Miſchung ab, und ſie beſtätigten ohne weiteres dieſe von mir bemerkte Erſcheinung. Vielleicht handelt es ſich bei der günſtigen Wirkung des Huflattichs bei den vorher erwähnten Formen von Atembeſchwerden um etwas Ähnliches wie bei der Anwendung des ſogenannten Salpeterpapiers bei Aſthma, von dem wir den eigentlichen Grund ſeines Wirkens auch nicht näher kennen."

Nun ſteht aber im Vordergrund die weit üblichere Anwendung der heilkräftigen Blüten und Blätter zu Tee und Auflagen, von denen ſchon Matthiolus 1563 ſagt: „Eine Handvoll Huflattich in ein Maſſ weiſſen Wein gelegt und darvon nach Belieben getrunken, wehret dem Huſten ..." und „die friſchen Blätter, äußerlich aufgelegt, kühlen alle hitzige Geſchwulſt und Schäden" uſw.

Die heutige Volksheilkunde ſtimmt mit dieſen Ratſchlägen völlig überein. Pfarrer Kneipp empfiehlt, den Huflattichtee bei Anlage zu Schwindſucht nicht allein fleißig zu trinken, ſondern auch die großen Blätter auf ein Tuch zu heften und auf die Bruſt zu legen. „Sie ziehen die Hitze aus, hemmen Schwächen und entfernen das Fieber". Weiter ſagt er: „Kein beſſeres Mittel bei offenen Füßen mit ſtark entzündeten Stellen als eine Auflage dieſer Blätter."

„Die im Schatten getrockneten Huflattichblätter laſſen ſich auch im Mörſer gut zu Pulver zerſtoßen und werden dann meſſerſpitzenweiſe der Nahrung beigefügt."

Kräuterpfarrer Künzle ſpricht von dem „Huſtenblüemli" (Tussilago farfara), deren Blüten er mit denen der „Schlüſſeli" (Schlüſſelblumen) miſcht, um daraus den trefflichen Tee gegen den Huſten herzuſtellen. Er hält aber die im Mai ſich bildenden großen Blätter, „Sandblaggä" und „Schneggeblaggä" genannt, unten grau, oben grün, gewaltig groß (in den Alpen wie ein Regenſchirm), für noch wertvoller gegen den Huſten. Er fügt hinzu, ſie müßten jedoch lange und gründlich an der Sonne gedörrt werden, während Pfarrer Kneipp das Trocknen im Schatten anzeigte.

Das Heilkraut weiſt einen großen Reichtum an Namen auf,

die teils mit seiner Heilkraft teils mit seiner Gestalt zusammenhängen. Die Kräutervåter nannten es Roßhuff (wegen der Form der Blätter), Brandlattich usw. Der Niederdeutsche tauft die Pflanze „Fahlenfôt" = Fohlenfuß oder „Bullerblad", der Schwabe „Butterblätter", „Roßhuebe", der Schweizer „Doktorblüemeli" usw.

In dem feststehenden botanischen Namen zeigt sich der uralte Heilgebrauch an, da die lateinische Benennung Tussilago von tussis = Husten und agere = vertreiben abgeleitet wird. Der Speziesname farfara nimmt Bezug auf die stark behaarte Unterseite der Blätter; far = Mehl und ferre = tragen.

Den zweiten Teil des deutschen Namens führt Marzell auf das mittellateinische lapatica zurück, das verschiedene großblättrige Pflanzen, z. B. auch Klette, Ampferarten bezeichnet.

Auch die wissenschaftliche Medizin hat sich mit dem Kraut eingehend beschäftigt. Unter anderem sagt E. Meyer (Pflanzl. Therapie), daß die hauptsächlichste Anwendungsform des Tussilago der Tee bei Katarrhen der Atmungswege sei.

„Huflattich ist Heilmittel erster Ordnung," äußert sich W. Bohn, „bei der skrofulösen Konstitution, und zwar bei der schlaffen Form mit blasser Haut, Hautgeschwüren, Drüsenschwellungen an den Luftröhren und beginnender Lungen- und Drüsenschwindsucht. Husten und Heiserkeit nach Masern, so oft die Anfänge der Abzehrung darstellend, werden durch Huflattich geheilt. Wegen seiner Einwirkung bei Leiden der Luftröhren wird er im Brustee von jeher verwendet. Tagesgabe 20 bis 30 gr."

Die goldgelben, nach Honig duftenden Blütenköpfchen werden von den ersten warmen Strahlen der Märzsonne erweckt. Sie grüßen den Frühling, noch ehe die grünen Blätter zu treiben beginnen und stehen auf etwa 10 bis 15 cm hohen Stengeln, die mit rötlichbraunen Schuppenblättchen besetzt sind. Die großen, rundlich herzförmigen Laubblätter sind am Rande gezähnt und, wie bereits erwähnt, oberseits dunkelgrün, unterseits weißfilzig behaart.

Die Pflanze bevorzugt lehmigen Boden und ist sehr häufig an Grabenrändern, Bahndämmen, auf Schutthalden usw. zu finden.

„De Katt de seet in'n Nettelbusch,
Im Nettelbusch verborgen,
Do keem de kleene König her
Und böd åer goden Morgen."
(Müllenhoff).

Bei den Brennesseln ist es zuweilen nicht ganz geheuer. So gibt es auf dem Hirschberg bei Balingen, wo früher das alte Schloß stand, einen „Brennesselmann". Mit ausgestreckten Armen und Beinen wächst er alljährlich aus der Erde, und sooft man schon versucht hat, die Stauden auszurotten, immer wieder treiben sie in gleicher Gestalt empor. Was dort einst geschehen sein mag weiß niemand anzugeben.

„In Reichholzheim, an der Straße von Bromberg, im zweiten Haus links" ereignete sich auch etwas Merkwürdiges. Dort gab es einen Hof, in dem viele Brennesseln wuchsen. Eines Nachts erhob sich ein solcher Lärm, daß die Bewohner des Hauses glaubten, es stürze der Schornstein herab. Im Hof aber bei den Brennesseln zeigte sich ein helles Licht. Doch während die Leute noch berieten, ob sie den Schatz heben sollten oder nicht, nahm es ab und verschwand.

Bei den Zigeunern ist die Brennessel eine sehr bedeutsame Pflanze, und der Zigeunerforscher v. Wlislocki erzählt in „Volksglaube und religiöser Brauch der Zigeuner": „Die Zigeuner Europas glauben, daß es unter der Erde = tele pcuv, ganze Städte und Ortschaften gäbe, welche von den Pcuvush-Leuten (von pcuv = Erde, und manush abgekürzt in ush = Menschen, also Erdmenschen) bewohnt werden, die ein gerade so geregeltes Leben führen, wie die Menschen auf der Erde. Sie sind klein und häßlich von Gestalt; ihr ganzer Körper ist dicht behaart ..." „Sie wandeln oft unsichtbar auf der Oberfläche der Erde, indem sie ihre drei auf dem Haupte befindlichen goldenen Haare unbedeckt lassen; bedekken sie sie aber mit der Mütze, so werden sie für jedermann sichtbar. Wer ein Haar vom Leibe eines Pcuvush erlangt, kann damit Steine in Gold verwandeln." Diese kleine Abschweifung war nötig, um auf die Beziehung der Brennessel zu den Pcuvushen zu

kommen: „Der Eingang nämlich zu ihren unterirdischen Städten ist ein großer, schwerer Stein, von Brennesseln (cadcerli) rings umgeben. Diese Pflanze ist den Pcuvush-Leuten gleichsam geheiligt, daher auch ihr Name „Kasta Pcuvushengre" = Holz der Pcuvushe.

URTICA DIOECA
Brunfels 1532

Ferner glauben die Zigeuner, daß die Pcuvushe Feinde der Würmer, überhaupt jedes kriechenden Getiers sind, mit Ausnahme der Schnecke, die sie gern essen und die daher auch mit dem Namen Gray Pcuvushengre-Pferd der Pcuvushe, belegt wird. Ein Kinderlied der südungarischen Zeltzigeuner lautet:

„Brennessel, brenn' uns nicht!
Niemand ins Haus einbricht,
Zum Pcuvush geht kein Kind, —
Treibt die Würmer weg geschwind!"

Wlislocki erzählt weiter von den kleinen Erdmenschen, daß sie stets, sobald sie auf die Oberfläche der Erde steigen, ein rotes und ein weißes Ei bei sich tragen. Wenn nämlich der Pcuvush in seine unterirdische Heimat zurückkehrt, so nimmt er das rote Ei hervor und berührt damit den großen Stein, der den von Brennesseln umgebenen Eingang verdeckt. Sogleich schiebt sich der Stein zur Seite, und der Pcuvush steigt hinab. Danach schließt sich die Pforte wieder.

Diese geheimnisvollen Erdgeister erscheinen den Zigeunern als gutmütige, friedliche Wesen, die es aber nicht lieben, wenn sie an ihrem freien Ein- und Ausgang durch die grüne Brennesselpforte auf und unter die Erde gehindert werden. Deshalb sind sie den Besenbindern und Holzfällern feindlich gesinnt. Solche Leute schnitzen nun bei ihrer ersten Ausfahrt in den

Wald Figürchen aus Lindenholz, welche einen Pcuvush darstellen, und werfen es als Opfer in den ersten besten Busch.

Die Brennesseln wachsen gewöhnlich in großen Familien beisammen, und die Bäuerin in Pommern schneidet sich einen Vorrat, um die getrockneten Pflanzen der Brutgans mit ins Nest zu legen. Sie ist der Ansicht, daß die Gans dann ruhiger auf ihren Eiern sitzt. Sind dann die jungen Gänschen ausgekommen, so werden sie mit gehackten frischen Brennesseln gefüttert, die man mit hartgekochtem Ei und später mit Roggenkleie vermischt.

Auf dem Lande in Pommern, Mecklenburg und in der Mark braut sich die Bäuerin zur heißen Sommerszeit gern ihr sogenanntes Braun- oder Weißbier selbst. Es wird nach einem Rezept angesetzt und dann auf Flaschen gefüllt. Bei einem Wetterumschlag aber kommt es sehr oft vor, daß das Bier sauer wird, und hier würde nun vielleicht die Brennessel nach dem Rat „derer von vielen superklugen Weibern hochgehaltenen Aberglauben, der gestriegelten Rockenphilosophie vom Jahre 1707", dem Unheil entgegenwirken: „Wenn man Bier braut, soll man einen guten Strauß großer Brennesseln auf den Rand des Bottichs legen, so schadet der Donner dem Bier nicht."

Nun hatte mancher aber auch noch andere Sorgen, wenn er sich zu der grünen Staude neigte, heißt es doch in der Bedeutung der Blumen: „Wer heiß brennende Liebe in seinem Herzen fühlt, soll die sengenden Nesseln tragen." Und da wußte eine geheimnisvolle Vorschrift mitzuteilen:

„Du solt an einem Freitag Früh wenn die Sonn' aufgeht zu einer Nessel gehn, und besieh dir die Nessel im Namen derer, welcher du hold bist; bespreng' die Nessel mit Salz und geh' bei Sonnenuntergang wieder zu ihr, grabe sie mit der ganzen Wurzel aus, lege sie in die Glut und sprich die Worte:

„Öl und Amel und Inginn (?),
ich beschwör' euch und gebeut
euch wie die Nessel hier brennt
in der heißen Asche:
Daß ihr also machet zerbrinnen,
In Herzen und Sinnen,
Daß ihr nimmer Ruh' mögent gewinnen

Und haben, bis daß sie drinnen
Will lassen brinnen in der Minnen."

Des Sprüchleins Sinn ist recht dunkel, aber seine Anwendung bei dem geheimnisvollen Liebeszauber brachte das wohl so mit sich.

„Dat krut kenn ick" —
säd de Düwel — un sett sick
in de Brennetteln!"

Kommt der Bauer des sächsischen Erzgebirges, nimmt einen Besenstiel und einen Brennesselstock und steckt beides in eine Ecke seines frischbestellten Saatfeldes:

„Da Krah, das ist dein,
Und was ich steck, ist mein!"

sagt er dazu. Gemeint sind die Vögel, Raupen und das Ungeziefer, die seinem Feld keinen Schaden mehr zufügen können.

Im übrigen wandte man sich auch in Krankheitsfällen an die Brennessel besonders bei dem gefürchteten kalten Fieber, das den Menschen teuflisch hin- und herschüttelte (Schüttelfrost).

Auch diente sie in manchen Fällen als Probe, wie es mit der Krankheit bestellt war: Man legte die Nessel in den Harn, blieb sie Tag und Nacht grün, so war das ein Zeichen baldiger Genesung, schrumpfte sie aber ein, so war alle Hoffnung verloren.

Das Kraut wurde schon von alters her gern als Gemüse gegessen und war der armen Leute häufige Speise. So ruft in dem Märchen die Jungfrau Maleen dem Nesselbusch im Vorübergehen zu, als sie für die häßliche Braut zum Altar gehen soll:

„Brennettelbusch,
Brennettelbusch so kleene,
Wat steist du hier alleene?
Ik hef de tyt (Zeit) geweten,
Da hef ick di
Ungesaden, ungebraden eten."

Es heißt auch, daß Jäger und Waldleute den Saft der Nessel gegen Brustleiden trinken; und der Nesselsame macht feurig in der Liebe.

Als Gespinstpflanze wurde das Kräutlein schon in früheren Jahrhunderten viel benutzt, und auch daran knüpft sich manche alte Kunde. So erzählt man sich zu Eberstein die Sage von dem

hartherzigen Vogt, der einem Mädchen durchaus nicht erlauben wollte, den Schloßgärtner zu heiraten, bevor es nicht zwei Hemden verfertigt hätte. Und zwar sollte es diese aus den Nesseln weben, die auf dem Grabe seiner Eltern wuchsen. Das eine durfte sein Brauthemd werden, das andere aber des Vogts Leichenhemd. Nun war das Schwerste an der Aufgabe die Bedingung, daß das Nesseltuch dazu nicht größer sein sollte als genau notwendig. Das Dirnlein wußte nicht, wie es das machen sollte, und saß betrübt im Kämmerlein und weinte. Da erbarmte sich eine gute Bergfrau und half. Da nun die Hemden fertiggestellt waren und die Trauung stattfinden konnte, hörte man auch schon das Totenglöcklein für den bösen Vogt läuten.

Unter den Geweben und Nesselstoffen, die aus der Pflanze verfertigt wurden, rühmte man besonders die Feinheit derjenigen, die aus den Niederlanden kamen. Durch ausländische Faserpflanzen aber wurde mit der Zeit die Brennessel mehr und mehr verdrängt, bis die Knappheit an Rohstoffen im Weltkriege sie wieder in hohem Maße würdigte. Die Pflanzen wurden nicht nur wildwachsend gesammelt, sondern im großen angebaut. Es ergab sich eine Ausbeute von ungefähr 13 % an reiner, gebleichter Faser. Diese ist fester als die Leinenfaser, dabei weich, geschmeidig und von seidenartigem Glanz.

Die Hauptbedeutung zu technischen Zwecken hat die große Brennessel (Urtica dioeca). Sie darf nicht vor der Blüte eingesammelt werden und wird mit dem Messer abgeschnitten; die Blätter streift man ab, um die ungeknickten Stengel schnell und sorgfältig zu trocknen.

Paracelsus, der große Arzt und Freund der Kräuter, hatte die Wirkung der Nessel auch erprobt; er sagt: „Man pflegt sie bei Gelbsüchtigen zu gebrauchen. Der Saft von der Wurzel und dem Kraut soll mit Ziegenmolken gemischt werden. Jeden Morgen und jede Nacht soll man einen Trunk davon nehmen."

Weiter empfiehlt er die Nessel gegen Husten, Wassersucht und üble Geschwüre.

„Vom Saft der Nessel:" „Wenn einer den Saft trinkt, so lockt dies das Blut hervor, sodaß man fest schwitzt. Die Krämer geben Tyriak dazu, damit er den Schweiß hervorrufe.

Wenn Totenschweiß auftritt und man den Saft der Nessel trinken läßt, steht der Schweiß, und dies ist ein Zeichen des Todes. Wenn aber der Schweiß sich fortsetzt, ist dies ein Zeichen der Rettung."

„Der Nesselsaft ruft auch die Menstruation hervor, wenn er mit Myrrha gemischet, am Ende der Wirbelsäule aufgelegt wird."

„Honig der Nessel wird hergestellt, indem man Honig entschäumt und mit dem Samen der Nessel sowie dem Nesselsaft oder stattdessen mit gutem Wein kocht. Dies ist eine große Arznei bei Schmerzen in der Herzgegend, bei Pleuresis und Husten."

„Was ist holtseliger dann ein Hiacyntus, ein Narcissus, ein Gilgen (Lilie)? Noch dann übertrifft die Nessel diße allsammet," sagt der Kräuterweise Brunfels in seinen Betrachtungen über die Nessel. Sein Zeitgenosse Bock wundert sich, daß so ein „hitziges" Gewächs aus der „kalten Erde" wachse. Das Kräuterbuch des Matthiolus, bearbeitet von Verzascha vom Jahre 1678 erzählt, daß man „durch das microscopium an der gantzen Nesseln kleine Dörnlein sieht, wie ein dreyspitzige Nadeln gestaltet, welche, so man sie anrühret, an der Haut solches Jucken verursacht."

Im übrigen war sie ein Heilmittel „bey allerlei schaden, Seitenstechen, presten ..."

„Die Nessel in die Laug gelegt, vertreibt das harausfallen", sagt der gelehrte Doktor Fuchs; und die Blätter, mit Bärenschmalz gestoßen und aufgelegt, sei ein gutes Mittel „zu dem podagra und allerley weetagen der glieder." Auch kochte man das Kraut vielfach mit Essig und Salz. Dies Gericht sollte den Magen reinigen.

Ferner hieß es von der Nesselwurz, daß sie eine besondere Kraft habe, den Menschen „vor dem Stein zu bewahren." Man solle sie dazu dörren und das gestoßene Pulver einnehmen.

Heute schreibt man der Pflanze in der Volksheilkunde dieselben Wirkungen zu.

Pfarrer Kneipp rät: „Wer unreines Blut hat, soll zur Frühlings- und Sommerszeit recht oft Brennesseln wie Spinat essen". Außerdem rühmt er sie als Haarwuchsmittel, was auch Pfarrer Künzle hervorhebt. Er schreibt vor, zu diesem Zweck die Wurzeln in Essig zu sieden.

Auch vom Standpunkt des modernen Arztes ist diese Anwendung angezeigt; denn Flamm-Kroeber gibt in seinem Werk „Die Heilkraft der Pflanzen" das Rezept: „Als Haarwasser werden grüne Brennesseln zerkleinert und mit gleicher Menge von 1/2 Wasser, 1/2 Essig versetzt, 15 bis 20 Minuten gekocht, durch ein feines Sieb oder Leintuch gepreßt." Er sagt unter anderem in seinen eingehenden Darlegungen über die Brennessel: „Zweifelsfrei besteht ein mächtiger Einfluß auf den Stoffwechsel, der durch den Gehalt an Mineralsalzen, durch die Anwesenheit des Vitamins A, durch auf den Blutzucker wirkende Hormone sowie durch die Anwesenheit der Ameisensäure verständlich wird."

W. Bohn betont u. a.: „Die Abkochung des getrockneten Krautes wirkt harntreibend, mehr noch die Abkochung der Wurzel."

Die Brennessel ist fast über die ganze Erde verbreitet bis in den hohen Norden hinauf. Sie wächst sogar noch in Island.

Die beiden Hauptvertreter der Pflanze sind die große und die kleine Brennessel. Die letztere Art wird, wie ihr Name sagt, nicht groß, ist nur einjährig und einhäusig (Staub- und Stempelblüten auf derselben Pflanze), während die große Brennessel mehrjährig ist und zweihäusig; sie besitzt also, wie die alten Bücher es ausdrücken, „mennlin" und „weiblin".

Die Blätter der großen Nessel sind länglich, zugespitzt und am Rande grobgesägt. Ebenso wie die Stengel sind sie mit Brennhaaren versehen, flaschenförmigen Gebilden in der Epidermis, von Kieselsäure umkleidet, woraus sich ihre leichte Zerbrechlichkeit erklärt; denn bei der leisesten Berührung bricht ein solches Köpfchen ab, und der Inhalt des Brennhaares, ein giftiger Saft, dringt in die Haut ein und ruft das Brennen und kleine Entzündungen hervor. Die männlichen Blüten stehen in Büscheln an einer herabhängenden Spindel; der Blütenstaub wird durch den Wind auf die Narben der weiblichen Pflanzen übertragen.

Valeriana officinalis — Baldrian

„Trinkt Baldrian!
Sonst müßt ihr alle dran!"

Der Mecklenburger nennt die Pflanze „Bullerjahn" oder „Kat-

tenkrut", der Göttinger „Hexenkraut", der fromme Elsässer aber „Marienwurzel", vielleicht weil sie als Beschützerin gegen alle Angriffe der Unholden diente, ja gegen den „Gottseibeiuns" selber. Nicht einmal von ferne sehen mochte es der Böse!

Ging einst an einem Sonntagmorgen — im September war es — ein Knabe in den Wald, um Nüsse zu holen. Er achtete auf keinen Weg, sondern sprang über Wiesen, Gräben und Felder. Unversehens geriet ihm dabei das Baldriankraut in den Schuh. Da kam des Wegs der Teufel und wollte gerade sein hämisches Spiel beginnen. Der Knabe erschrak gar sehr. Doch das Kräutlein Baldrian blickte aus dem Schuh heraus. Kaum hatte der Böse es bemerkt, da schrie er auch schon voll grimmiger Wut:

„Harrst du nich den Bullerjan (Baldrian),
Ik wull mit di in Nötplücken gahn, —
Dat di de Ogen (Augen) in'n Nacken fülln stahn!"

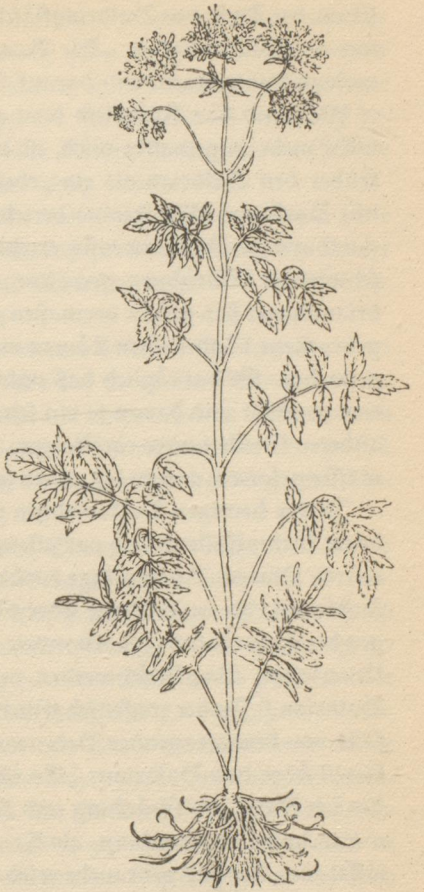
In der Gegend um Göttingen sang man auch beim Ausgraben der heilkräftigen Wurzel ein Verslein:

„Balderjan! Most upestan,
Most hengan (hingehen),
Most helpen allen Minschenkindern
Un allen Nawersrindern."

Die Bäuerin in Mecklenburg wußte vorzüglich mit dem Kräutlein umzugehen: Wenn sie ihren abscheulichen Ärger mit der Milch hatte, die durchaus nicht zu Butter werden wollte, dann holte sie eilig den Baldrian, flocht ein Kränzlein und goß die behexte Milch hindurch. Aus war es mit allen Kunststücken des bösen Gesindels, und die gute Butter im Umsehn fertig!

So verhalf das Kraut auch zur Erkenntnis böser Hexen. In einigen Gegenden lebt die Sitte, bestimmte getrocknete Kräuter freischwebend mit einer Schnur an die Zimmerdecke zu hängen. Es ist die sogenannte „Unruhe", da sie sich sehr leicht bewegt. In Braunschweig nimmt man nun zu diesem Zweck den Baldrian (Valeriana officinalis), und das Krautbündel zeigt heimlich an, ob Vorsicht geboten ist. Tritt nämlich eine böse Hexe ins Zimmer, der man es vielleicht auf den ersten Blick noch nicht einmal ansehen kann, so beginnt die „Unruhe" alsbald, sich bedeutungsvoll zu bewegen. Jetzt weißt du Bescheid!

In alten Zeiten war nun aber in schwierigen, sogar hoffnungslosen Fällen so eine Hexe auch wieder heiß gesucht, und manch ein Rezept weiß von einem geheimnisvollen Tränklein zu berichten, dessen man sich bediente. Doch bei dem Kräutlein Baldrian konnte sogar der gelehrte Doktor Brunfels raten: Wenn Mann und Weib Baldrian in Wein trinken, so macht das gute Freundschaft, „holdselig, eyns und fridsam".



VALERIANA OFFICINALIS
Fuchs 1552

Einem anderen lag nun wieder das liebe Vieh besonders am Herzen. Der sammelte voller Eifer das wertvolle Kraut, suchte auch den braunen Dosten noch dazu, bündelte es und hing es in den Stall. Kam nun eine Hexe herein, die gewiß nichts Gutes vorhatte, so sprach sie für sich:

„Baldrian und Dost,
Das hab' ich nicht gewußt!"

Auch dem Bienenstock ist die Pflanze zu Nutze: Legt man sie hinein, so schwärmen die Bienen nicht aus, im Gegenteil — sie zieht sogar noch fremde heran. Nach einer anderen Lesart schirmt sie die Stöcke vor Raubbienen.

Wer aber den Forellenfang betreibt, der achte auf des Kärntners Rat: „Die Baldrianwurzel wird nämlich als Geheimmittel zu besonders reichem Fang dieses edlen Fisches benutzt, indem man die als Köder zu verwendenden Regenwürmer vor ihrem Gebrauche mit ihr in Berührung bringt."

Am meisten lieben ja nun die Katzen das Kraut, und wer einen getreuen Kater besitzt, der kann die Probe leicht einmal machen; schon der Duft des Baldrianfläschchens versetzt ihn in einen Taumel der Glückseligkeit. „Die Katzen ryben sich an diß kraut und waltzen mit gantzem leib darauf," sagten die Alten.

Während das Kräutlein heut als Heilmittel für die Augen gar nicht mehr angewandt wird, ist es interessant zu hören, wie man früher den Baldrian als ein „edel augen-wurtzen" ansah. Nicht nur Bock und Matthiolus berichten darüber, sondern „der Herr Hieronymus Brunsvicensis erzehlet, wie das vorzeiten ein Goldschmied zu Würtzburg gewohnt, welcher mit der gemeinen Baldrianwurzel sein gesicht dermaßen geschärffet, daß er auff eine zweigebrochene Nadel einen Löwen mit allen kenntlichen Gliedmassen gestochen: Er hat täglich daß pulver dieser wurtzel ein wenig nüchtern genützet und davon so ein scharpffes Gesicht bekommen." An anderer Stelle lautet ein Rezept: „Baldrianwurzel in wein oder wasser gesotten, und in die augen getropfft, macht eyn klar gesicht."

In der heutigen Volksmedizin gilt der Baldrian als wassertreibend, krampfstillend und vor allem als Beruhigungs- und Schlafmittel. Pfarrer Kneipp sagt darüber: „Alle Formen von nervösen Zuständen, ob in Krampf oder Schmerz bestehend, Erscheinungen der Hysterie und Hypochondrie, ob diese in krampfartigen Brust-, Unterleibs-, Kopfbeschwerden auftreten mögen, verlangen den Baldrian." In der wissenschaftlichen Medizin ist die Pflanze ebenfalls von hervorragender Bedeutung. So lautet schon Hufeland's Urteil über den Baldrian: „Es ist eines der besten Nervenmittel, das ich kenne, zur Stärkung und Regulierung des Nervensystems, wo es lange, monatelang, als Tee, früh, abends, täglich zwei Eßlöffel zum Aufguß gebraucht wird. Ich habe dadurch langwierige Nervenschwäche, Hysterie, Krämpfe aller Art verschwinden sehen."

In neurer Zeit äußert sich W. Bohn in seinen Ausführungen unter anderem: „Die Baldrianwurzel wirkt auf das Rückenmark und die Nerven. Sie beruhigt außerordentlich, kann als Schlafmittel mit bestem Erfolg benutzt werden und gilt im besonderen als Nervenmittel des weiblichen Geschlechts usw."

Bekanntlich spielt auch die Anwendung der Baldriantinktur eine große Rolle bei der Behandlung von Herzneurosen sowie Herz-

beschwerden infolge organischer Erkrankungen, häufig auch in Verbindung mit Digitalis.

Wenn man den Wurzelstock der Pflanze aus der Erde zieht, so riecht er nur verhältnismäßig gering. „Der typische Geruch kommt erst beim Trocknen heraus," berichtet H. Schulz und fährt fort: „Er hält dann unbegrenzt lange an. In meiner Sammlung befand sich Baldrianwurzel, die über dreißig Jahre alt, an Stärke des Geruchs nichts zu wünschen übrig ließ."

Madaus fügt seinen Berichten über die Heilpflanze hinzu: „Die Baldrianaufgüsse kranken daran, daß sie die Wirkung der Droge nicht erschöpfen. Am besten und sichersten wirkt das Wurzelpulver selbst."

Schon in der Volksmedizin warnt Pfarrer Kneipp vor dem übermäßigen Gebrauch des Baldrian, da er Kopfschmerzen einträgt, und in der wissenschaftlichen Medizin spricht Madaus von der Baldriansucht, die bei zu langem Einnehmen der Droge sich einstellt. Man soll darum nach 14 Tagen eine Zeitlang das Mittel aussetzen.

Die Pflanze ist fast durch ganz Europa und einen Teil Asiens verbreitet. Der hohle, aufrechte Stengel wird je nach dem Standort bis zu 1 1/2 Meter hoch. Die gegenständigen Blätter — an den Ausläufern aber sind sie wechselständig — sind unpaarig gefiedert. Die doldenartig-gabelig stehenden Blüten sind weißlich oder rötlich. „Die Wurzeln wachsen wie Teuffelsbiß, abgenagen, zasecht, weißlecht in einander geschrenkt mit einem lieblichen und etwas scharpffem Geruch wie im Narden. Hat seine Wohnung im feuchten Erdreich", sagt Matthiolus. An Gräben, Wiesen, Flußläufen wächst der Baldrian besonders gern; man findet ihn aber auch an trockenen Abhängen, und zu offizinellen Zwecken ist er dort am kräftigsten.

Verbascum phlomoides und thapsiforme
Königskerze

Die stolze Pflanze mit ihrem hochaufstrebenden Wuchs heißt auch „Himmelbrand", „Fackelblume", „Kerzenkraut", und die Annah-

me, daß man sie vielleicht früher tatsächlich als Fackel oder Kerze benützte, könnte sich in Brunfels Ausspruch in seinem Kräuterbuch bestätigen: „So mans mit hartz oder bech überstreycht, brennet es wie ein kertz."

VERBASCUM
Fuchs 1552

Das Kräutlein ist reich an Bedeutungen: Schon über das Wetter gibt es genaue Auskunft: So heißt es im Tiroler Inntal, wenn die Blüten tief am Stengel stehen, dann gibt es einen frühen Schnee. Folgen auf das Blütenkränzchen nun erst wieder Blätter, so hat man eine Pause zu erwarten, die nach dem ersten Schnee eintritt. Stehen die Blüten aber am Ende des Stengels, so ist mit einem langen Winter zu rechnen; denn erst das Frühjahr wird vielen Schnee bringen.

Ein anderer erkundet das Wetter auch noch einfacher: Er schaut nach welcher Seite die Königskerze ihre Spitze neigt: Geschieht es nach Westen, so kommt schlechtes Wetter, neigt sie sich aber nach Osten, so ist gutes Wetter im Anzug.

Wen nun sein Weg einmal an einem Grabe vorbeiführen sollte, auf dem eine Königskerze wächst, dem hat sie im Gailtal und auch im Lesachtal in Kärnten etwas bedeutungsvolles mitzuteilen: Die Seele des Verstorbenen schmachtet im Fegefeuer und bittet, für sie eine Wallfahrt zu machen.

Das Blümlein scheint auch sonst noch an traurigen Ereignissen teilzunehmen: Es verliert nach altem Glauben seinen

Duft, wenn an dem Ort, wo es blüht eine Leiche vorbeifährt.

Bei der Kräuterweihe, die im Rheinland und in vielen Orten Oberdeutschlands üblich ist, fehlt selten die Königskerze. Sie bildet oft die Mitte der Kräutersträuße, der Weihbusch'n, die man an Maria Himmelfahrt, am 15. August, in die Kirche bringt, um sie weihen zu lassen. Das Sträußlein, auch Weihsange genannt, wird sorgsam aufbewahrt. Wenn ein schweres Gewitter die Hausbewohner erschreckt, wirft man einige der getrockneten Blumen ins Feuer. Auch bei Krankheiten des Viehs werden sie unter das Futter gemengt. — Eine ganz besondre Bewandtnis hat es mit den Samen der Königskerze und den Fischen. Wer nämlich gern auf Fischfang geht, der streut heimlich des Nachts den Samen in das Wasser, in dem er fischen will. Am nächsten Tage scheint der heilige Petrus selbst den Fang zu leiten, so viele Fische gibts! Nach Flamm-Kroeber beruht dieser heute noch geübte Brauch, der bis weit in die vorchristliche Zeit zurückzuverfolgen ist, auf dem Saponingehalt der Pflanze, der nervenlähmend und betäubend auf die Fische wirkt.

Sehr alt ist auch die Benützung der gelben Blüten als Haarfärbemittel. So heißt es in Tabernaemontanus' Kräuterbuch über das „Wullkraut", wie die Kräuterväter die Königskerze nannten, daß schon Dioskurides von den gelben Blumen gesagt habe, daß sie das Haar schön gelb färben, „welches Galenus bezeuget".

Matthiolus gibt nun aber in seinem Kräuterbuch auch noch ein Rezept, das die Haare schön lang wachsen mache; und wem ein spärlicher Haarwuchs Kummer bereiten sollte, der möge es einmal versuchen: Man sammelt die Blüten des Wullkrautes in ein Glas, bis es gefüllt ist. Dann schließt man es gut und stellt es in die Sonne „da sie am hitzigsten scheinet." Jetzt schmelze daraus ein Öl, das man mit „Stiel oder Bürsten" in Gebrauch nimmt.

Bei den Alten galt die Wurzelabkochung der Pflanze als Mittel gegen chronischen Husten. Im Mittelalter aber empfahl die heilige Hildegard das stolze Kräutlein, das sie „Wullena" nannte, zu einer anderen Anwendung: „Wer ein schwaches und trauriges Herz hat" (qui debile et triste cor habet), der solle die Pflanze zusammen mit Fleisch, Fischen oder „Kucheln" kochen und essen, dann würde sein Herz gekräftigt und wieder freudig werden.

In heutiger Volksmedizin spricht auch Pfarrer Kneipp den Blüten der Königskerze eine herzstärkende Wirkung zu. Wer eine gute Fleischbrühe kochen wolle, die recht herzstärkend und kräftigend sein solle, der nehme, so empfiehlt er, neben dem üblichen Suppengrün auch einige Blüten der goldgelben Königskerze mit hinein. Außerdem rät er, den Tee bei Stockschnupfen durch die Nase aufzuziehen, dann wirke er, „wie wenn ein Kaminfeger hinaufgestiegen wäre."

Der stattlichen Pflanze Heilanwendungen sind damit noch nicht erschöpft. Sehr interessante Erfahrungen eines amerikanischen Arztes übermittelt A. Michaelis in seiner Pflanzenheilkunde (Halle 1922): Dr. O. S. Laws in Los Angeles teilt über seine Erfolge mit dem Wollkrautöl in „The California Medical Journal 1896" folgendes mit: „Zwei Schulkinder hatten wegen ihrer Schwerhörigkeit aus der Schule ausgeschlossen werden müssen. Nach dreiwöchentlichem Gebrauch von Wollkrautöl, 2 oder 3 Tropfen zweimal täglich in jedes Ohr getröpfelt, wich das Leiden." Er fand ferner, daß dieses Öl in manchen Fällen von Schwerhörigkeit bei alten Leuten hilfreich war. Er empfiehlt es darum allen, die mit Taubheit zu kämpfen haben.

Gegen Harntröpfeln aber „sei es so gut wie spezifisch". Es müsse an die Spitze der Mittel gegen diese Krankheit gestellt werden, „wegen seiner Zuverlässigkeit und vollständigen Wirkung". Er erzählt von einem 16jährigen Knaben, bei dem dies Leiden unheilbar zu sein schien, da alle Behandlungsversuche versagt hatten. Nachdem er täglich 15 Tropfen Wollkrautöl eine zeitlang genommen hatte, war er vollständig geheilt.

Die Herstellung dieses vortrefflichen Wollkrautblumenöles (Oleum florum Verbasci) ist denkbar einfach: Die gesammelten Blüten werden in Olivenöl getan und 3 Wochen lang dem Sonnenlicht ausgesetzt.

In Irland ist die Königskerze, die man auch Mullein nennt, ebenfalls eine sehr geschätzte Heilpflanze. Auch darüber berichtet Michaelis: Ein Arzt in Dublin habe festgestellt, daß Blätter und Blüten oder auch die ersteren allein, in Milch gekocht, nicht nur den Husten der Schwindsüchtigen sehr erleichtern, sondern auch die schwächenden Durchfälle derselben stillen.

In den ersten Stadien der Krankheit habe nach seinen Erfahrungen das Mittel öfter so günstig gewirkt, daß die Patienten an Gewicht wesentlich zunahmen. War die Krankheit allerdings schon zu weit vorgeschritten, so übte es keine besondere Wirkung mehr aus.

Man ersieht aus diesen mannigfaltigen Anwendungen, daß die Königskerze ein sehr beachtliches Heilkraut ist, und auch Hugo Schulz fügt seinen Ausführungen über die Pflanze hinzu, daß ein noch eingehenderes Studium ihrer Wirkungsmöglichkeiten wohl lohnend sein dürfte.

Die Blütenschäfte strömen einen eigenartigen, etwas harzigen Duft aus. Die einzelnen Blüten, die herausgezupft werden, dürfen nur bei gutem, sonnigem Wetter gesammelt werden. Man trocknet sie zuerst an der Luft, dann in leichter Ofenwärme und bewahrt sie in gut verschlossenen Gefäßen auf. Sie haben einen zarten Honigduft.—Die Pflanze liebt trockenen, steinigen Boden, Schutt, Eisenbahnabhänge, Wegeränder usw.

Sie treibt ihre oft mannshohen Blütenstengel gewöhnlich erst im zweiten Jahre aus einer Blattrosette empor. Die ganze Pflanze ist dicht gefilzt. Die goldgelben Blüten stehen in einer Scheinähre. Nach den Erfahrungen von Th. Meyer kann eine Pflanze bis zu 100 gr. trockene Blüten liefern.

Veronica officinalis — Ehrenpreis

Wie das Kräutlein „Erenbreiß" zu seinem Namen kam, das weiß der gelehrte Doktor Brunfels in seinem Herbarium 1532 (Apodixis Germanica) zu erzählen: „Ein künig von Frankreich, der aussätzig und „gar übel schmacken was", hatte einen Hirten, der auch sein Jäger war. Der beobachtete einmal einen Hirsch, der von einem Wolf gebissen war und daher auch am Hinterlauf eine Verwundung hatte. Dieser Hirsch näherte sich einem Eichbaum, wo die Wurzel und das Kraut Ehrenpreis „offt und dick" wuchsen. Der Hirsch äßte davon, rieb sich daran „also das er daruon blüten ward", und legte sich schließlich darauf nieder. Acht Tage später sah der Jäger aufs neue, daß der Hirsch sich an einer anderen Stelle juckte und daß er ganz heil war von dem Biß; nur die

Haare fehlten noch. Nach einer kleinen Abschweifung über das heilende Kräutlein, fährt Brunfels zu erzählen fort: „Und also macht der Jäger ein kübel oder gölten vol saffts" und bat den König, ihm zu vergönnen, eine kleine Kunst an ihm zu versuchen. „Durch vergunst des künigs" wurde nun ein Bein darin genetzet und damit gewaschen. Da bekam der König Schmerzen; deshalb ließ er in der Nacht ein Licht bringen, um das Bein zu besehen. Da war das Bett „vol ruffen" (ahd. hrûf Blatter, Aussatz). „Der künig erfröwet ward" und ließ fürbaß mit dem Saft das Bein und den ganzen Leib reiben, „bis er heil war und zart als ein jung kind." Darum nannte er das Kraut Erenbreiß, „das es wol der eeren würdig was".

VERONICA OFFICINALIS
Matthiolus 1678

Man kann sich denken, daß diese Geschichte gar vielen bekannt wurde, und so erzählt auch Matthiolus in seinem Kräuterbuch von einer ähnlichen Heilung: Der Herr Friedrich Günther, Königlich dänischer Sekretarius, litt etliche Jahre an einer gefährlichen offenen Wunde an den Schienbeinen. Und da der um sich fressende Schaden bald das ganze Schienbein angegriffen hatte, mußte er große Schmerzen ausstehen. Da fand er keine bessere Hilfe als „so man Tücher in Ehrenpreiswasser gedunket und über die Schienbeine geschlagen. Darauff sich gleich die Hitz gelegt und die Schmertzen gestillet."

„Sein Wohnung ist am liebsten unter den Eichbäumen," sagt Bock und rühmt das vortreffliche Blümlein wider die „boßhafftige miltz, auch wider alle pestilentzische fieber; denn darvon

muß das gifft vom hertzen räumen und mit schwitzen ausfaren." Auch bringt es ein „gut gedechtnuß", vertreibt den Schwindel, „reinigt das geblût," die Nieren, die Leber und treibt aus „allen gifftigen unrath im gantzen leib." Sehr fleißig wurde das Kraut auch gebraucht bei angegriffener Lunge und Brust, bei Husten und schwerem Atem. Die alten Bücher erzählen, daß sogar die Hirten es ihren lungensüchtigen Schafen mit etwas Salz eingaben. Kurzum seine altertümlichen Namen „Grundheil" (gründheyl), „Heil aller Schaden", „Heil aller Welt" trug das Kräutlein mit Recht.

Heute wird es in der Volksmedizin auch noch hier und da gebraucht. Pfarrer Kneipp empfiehlt es zur Blutreinigung und gegen Skorbut. Pfarrer Künzle preist den Tee wegen seiner beruhigenden Wirkung auf die Kopfnerven.

Die Homöopathie stellt aus der blühenden Pflanze ihre Essenz her.

Nach den neueren Forschungen hat der Ehrenpreis den Charakter einer saponinhaltigen Heilpflanze; nach Flamm-Kroeber ist ihm eine Wirkung auf die Haut eigentümlich. „Die alte Empfehlung zur Behandlung chronischer Ekzeme sowie zur Behandlung des im Alter häufig auftretenden Juckreizes erscheint daher begründet."

W. Bohn hält den Tee für angezeigt gegen verschiedene Brustkrankheiten, Verschleimung der Luftröhre und Lungenschwindsucht. Auch hält er ihn bei Gelbsucht, Harngries sowie rheumathischen Gliederschmerzen für heilsam.

Zur Verwendung kommen Blätter und Blüten.

Die Pflanze liebt mehr die Trockenheit, Waldschläge, lichte Wälder, Triften. Im Wuchs hat sie etwas Kriechendes, „auf der erden hynflechtend."

Von dem Geschlecht und der Gestalt des Kräutleins heißt es: „Ehrenpreiß ist zweyerley, das Männlein und Weiblein. Das Männlein kreucht auff der Erden mit seinen dünnen rothlechten und rauhen Stengeln. Die Blätter sind langlecht, schwartzgrün, rauh und mit zarten reinen Kerffen zerschnitten.

Die kleinen Blümlein haben ein blawe milchfarb, ein wenig mit Purpur vermengt. So die Blüth vergeht, findet man sehr kleinen Saamen in kleinen Täschlein verschlossen.

Das Weiblein fladert auch auf der Erden... die Blätter sind

grüner, linder und weicher als am Männlein.

Die Blumen haben ein purpurbraune Farb mit gelber vermischt."

Viscum album — Mistel

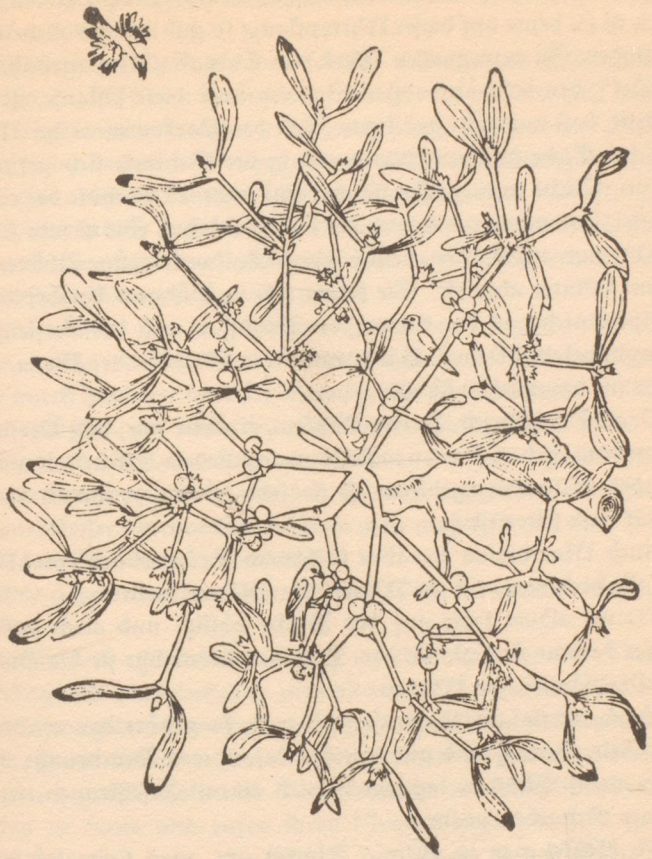
„Gewachsen war
hoch über den Wiesen
der zarte, zierliche
Zweig der Mistel.
Von der Mistel kam
häßlicher Harm
da Hödur schoß."

(Simrock.)

Der Liebling der Götter Balder hatte einst erschreckende Träume, als ob sein Leben in Gefahr wäre. Da nahm seine göttliche Mutter Freija allen Elementen sowie den Tieren, Pflanzen, Steinen, Krankheiten und Giften den Eid ab, niemals ihrem Sohne schaden zu wollen. Es wuchs aber östlich von Walhall, vom Laubwerk der anderen Bäume verborgen, der „Misteltein" und wurde darum bei dem Schwure übersehen. Der böse Gott Loki merkte sich das gar wohl. Einstmals belustigten sich die Götter damit, den nun unverwundbaren Balder mit allerlei Steinen, Pfeilen, Speeren zu werfen. Da schlich sich der böse Loki heimlich davon, holte den Misteltein und gab ihn dem blinden Hödur als Geschoß. Da dieser nun warf, streckte er den lichten Sonnengott todeswund darnieder.

Die in der nordischen Mythe als Misteltein (altnord. mistiltein) bezeichnete Pflanze spielte auch bei den Druiden, den Priestern der alten Gallier und Briten, eine große Rolle, und zwar verehrten sie besonders die Eichenmistel. War den Germanen die Eiche schon ein geheiligter Baum, so besaß die Mistel, die auf seinen Zweigen lebte, eine besondere Kraft.

In geheimnisvoller Lebensweise, nicht von der Erde ernährt und ohne Samen entstanden, grünte sie in Frost und Kälte fort, wenn die Bäume ihre Blätter verloren hatten, auf Ästen, die der Nachtmahr geritten hatte. Mit goldener Sichel wurden die Zweige von den Bäumen geschnitten und in weißen Tüchern aufgefangen,



VISCUM ALBUM *Brunfels 1532*

um die Erde nicht zu berühren. Bock erzählt in seinem Buch: „Dann etliche Magi hielten, es sollten die Misteln, so auff den Eichbäumen wachsen, für alle presten nutz sein, gaben im (ihnen) den Namen omnia sanantem, zu Teutsch „Heil alle schaden". Und wann sie gedachte Misteln wolten von den beumen bringen, mußten zuvor etliche Ceremonien und Opfer geschehen. Alsdann stieg der Priester in weissen kleidern auff den baum, schneid sie mit einem gulden waffen her; aber das ward dann in ein weissen Mantel empfangen ..."

Immer wird die Mistel auf den Eichen besonders betont, und doch ist sie heute auf dieser Wirtspflanze so gut wie gar nicht mehr zu finden. In dem großen Werk von Tubeuf: „Monographie der Mistel", den erschöpfendsten Studien über diese Pflanze, ist festgestellt, daß nur zwei gesicherte Fälle des Vorkommens der Mistel auf der Eiche in Deutschland und in der Schweiz sich gefunden haben. Nicht zu vergessen ist aber eine nahe Verwandte der echten Mistel, Loranthus europaeus, die Riemenblume. Sie ist sehr selten, wächst nur auf Eichen, besitzt sehr dicke, dunkelgrüne Blätter, die sie im Winter abwirft. Sie findet sich in Böhmen bei Teplitz im Galgenbusche, in der Lipnei, bei Probstau und bei Kosten, bei Jungbunzlau, Melnik, Raudnitz und in Sachsen bei Pirna, aber nicht im bayerischen Wald.

Prof. Dr. Ulbrich, Berlin-Dahlem, erzählte mir, daß Versuche, sie im botanischen Garten in Dahlem anzusiedeln, gescheitert wären. In den Mittelmeergebieten ist sie sehr häufig, während viscum album dort selten ist.

Auch Matthiolus erwähnt in seinem Kräuterbuch eine Mistel auf Eichbäumen, die im Winter die Blätter verliert.

Viscum album fehlt auf der Buche völlig, und auch auf der Fichte kommt sie fast nie vor. Dagegen bevorzugt sie die Birken, die Obstbäume, die Weiden.

Erscheint sie auf einem Haselstrauch, so gehört das wieder zu den Seltenheiten, und gilt es einer besonderen Beachtung; denn nach altem Glauben lag unter solch einem Haselstrauch ein geheimer Schatz vergraben.

Die Mistel war zu vielerlei Dingen gut, man faßte sogar die Mistelbeeren in Silber und trug sie um den Hals zur Abwehr böser Hexen. Legte man aber im Freien einen Schwalbenflügel auf einen Mistelbusch, so konnte man ein Wunder erleben: Alle Vögel der Gegend kamen geflogen und versammelten sich hier! Vielleicht mag ihnen dieses Stelldichein auch gar nicht einmal schwer gefallen sein; denn sie fressen die einsamigen Mistelbeeren sehr gern, besonders die Drosseln und Seidenschwänze. Durch unbarmherzige Menschen wurde diese Speise auch wieder ein Verhängnis für sie. Schon die antiken Völker bereiteten aus der schleimigen Substanz der Scheinbeeren einen Vogelleim zum Einfangen

von Singvögeln, eine Grausamkeit, die zum Teil noch heute im Süden üblich ist.

Nach alten Volksglauben schlägt niemals der Blitz in einen Baum, der in seinen Zweigen eine Mistel trägt. Wer sich mit den sehr angezweifelten und vielbesprochenen „Erdstrahlen" beschäftigt, meint, in diesem Volksglauben seine Beobachtungen bestätigt zu finden, daß die Mistel böse Strahlenwirkungen mildert, ja, sich vorwiegend dort ansiedelt, wo Bäume auf erdstrahlenbeeinflußten Strecken wachsen, um sie nicht als Schmarotzer sondern als Wohltäter ihrer Wirtspflanze anzusehen.

Die in alter Zeit so geschätzte Heilpflanze hing man den Kindern „wider das böse Wesen" um den Hals und verscheuchte damit alle durch Zauberei erweckte Krankheiten wie Krämpfe, Fallsucht, Veitstanz (chorea Santi Viti), Würmer, Gicht, Fieber usw.

Sollte die Pflanze aber das Wunder der Heilung vollbringen, so durfte man sie nicht mit den Händen abbrechen oder gar mit einem Messer abschneiden, sondern man mußte sie mit einer Büchse von dem Baume herunterschießen.

Die Hexen aber bedienten sich der Mistelkirschen zu ihrem Gebräue. —

Holly ho — Misteltoe! Sie ist zu Weihnachten und Neujahr in England unentbehrlich zum Schmuck des Festes. Unter dem Mistelzweig herrschen bekanntlich sehr gefährliche Gebräuche!

Auch im südlichen Frankreich spielt die Mistel am Neujahrstage eine große Rolle: die Kinder laufen mit Mistelbüschen von Haus zu Haus und rufen ihren Neujahrswunsch: „Au gui l'an neuf!" (au gui d. h. „zur Mistel" und ist ein in das Französische übergegangenes bretonisches Wort.)

Während die arzneiliche Verwendung der Pflanze nach den Überlieferungen angeblich bis auf die vorchristlichen Hippokratiker (5. und 4. Jahrhundert) zurückgeht als bedeutendes Mittel gegen Fallsucht und Schwindel, auch im Mittelalter noch gerühmt wurde — Albertus Magnus bezeichnete sie als die heilkräftigste Arznei wider die Pest — geriet die Mistel im Laufe der Zeiten in Vergessenheit.

In der Volksmedizin prüfte Pfarrer Kneipp ihre Heilkraft aufs neue und empfahl den Misteltee gegen Frauenleiden, außerdem

auch gegen Krämpfe und Epilepsie bei Kindern.

Seit einigen Jahren hat sich nun auch die wissenschaftliche Medizin diesem uralten Heilmittel in besonderem Maße wieder zugewandt.

Die Mistel hat einen höheren Saftdruck als ihre Wirtspflanze (Tubeuf). In diesem Zusammenhang weist Madaus darauf hin, daß der Blutdruck des Menschen nach dem Einnehmen des frischen Mistelsaftes zum Sinken gebracht wird.

Gaultier in seinen „Nouveaux remèdes" sagt von der Mistel, daß sie „bei Hämoptyse (Blutspeien) fast momentan den arteriellen Blutdruck herabsetzen und dementsprend eine wesentliche und anhaltende Besserung herbeiführen solle."

Flamm-Kroeber äußert sich, daß der Mistel ein besonderer Einfluß „auf den Kreislauf zukommt", und führt im weiteren aus: „Bei geschädigtem Kreislauf und Herzen wird der Puls langsamer und der Blutdruck zur Norm gehoben; es tritt also eine fingerhutähnliche Wirkung, und zwar rasch nach der Zufuhr des Mistelextraktes, ein."

„Besteht dagegen besonders auf dem Boden einer Arterienverkalkung oder auch von Nierenstörungen ein krankhaft gesteigerter Blutdruck, so wirkt sich der langanhaltende Genuß des Mistelextraktes entweder in einer allmählichen Senkung des Blutdruckes mit gleichzeitiger Besserung des Allgemeinbefindens aus, oder es verschwinden der Kopfschmerz, die Unsicherheit beim Gehen, die Beeinträchtigung des Konzentrationsvermögens usw., das heißt, es tritt eine Leistungsverbesserung bei gleichbleibendem Blutdruck ein."

Zur Verwendung kommen die jungen Zweige mit Blättern.

Die Homöopathie stellt aus gleichen Teilen der Blätter und frischen Beeren die Essenz her.

Die Mistel hat einen holzigen Stamm „mit zähen und durcheinander geschrankten Ästlein", wie Matthiolus sagt. Die immergrünen, lederartigen Blätter sind gegenständig. Die Pflanze ist zweihäusig. An den Enden der Zweige sitzen zu je dreien die eingeschlechtlichen Blüten beisammen. Die Wurzeln bestehen aus Senkern, die in den Holzkörper der Wirtspflanze eindringen und diesem das Wasser mit den darin gelösten Nährstoffen entziehen.

Durch das eigene Blattgrün assimiliert die Pflanze selbst und ist deshalb nur als Halbschmarotzer zu bezeichnen. Ihre Verbreitung geschieht durch Vögel, die entweder die klebrigen Beeren an den Ästen abstreifen oder die unverdauten Samen gelegentlich an für die Mistel günstigen Stellen absetzen.

Die Pflanze kommt nicht nur in Europa, sondern auch in einem Teile Asiens vor.

Sehr interessant ist die Feststellung, daß der Saft der Mistel einen schädlichen Einfluß auf Pflanzenverletzungen hat. Damit geht zusammen, daß die Mistel bei eigenen Verletzungen kein Überwallungsvermögen besitzt. (Emil Schlegel).

d MB 36

ARTEMISIA ABROTANUM
Valentini 1719

Das wundertätige Zauberkräutlein verriet sich schon durch seinen aromatischen Duft. Es trug auch noch die Namen Albraute, Elfrad, Stabwurz, Garthau, Garthagen, Girtwurz und — plattdeutsch — Abergans. Die Mütter legten es den Kindern unter das Kissen, damit sie gut schlafen sollten und vor Beherung bewahrt blieben.

Des Kräutleins Zauberkraft aber vermochte noch viel geheimnisvollere Wirkungen zu vollbringen: „Eine Handvoll dieses Krauts unter das Hauptkissen gelegt, solle den Eheleuten durch Zauberei widerfahrene Possen unschädlich machen und eine gewisse Hülfe und wahrhaftig Experiment sein wider alle Gespenst und Zauberei, das solch ähnlich Werk verhindern soll!!"

Der botanische Name der Pflanze scheint auf das griechische abrotos = unsterblich zurückzugehen und bezieht sich wahrscheinlich auf das stets frische Aussehen des Kräutleins, dem so leicht keine Sommerhitze Abbruch tut. Auch strömt es einen angenehmen Zitronenduft aus, der ihm sogar den Namen Zitronenkraut eintrug, nicht zu verwechseln mit der Zitronenmelisse.

Alte Frauen pflegen in manchen Gegenden gern ein Reislein mit in die Kirche zu nehmen, um daran zu riechen und „frisch zu bleiben", damit sie nicht unversehens ein Schläfchen überrasche.

Der Name „Garthagen" deutet darauf hin, daß man die Pflanze im Garten gern zum Einfassen und Umgrenzen der Beete nahm.

Nützlich war sie zu vielen Dingen: „Das Kraut zu den Kley-

dern gelegt, bewahret dieselbige nicht allein für die Motten, sondern gibt ihnen auch einen guten Geruch". Noch heute trocknen die Leute „im Bergischen" das Kraut und hängen es in den Kleiderschrank unter die wollenen Sachen, um sie vor Motten zu schützen.

Selbst als Ersatz für Weihrauch diente das aromatische Kräutlein. Sehr gern nimmt es auch die Hausfrau an feine Tunken, doch immer nur in ganz kleinen Mengen, da der Geschmack sonst zu bitter wird.

Volksmedizinisch gilt die Eberraute als magenstärkend; der Tee wird auch mit Vorliebe bei chronischen Bronchialkatarrhen getrunken.

Auch dies Kraut gelangte über die Klostergärten der Mönche, die es aus den Mittelmeerländern einführten, in die Bauerngärten und erfreute sich großer Beliebtheit.

Die etwas strauchige Pflanze wird bis zu einem Meter hoch und treibt zahlreiche, oben rispig verzweigte Stengel. Die unteren Blättchen sind doppelt gefiedert, die oberen einfach, dreiteilig oder auch ungeteilt; auf der Unterseite sind sie flaumig behaart. Die sehr kleinen Blütenköpfchen sind röhrig ausgebildet, von gelber Farbe und stehen in Trauben.

Artemisia vulgaris — Beifuß

Nach altem Glauben finden sich am Johannestage unter der Beifußstaude geheimnisvolle Kohlen, auch Thorellensteine oder Narrenkohlen genannt, die, um den Hals getragen, das Fieber und die fallende Sucht vertreiben sollen. Soviel man sich auch den Kopf zerbrochen hat, woher diese kleinen Kohlen wohl kommen mögen, es hat sich keine Erklärung gefunden. Sogar der gelehrte Doktor Brunfels erzählt davon: „Die magi graben disse wurtzel uff S. Johannes abent; so die sonn unergadt, so finden sye darbey schwartz körnlin an der wurtzel hangen. Und das dem also, hab ich selb gesehen, ist ein sonderlich geheymnuß, was damit gehandlet würt."

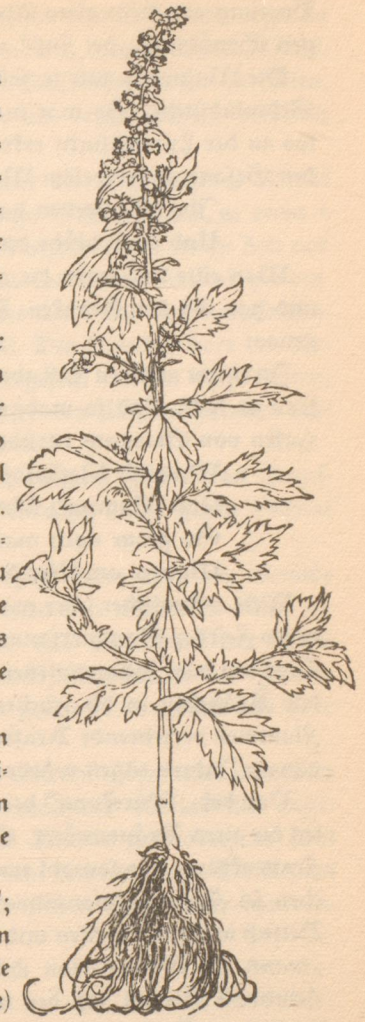
Der Beifuß ist eine uralte Zauberpflanze; schon Plinius berichtet, daß der Wanderer, der das Kräutlein an die Füße gebunden habe, nicht müde werde; auch schütze es den, der es bei sich trüge, vor allerlei Giften und wilden Tieren.

Dem Teufel war es ein Dorn im Auge; er machte einen weiten Bogen um das Haus, an das man Beifußwurzeln genagelt hatte. Ja, selbst beherte Milch und verschriene Eier wurden entzaubert, sobald man sie nur durch einen Schlag mit dem Beifußstengel berührt hatte.

Das Kräutlein war aber nicht nur zum Zaubern da, sondern auch zum Heilen: „Wann ein Mensch mit einer Büchsenkugel geschossen worden, so nimb frischen Beifuß, stoß ihn wohl mit Wein, drucke den Safft heraus. Davon gib dem Verwundeten des Tages zweymal ein paar Löffel voll zu trinken und geuß auch ein wenig in die Wunden. Es vertreibet des Pulvers schmertzliche Entzündung und ist eine gewisse Pulverlöschung."

Die Pflanze, die auch den Namen Mugwurz trägt (vielleicht vom keltischen micglo = wärmen), scheint schon im germanischen Volksglauben eine Rolle gespielt zu haben.

Das Mittelalter nannte sie „Biboz"; Konrad von Megenberg sprach von dem „peipoz": „ez sprechent auch die maister, wer ez an diu pain (Beine) pind, ez benem den wegraisern (den Reisenden) ir müed. Daz versuoch (versuch), wan ich gelaub (glaube) sein niht, ez waer dann bezaubert."



ARTEMISIA VULGARIS
Brunfels 1532

Die Forschung will den Namen von bozzan = stoßen ableiten,

„weil das Kraut als Gewürz zur Speise gestoßen wurde."

Unsere heutige Bezeichnung „Beifuß" versucht noch eine andere Deutung aus dem alten Aberglauben zu erklären, die Pflanze gegen Ermüdung „bei Fuß" zu tragen.

Die Mugwurz galt in früheren Zeiten als ein Mittel gegen die Schwindsucht. So war in Galloway ein Mägdlein hoffnungslos an der Lungensucht erkrankt. Da vernahm man eines Abends den Gesang einer weisen Meerfei:

„Ihr laßt sterben das Mädchen in eurer Hand,
Und doch blüht die Mugwurz rings im Land."

Man eilte und holte die wundersame Pflanze, preßte den Saft und gab ihn der Kranken. Da wurde das Mädchen gerettet und genas.

In einem anderen Fall aber kam der Rat der freundlichen Meerfrau zu spät. Und so mahnte sie, als man ein totes Mägdlein am Hafen von Glasgow vorübertrug:

„Wenn sie Nesselsaft tränken im März,
Und Mugwurz äßen im Mai,
So ginge noch manch' fröhliche Maid
Munter am Ufer des Clay."

Weit erfreulicher aber war des Kräutleins Verwendung, wenn es am Fest der Sommersonnenwende als „Sonnwendgürtel" beim Tanz um das Johannisfeuer getragen wurde. Danach warf man das Kränzlein in die leuchtende Glut in dem Glauben, daß der Flammen verzehrende Kraft nun auch Krankheit und Unheil des ganzen Jahres tilgen würde.

Von der „Würckung" des Beifußes, auch Buck genannt, erzählen die alten Kräuterväter. Sie nannten die Pflanze ein sonderlich Frauenkraut, das sowohl innerlich wie auch äußerlich zu gebrauchen sei. Tabernaemontanus sagt, daß „den Kindbetterinnen der Beifuß in ihren Speisen und Trank" wohl befohlen sei. Außerdem „wann ein Weibsperson ihre Zeit nicht recht hat, die nehm ein Handvoll Berfuß, laß den in einer halben Elsasser Maß Weins den dritten Theil einsieden und trinke davon Abends und Morgens jedesmal ein guten Becher voll warm und beharr das zween Tag. Es hilfft sehr wohl."

Ein anderes Rezept verschrieb das Kraut auch gegen Fußbeschwerden: „So sich jemand übergangen hatte, der laß ein Fußwasser mit Beifuß machen."

Nun dienten die gedörrten und abgestreiften Blümlein — genau wie heute — nicht allein zur Arznei, sondern „waren nützlich, Gänß, Hühner und andre Gevögel und Fleischspeisen damit zu füllen, welches wir den Köchen, die solches am besten wissen, befohlen haben wollen."

Die Wurzel der Pflanze war früher ein sehr beliebtes Mittel gegen Epilepsie. Hiervon erzählt Hugo Schulz: „Bis zu etwa 5 Gramm der trockenen, gepulverten Wurzel werden einige Zeit vor dem zu erwartenden Anfalle in etwas warmem Getränk genommen, worauf der Patient sich zu Bett legen und den nachfolgenden Schweißausbruch abwarten soll. Die Berichte über den Erfolg dieser Kur, die längere Zeit fortgesetzt werden muß, lauten, wie das bei einer Krankheit so wechselnden Ursprungs nicht verwunderlich sein kann, recht verschieden."

Das getrocknete Kraut wird vielfach zum Füllen von Kopfkissen verwandt, da es, wie das Farnkraut, einen guten Schlaf herbeiführen soll.

Die Wurzel des Beifuß ist sehr ästig, kann aber am Grunde fingerdick sein. Die kleinen Äste zerteilen sich wieder in dünn zulaufende Wurzelzweige. Der Geruch und Geschmack der Wurzel sind unbedeutend. Äußerlich schwärzlichgrau, ist das Innere gelblichweiß und sehr holzig. Man gräbt sie im Herbst aus oder im Frühjahr vor dem Trieb.

Das Kraut hat einen aromatisch bitteren Geschmack und wird bis zu 1 Meter hoch mit seinen oft bräunlich oder rötlich angelaufenen Stengeln. Die fiederteiligen Blätter sind oberseits kahl und dunkelgrün, unterseits meistens sehr dicht behaart. Die kleinen gelben oder rötlichbraunen Blütchen stehen ähren- oder traubenartig angeordnet.

Aspidium filix mas — Wurmfarn

Im traulichen Dunkel der Wälder wächst das Farnkraut. Seine lichtgrünen Blattwedel, wunderbar fein geädert, treiben üppig

aus dem feuchten Waldgrund. Wo aber bleiben die Blüten und Früchte dieser stattlichen Pflanzen? Was sind das für Körnlein gleich lauterem Gold, die, ganz verborgen, an der Blattunterseite sich zeigen? Hier sind geheime Kräfte am Werk! Hier gilt es, aus unheimlichen Waldesmächten einen Zauber zu lösen! Nur in der heiligen Johannisnacht oder auch in der Christnacht zu mitternächtlicher Stunde, wenige Minuten lang, blüht die geheimnisvolle Pflanze und bringt auch sogleich die Samen hervor. Von unschätzbarem Wert sind sie dem Glücklichen, der sie zu gewinnen versteht. Doch Vorsicht ist am Platze; man könnte sonst in des Teufels Schlingen geraten. So geht man am Abend der Sonnenwende einsam in tiefem Schweigen in den Wald, wo die Farne stehen. Sieben Kreuze von grünen Holunderreisern steckt man im Kreise in die Erde. Dann entkleidet man sich, breitet sein Hemdlein unter den Farnen aus, verbirgt sich unter den Stauden und verbringt wachend die heilige Nacht. Am anderen Morgen findet man sicherlich den kostbaren Samen auf dem weißen Linnen.

Von Paracelsus, dem großen Wundermann, hieß es, er hätte Himmelbrandblätter unter den Stauden ausgebreitet, um den Farnsamen zu gewinnen.

Auf alle Fälle war dieser Zauberschatz schwer zu erringen. Wer ihn aber besaß, brauchte Tod und Teufel nicht mehr zu fürchten. Er war hieb- und stichfest, verborgene Schätze zeigten sich ihm an, vor allem konnte er sich mit Augenblicksschnelle allen Blicken entziehen und sich unsichtbar machen.

Das führte manchmal zu eigenartigen Begebenheiten. Suchte ein Mann einst in der Johannisnacht sein Füllen, das er verloren hatte, und eilte durch Wiesen und Wälder, um es wiederzufinden. Unterwegs geriet ihm unbemerkt Farnsamen in den Schuh. Zurückgekehrt, wunderte er sich, daß niemand ihn fragte, und so rief er: „Ich habe das Fohlen nicht gefunden." Da gab es einen gewaltigen Schrecken: Man hörte die Stimme des Mannes und sah ihn nicht. Alle Versuche, aus diesem Zauber herauszukommen, blieben vergeblich, bis der Mann darauf verfiel, sich die Schuhe auszuziehen. Da wurde er wieder sichtbar. —

Ganz eigenartig aber war es einem jungen Burschen im Spreewald ergangen, der die Gänse hütete. Auch ihm war der geheim-

nisvolle Samen in die Schuhe geraten. Plötzlich konnte er Wort für Wort verstehen, was das Federvieh schnatterte und sich erzählte. Das machte ihm sehr viel Spaß, und er beschloß, diese Kunst seinem Brotherrn vorzuführen. Er war jedoch ein Prahlhans und zog sich neue Schuhe dazu an. Aus war es mit allem Zauber, und er stand blöde und hilflos vor seinem Herrn.

ASPIDIUM FILIX MAS
Valentini 1719

Allzugern trieb der Teufel sein Spiel. Wer aber dem finstren Jäger verfiel, der hatte eine schwere Probe zu bestehen.

Zunächst durfte er während der ganzen Adventszeit nicht beten, in keine Kirche gehen, ja nicht einmal das Weihwasser berühren. Außerdem mußte er stets an den Bösen denken. Kam nun die geheimnisvolle Nacht, so galt es einen Kreuzweg aufzusuchen, der nahe einem Friedhof gelegen war und über den man schon so manchen Toten zur letzten Ruhestätte getragen hatte. Voller Grausen erwartete der Mann, der sich dem Teufel verschrieben hatte, die mitternächtliche Stunde. Nun erschienen eine Menge Verstorbener, bekannte und unbekannte; alle wollten sie ihn bewegen, von dem Teufel abzulassen und sein Vorhaben aufzugeben.

Doch der arme Wicht durfte sich nicht rühren, ja, nicht einmal das Gesicht verziehen; der Böse hätte ihn auf der Stelle in Stükke zerrissen!

Schlag 12 war der Zauber überstanden, und der dunkle Geselle reichte dem Schwergeprüften eine Tüte mit dem ersehnten Farnsamen. Jetzt war er seines Glückes bester Schmied: die Arbeit in seinem Gewerbe schaffte soviel, als hülfen ihm zwanzig Männer. Setzte er sich zum Würfelspiel, überall gewann er. Schlösser, die

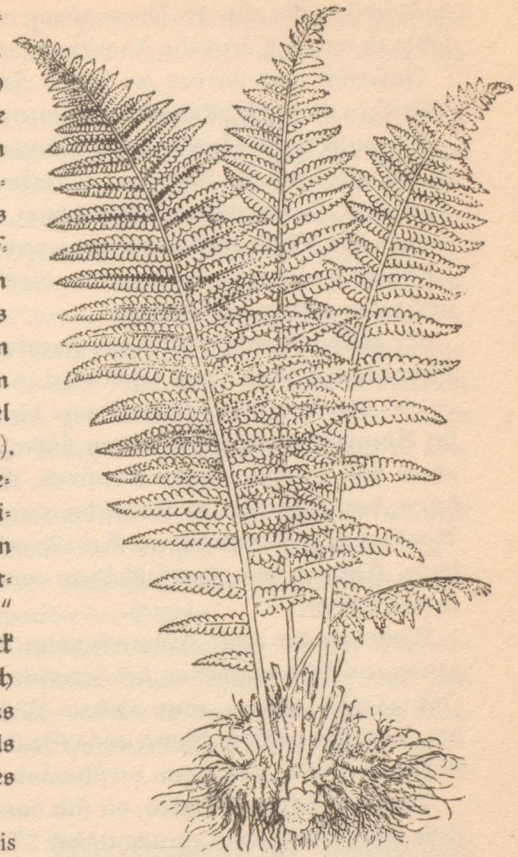
niemand sprengen konnte, öffneten sich ihm mit Zaubergewalt.

Einst hatte sich ein Bursche aus Eschelbach im Badischen vom Bösen Farnsamen verschafft; er besaß ein Fuhrwerk, und nun konnte er fahren, wie er wollte; er jagte mit 4 Pferden die steilsten Abhänge hinab. Das war eine Lust! Zur Erntezeit kam er einstmals mit seinem beladenen Wagen in die Scheuer gefahren; da sich niemand zum Abladen fand, fuhr er geradenwegs über die Leiter auf den Dachboden und warf dort die Frucht ab! Der entsetzte Bauer kam dazu, sah die gefährliche Geschichte, war aber klug genug, kein Wort hervorzubringen; sonst wären Pferde, Wagen und Kutscher herabgestürzt!

Im Thüringer Wald war das Farnkraut auch eine Irrwurz. Wehe, wer zu abendlicher Stunde darüber hinschritt! Unversehns verlor er Weg und Steg. Stundenlanges Umherirren führte nur immer tiefer in Dunkelheit und Ferne, bis der ermüdete Wanderer endlich darauf verfiel, die Schuhe abzulegen. Nun erst fand er den richtigen Weg!

Die alten Kräuterväter des 16. Jahrhunderts wußten von dem Waldfahr (Waldfarn) auch allerlei zu berichten und beschäftigten sich mit dem Farnaberglauben. Brunfels hielt es für ein „lauter Gaukelwerk, das mit dem Farnsamen getrieben werde", und meinte: „Ich hab noch keinen gesehen, der reich darmit sey worden oder ein einzig wunder darmit gewürkt habe."

Bock aber wollte das Geheimnis selbst untersuchen und ging mehrmals in der Johannisnacht in den Wald; denn „alle lerer schreiben, farnkraut trag weder blumen noch samen; jedoch so hab ich zum viertenmal auff St. Johans nacht dem samen nachgangen und morgens früh ehe der tag anbrach schwartzen kleinen samen wie Magsamen (Mohnsamen) auff Düchern und breytten Wullkrautblettern auff gehaben, under einem stock mehr dann under andren..." Zu diesem „Handel" habe er aber nicht die üblichen Beschwörungen gebraucht, sondern sei ohne „all superstition" dem Samen nachgegangen, manchmal auch vergeblich. Doch „wan ich den samen hab wöllen holen, bin ich nit alleyn gangen, etwan zwen zu mir genommen und nachts in derselben gegent (do nit vil über lauffens war), eyn groß fewer gemacht und über nacht also lassen brennen. Wie nun solches zugehe oder was für eyn geheymnuß die Natur damit gemeyn, ist mir verborgen." An einer anderen Stelle erzählt Bock noch von dem „sunderlich mirakel" an der Farnwurzel, wie anzunehmen, des Adlerfarns. Wenn man sie nämlich durchschnitte, so erschiene an beiden Schnittflächen „ein schwartzer auffgethaner Vogel, anzusehen als ein Adler mit zweien köpffen in einem weissen feldt", was von nichts anderem herrühre als von den kleinen, schwarzen „Äderlin", die die Wurzel durchziehn (Gefäßbündel). Er habe darum oft gewettet, er wolle des Kaisers Wappen „mit einem schnitt oder streich deutlich schneiden und malen."



ASPIDIUM FILIX MAS
Fuchs 1552

Das kleine Kunststück ist sehr bekannt; aber ich besinne mich gut, was für einen Spaß ich als Kind daran hatte, als es mir mein Vater zeigte.

Der Adlerfarn (Pteris aquilina) ist in seinem ganzen Wuchs und in seiner Erscheinung sehr viel stattlicher als der Wurmfarn und überzieht in großer Ausdehnung oft weite Waldstrecken. Er wird meistens über einen Meter hoch, ja, z. B. in Pommern auf dem Darß, wo diese Adlerfarne in urwaldartigen Beständen vorkommen, erreichen sie eine Höhe bis zu zwei Metern und bilden für sich einen kleinen Wald. Die hellgrünen Wedel sind zwei- bis dreifach gefiedert. Ihre Stiele sind am Grunde sehr dick.

Schon bei den Alten galt der Auszug aus der Wurzel des Wurmfarns als Mittel gegen Würmer; auch heute ist dieser Gebrauch noch üblich. Da aber die Verwendung nicht ganz ungefährlich ist, sollte sie nur auf ärztliche Anordnung unternommen werden.

Äußerlich aber werden die beiden Farnarten, Wurmfarn und Adlerfarn, in der Volksheilkunde heute sehr fleißig angewandt.

Da weiß der Kräuterpfarrer Künzle gut zu raten: „Welches ist das beste Bett für Leute, die an Krämpfen, Gliederweh, Rheumatismus, rheumatischem Zahnschmerz, rheumatischem Kopfweh leiden? Ein Sack, gefüllt mit gedörrtem Farnkraut!" Er meint, die Sattler täten viel besser daran, die Matratzen mit Farnkraut zu stopfen anstatt mit Seegras.

Er erzählt weiter, wie warme Farnkrautfußbäder je eine halbe Stunde lang 1 bis 2 mal täglich bei — dem Leiden entsprechend — ein- bis dreiwöchentlicher Dauer die allerbesten Dienste leisten bei Rheumatismus, Gicht in den Füßen und Zehen, bei Krampfadern und krampfartigem Kopfweh. Er habe einen Mann gekannt, der so schwer an Kopfschmerzen litt, daß er glaubte, der Kopf müsse ihm zerspringen. Kein Arzt konnte ihm helfen. Nach dieser Kur mit den Farnfußbädern wurde er völlig von seinem Leiden befreit.

Weiter rät der weise Kräuterkundige, daß man bei plötzlich eingetretenem Rheumatismus, bei Hexenschuß, Gelenkrheumatismus, Ischias usw. sofort „einen rechten Wisch grüner Farnblätter" hole und ihn auf die schmerzende Stelle lege. Zuerst würde der Schmerz stärker, aber dann verschwände er.

Auch bei Schwerhörigkeit, die sich durch Erkältung jeweils einstelle und mithin wohl rheumatischer Natur wäre, solle man das Kopfkissen mit Farnblättern füllen und darauf schlafen, worauf das Gehör bald wiederkäme.

Für den Winter empfiehlt er Farntinktur zum Einreiben. Man stellt sie her, indem man grüne Blätter fein wiegt, in ein Glas tut, mit Spiritus übergießt, bis der Farn zugedeckt ist. Das gut verbundene Gefäß wird 4 bis 6 Tage an die Sonne oder einen anderen warmen Platz gestellt. Der nun abgegossene Spiritus ist ein vorzügliches Einreibemittel.

Schließlich folgen wir dem großen Naturfreund auch auf die

Höhen, und da erzählt er: „Bergsteiger und Farn sind zwei Freunde. Geh' ich zu Berg, so fülle ich mit frischem Farn beide Hosentaschen und die Schuhe. Ein guter Wisch Farn kommt zwischen Rücken und Rucksack. So wird man weit weniger müde und läuft leichter.

Bergab habe ich den Knieschnapper zu fürchten; diesem weiche ich mit vollem Erfolg aus, indem ich auf die Knie frischen Farn binde. Von Zeit zu Zeit stehe ich still und mache Tiefatmungen, die das Innere erfrischen wie ein Bad. So kommt man nicht matt und abgejagt heim sondern ist am anderen Morgen frisch und munter wie ein Reh." Pfarrer Künzle lobt am meisten den Adlerfarn, den er auch „Bäumlifarn" nennt, und den Wurm- oder Federfarn.

Aus dem getrockneten Farnkraut läßt sich ein Kopfkissen herstellen, auf dem es sich köstlich ruht. Das duftende Waldkraut wird im Hochsommer dazu gesammelt wenn es in seiner vollen Kraft steht. Man breitet es auf einem luftigen Dachboden aus, bis es völlig trocken ist.

Bekanntlich bereiten die Landleute ihrem vierbeinigen Wächter gern ein Lager aus Farnkraut, in dem sich kein Ungeziefer hält.

Schließlich eignet sich die nützliche Pflanze in getrocknetem Zustand sehr gut zum Verpacken des Obstes.

Der Wurzelstock des Wurmfarns ist schuppig und dick. Die doppelt gefiederten Wedel, die starke Stiele besitzen, zeigen vom Juni ab auf der Rückseite die nahe an den Mittelnerven sitzenden braunen Fruchthäufchen, die mit einem feinen Schleier bedeckt sind.

Bryonia dioeca — Körfcheswurzel, Zaunrübe

„Körfcheswurzel in meinem Schuh,
Ihr Junggesellen, lauft mir zu!"

sagte das Mägdlein am Niederrhein, das zum Tanze gehen wollte, und legte sich einige Scheiben der Zauberwurzel in die Schuhe, damit sich das Sprüchlein erfülle.

Auch sonst war die Zauberpflanze sehr nützlich; man gebrauchte sie, um das Vieh vor Behexung zu schützen. Gaben die Kühe „blaue Milch", so mischte man ihnen einige Wurzelstücke unter das Futter.

Wen aber die Gicht plagte, dem konnte mit dem Kräutlein geholfen werden: Man höhlte eine Zaunrübenwurzel aus, entzog dem Kranken etwas Blut und füllte die ausgehöhlte Wurzel damit. Jetzt trug man sie an einen versteckten Ort und begrub sie in der Erde. Die böse Krankheit, auf die Wurzel überpflanzt, mußte im Erdboden zugrunde gehen. Aus war es mit der Gicht!

BRYONIA DIOECA
Bock 1546

Die fleischigen Wurzeln der grünen Staude, die Matthiolus als ungeheuer groß bezeichnet und von„ starkem „unliebelichem" Geruch", schienen oft ganz phantastische Formen anzunehmen. So war es kein Wunder, daß man sie gern als die kostbaren Glückswurzeln der Alraunen ausgab, die der Orient für vieles Geld in den Handel brachte.

Bock erzählt: „Etliche Landstreicher machen und schneiden Monstra aus dieser wurtzel, begraben sie in eyn dürren Sand etliche tag und verkauffen sie dann für Alraun."

Matthiolus beschreibt es noch näher: „Sie schneiden die Bronienwurtz oder Rohrwurtzeln, dieweil sie noch frisch sint, in eines menschen gestalt, stecken Gersten- oder Hirsenkörnlein an die stellen, da sie wöllen haar haben, darnach verscharren sie diese geschnitzte wurtzel in sandt, bis aus gemelten körnlein zäserlein wachsen, welches gemeiniglich in dreyen Wochen geschicht, alsdann graben sie wiederumb auff, beschaben die ausgewachsenen zäserlein mit einem

scharffen messer und machen sie also fein subtil, als werens haare — diese büberey hat mir selbs ein Theriakschreyer offenbaret, der zu Rom schwerlich krank lag, in meiner cura war, zeigte mir etliche solche geschnitzte wurtzeln und sagte, er hette bisweilen den reichen eine allein für dreissig Dukaten verkaufft."

Die Volksmedizin wendet die giftige Wurzel mit Vorsicht an. Durch Trocknen aber wird sie entgiftet. In diesem Zustand zerstoßen und mit Wasser angerührt, dient sie zu Breiumschlägen, die man auf rheumatische Körperstellen legt. Die trockene, zu Pulver gestoßene Wurzel wird auch eingenommen als Mittel gegen Lähmungen, Epilepsie, Wassersucht und Gicht, weshalb sie auch den Namen „Gichtrübe" trägt.

Die Homöopathie stellt aus der frischen Zaunrübenwurzel eine Essenz her.

Die Pflanze liebt Hecken und Zäune; ihr bis zu 3 Meter lang werdender Stengel hält sich gern mit Hilfe der unverzweigten, spiralig gewundenen Ranken an einer Stütze fest. Die Blätter stehen wechselständig, sind gestielt, fünflappig, am Grunde herzförmig und rauhbehaart. Die rote Zaunrübe ist zweihäusig. Die gelblich weißen Blüten stehen in rispigen Dolden. Die Frucht ist eine kirschrote Beere.

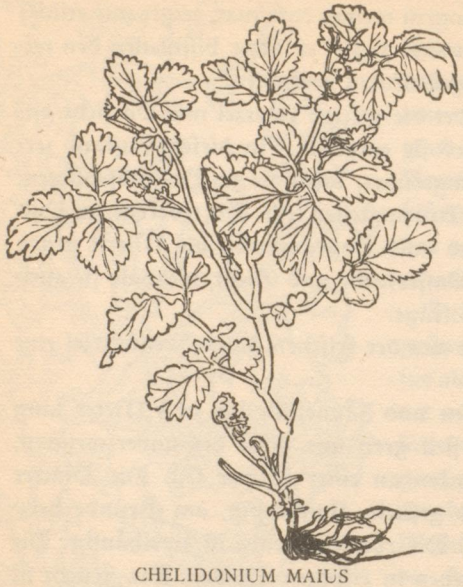
Die grüne Staude ist nicht sehr häufig: im östlichen Deutschland fehlt sie ganz. Öfter dagegen trifft man die schwarze Zaunrübe, der die Farbe ihrer Beeren den Beinamen gegeben hat und die man darum leicht erkennt. Sie ist zum Unterschied von der roten Zaunrübe einhäusig. Beide Arten stammen aus Südeuropa.

Chelidonium maius — Schöllkraut

„Den Augen Schelwurtz dient, und macht ein scharpff Gesicht,
Bei blinden Schwalben auch es solche That verricht".
(Heilpflanzen der Schola Salernitana).

Die Pflanze wird auch Schwalbenwurz genannt; den botanischen Namen, vom griechischen chelidon = Schwalbe abgeleitet, erklärten Theophrast wie Dioskurides aus ihrer Beobachtung, daß das Kräutlein bei der Ankunft der Schwalben aus der Erde her-

vorbreche, bei ihrem Wegzug aber dahinwelke. Außerdem wußten die antiken Schriftsteller zu erzählen, daß beim Erblinden einer jungen Schwalbe die Mutter das Pflänzchen hole, um die Augen wieder sehend zu machen.



CHELIDONIUM MAIUS
Fuchs 1552

Seither galt das Kraut als Mittel gegen Augenkrankheiten, daneben aber auch gegen viele andere „Presten", vor allem gegen Leberleiden.

„Schölwurtzsaft im Meien gesamlet, in eim küpfferin geschirr mit Honig gekocht, ist ein köstlich augenartznei, die macht es klar und häll darein gedropffet."

„Welk mynsche de geele sucht hefft, de drinke van desseme krude; he geneset tho hant." „Das angesicht mit Schöllkrautwasser gewaschen, vertreibt die masen, heilet die pestilentz blater, stillet das glidwasser (Gelenkersudar)." „Die Wartzen und Krähenaugen des tags etlich mal mit frischem Schellkrautsafft angestrichen, verreibt sie in kurtzer Zeit."

Nach meinen Erfahrungen, ruft der Schellkrautsaft sehr hübsche, braune Flecke hervor! So ein Anstrich im „angesycht" könnte zu einem recht lustigen Aussehen verhelfen!

In der heutigen Volksarznei ist der Saft der Pflanze ein beliebtes Mittel, um Warzen zu vertreiben. Man bricht das Kraut ab und träufelt auf die betreffende Stelle die ätzende, milchartige Flüssigkeit. Bedingung ist, daß der freundliche Mond dabei zuschaut, jedoch nur mit schmalem Gesicht — denn im Abnehmen muß er sein!

Die Allopathie hat heute das Kräutlein vergessen; aber die Homöopathie gebraucht es. Früher spielte es bei dem Arzte Rade-

macher eine wichtige Rolle. Er sah im Schöllkraut, das er in einem alkoholischen Auszug verabfolgte, „ein vorzügliches Lebermittel." Außerdem berichtet er von einem Falle periodisch wiederkehrender, einen halben Tag lang andauernder Gesichtsschmerzen in der rechten Schläfen- und Jochbeingegend, der durch Chelidoniumtinktur beseitigt wurde.

Löffler wandte die Essenz mit gutem Erfolge bei einer Typhusepidemie an. Hugo Schulz erwähnt ihren günstigen Gebrauch bei Asthma und Gicht, die mit schmerzhaften Empfindungen in der Lebergegend einhergehen.

Es sei aber größte Vorsicht hinsichtlich der Dosierung der Schöllkrauttinktur geboten. Man solle mit kleinen Dosen anfangen; sonst träte leicht Verschlimmerung ein. Jedenfalls ist das Mittel bei den angegebenen Leiden nur bei ärztlicher Verordnung zu gebrauchen.

Die Homöopathie stellt ihr Medikament aus der ganzen Pflanze mit Wurzel her.

Das Kraut ist selten in einsamen Wäldern zu finden; es liebt vielmehr die Nähe menschlicher Siedlungen, einst vielleicht als wichtiges Heilkraut angepflanzt. Auf Grund dieser Beobachtung hat sein Vorkommen abseits vom Wege schon zu der Auffindung alter Mauerreste längst verschwundener Siedlungen geführt.

Die Pflanze wird etwa 1/2 m hoch. Die unteren Blätter sind gefiedert, die oberen fiederspaltig. Sie sind — ebenso wie der Stengel — mit einzelnen kleinen Härchen besetzt. „Die bletter vergleichen sich etwas dem Hanenfuß," sagt Matthiolus, „sind doch weycher, von farben sattgrün, auf der anderen Seite blawgrün. Die Blumen erscheinen schön goldgelb als die gelben Veyeln"; sie stehen in einfachen Dolden.

Conium maculatum — Schierling

Dem gefürchteten Giftkraut schrieb man früher besonders kalte Eigenschaften zu: „Der Schirling kühlet über die massen sehr, ist derhalben ein gantz schädlich und tödlich Kraut, so man es innerlich gebraucht. Trägt billich den namen Wüterich, dann die Arthe-

nienser haben den Philosophum Socrates mit Schirlingssaft getödet." Bekanntlich war das Trinken des Schierlingsbechers in Athen als Todesstrafe für politische Missetäter festgesetzt. Auch um Selbstmord auszuüben, der bei den Alten erlaubt war, nahm man den Saft dieser Pflanze.

CICUTA VIROSA
Fuchs 1552

Der Kräutervater Bock im 16. Jahrhundert faßt seine Meinung über den Schierling zusammen:

„In summa was von hitz kumpt, mag diß kraut, safft und wasser hinder schlagen, den schmertzen stillen und zum schlaaf verhelfen."

Er erzählt auch noch von einem „ehrlich weib", das einstmals aus Versehen Schierlingswurzeln mit „Pestnacken" (Pastinak) gekocht und gegessen habe. Da fing sie an „doll und drunken zu werden, begert über sich zu steigen und zu fliegen." Er gab ihr einen Trunk Essig, worauf sie wieder „friedig und still ward."

Dioskorides empfahl als Gegengift ungemischten Wein.

Das gefürchtete Kraut hat eine gute Freundin, das ist die finstere Kröte. Sie wohnt gern unter seinem Schatten und soll dort auch „ihr Gift einsaugen."

Es wird überhaupt nicht von allen Tieren gemieden. Manche fressen es aus Wohlbehagen wie z. B. die Ziegen, denen es nichts schadet und die Gänse. Diese aber werden dann „ganz toll" und „fahen an zu wüten", wie die Kräuterbücher erzählen.

Die Eselchen nun wieder in Welschland scheinen sich des Krautes als Schlafmittel zu bedienen; hierüber berichten sowohl

Matthiolus wie Tabernaemontanus eine Historie:

„In der Landschaft Toscana in Italien, so die Esel vom Schierling essen, fallen sie umb und schlaffen so hart, als wären sie todt. Es hat sich auf eine Zeit begeben, daß etliche Esel auff dem Feld also für todt gelegen sind. Da solches etliche Bauren wargenommen und vermeynet, die Esel wären gestorben, haben sie ihnen die Haut abziehen wollen. Als sie nun dieses schier halb vollendet, erwachten die Esel von Schmertzen und die Bauren erschraken sehr."

In der Volksheilkunde spielt die giftige Pflanze keine Rolle.

Die Homöopathie bereitet aus dem blühenden Kraut eine Essenz gegen schwere Krankheiten wie Krebs, Flechten, Geschwüre, Knochenfraß.

Der Schierling wird je nach dem Standort 1/2 bis 1 1/2 m hoch. Der kantige Stengel ist innen hohl; er ist am Grunde mit recht großen, nach oben hin immer kleiner werdenden, braunroten Flecken bedeckt. Daher der Name „gefleckter Schierling".

Diese Fleckenbildung wechselt aber. Es gibt Pflanzen, die vom Grunde an fast ganz dunkel braunrot gefärbt sind. Bei anderen wieder sind die Flecken nur sehr wenig ausgebildet. Es liegt wohl an dem jeweiligen Boden. Die dunkelgrünen Blätter sind glänzend und dreifach gefiedert. Die weißen Blüten stehen in Dolden.

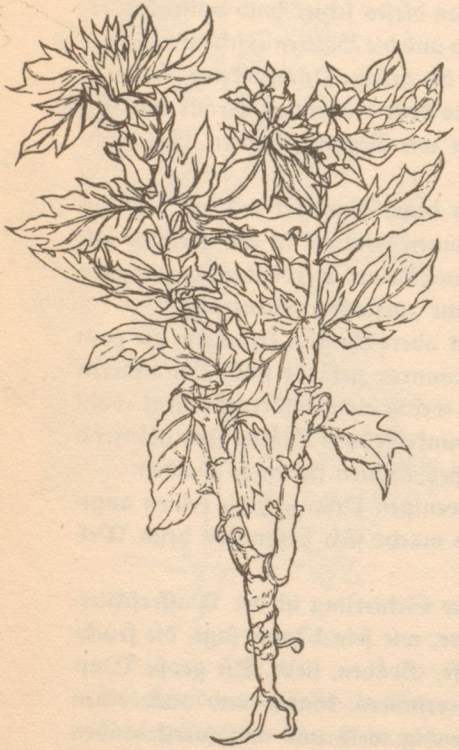
Der Schierling ist eine der wenigen Pflanzen, die keinen angenehmen Duft ausströmen. Das macht sich besonders beim Welken bemerkbar.

Häufiger noch als dieser echte Schierling ist der Wasserschierling zu finden (Cicuta virosa), der, wie sein Name sagt, die feuchten Standorte, Bäche, Sümpfe, Gräben, liebt. Die große Wurzel, die an eine Sellerieknolle erinnern könnte und auch einen ähnlichen Geruch hat, ist inwendig weiß und mit querstehenden Hohlräumen ausgestattet.

Die Blätter sind zwei- bis dreifach gefiedert, die oberen setzen sich in die blasig aufgetriebenen Blattscheiden fort. Die Blüten stehen in einer weißen Dolde.

Bilsenkraut

Einsam, ungesellig, an Schutthalden oder anderen unbebauten Orten wächst das Bilsenkraut mit seinen scheu zusammengedrängten, graugrünen Blättern und seinen fahlgelben, violett geaderten, etwas finster blickenden Blütenaugen. Unheilvoll war des giftigen Kräutleins Wirkung. Schon Plinius berichtet, daß durch einen Absud von nicht mehr als vier Bilsenblättern die Sinne gestört würden und daß das Öl des Samens, in das Ohr geträufelt, Wahnsinn hervorrufe.



HYOSCYAMUS NIGER
Brunfels 1532

„Den samen schol man kainem menschen zu ezzen geben, wan (denn) er toetet und pringt den sichtum der vergezzenhait daz ain mensch neur(nur) wil slafen und vergizzet vil ding", sagt Konrad von Megenberg im Mittelalter.

Den Hexen war es ein willkommenes Kraut; sie verwandten es zu ihren Hexensalben, mit denen sie sich nach altem Glauben einrieben, ehe sie durch die Luft flogen.

Suchte eine große Dürre das Land heim, so wandte man sich allerdings auch wieder vertrauensvoll an das giftige Kräutlein, dem man die Kraft zuschrieb, den Regen zu erwecken. Die Vorschrift lautete: „Es versammeln sich mehrere Mädchen; die wählen die jüngste zu ihrer Führerin und begleiten die Entkleidete vor das Dorf, wo die hyoscyamus wächst, die man zu deutsch „Belisa" nennt. Dort lassen sie die nackte Jungfrau den Krautstengel mit dem kleinen Finger der

rechten Hand ausrupfen und auf den kleinen Zehen des rechten Fußes befestigen, nehmen sodann einen auf nämliche Weise ausgerupften Stengel in die rechte Hand und führen die Entkleidete in den nächsten Fluß; jede taucht dort ihr Stäblein in die Flut und besprengt die Nackte mit den Wassertropfen, die an den herausgezogenen Stäbchen haften. Hierauf führen sie jene besprengte Jungfrau rücklings, wie man die Krebse sich fortbewegen sieht, zum Dorfe zurück und wähnen, durch diese Bezauberung die Elemente zu baldigen Regenschauern genotwendigt zu haben."

Die Pflanze trägt viele Namen: Man nennt sie Saubohne, Zigeunerkraut, Schlaftrunk, Malle, Teufelskraut, Zahnkraut, im Niederdeutschen Dulldillen usw.; finster aber ist die Bedeutung des Namens „Altsitzerkraut", der in Litauen üblich ist und der damit zusammenhängt, daß die alten Leute, die sich in das „Ausgedinge" gegeben hatten, also auf ihrem Altenteil als sogenannte „Altsitzer" saßen, mit dem giftigen Kraut oft heimlich aus dem Leben geschafft wurden.

Wie der Name „Zahnkraut" schon andeutet, nahm der vom Zahnweh geplagte seine Zuflucht zu der vielseitigen Pflanze und bediente sich ihrer in der Art, wie es das Sprüchlein beschreibt:

„Willst du dein' Zähn in gut' Behafft,
Nimm Samen des Lauchs und Pilsensaft.
Verbrenn' es und fange den Rauch davon
Und lenk' ihn in den bösen Zahn."

Mit dem Bilsenkrautrauch trieben auch die „Zygeiner und ire gesellschaft ihre künstlin", sagt der Kräutervater Bock: „Die Hüner auf den Balcken fallen heraber, wann sie den rauch von Bülsen gewar werden." Und die Landstreicher betrogen die Fische, um sie zu fangen mit einem Köder von Bülsen- und „Kokilienkörnern", wodurch sie ganz doll wurden, aufsprangen und schließlich das Weiße „über sich kehrten", sodaß sie „in solcher Dollheit" mit den Händen gefangen werden konnten.

In der Volksheilkunde ist man mit der giftigen Pflanze sehr vorsichtig, und sie spielt hier keine Rolle.

In den Apotheken aber ist der Auszug aus der Pflanze freihändig als Bilsenkrautöl erhältlich, das, wie mir ein Apotheker sagte, eine zwar „altmodische, aber ganz vorzügliche Einrei-

bung" darstellt. Sie wird gewöhnlich zur Hälfte mit Chloroformöl vermischt und dient dann bei Nerven- und Ermüdungsschmerzen der Glieder.

Das Bilsenkraut ist nicht überall zu finden. Man nimmt an, daß seine Heimat das westliche Asien ist. Für seine Verbreitung sorgten vielleicht die Zigeuner, die sich mit dem Kraut immer viel zu schaffen machten. Sowohl seine Stengel, die bis zu einem halben Meter hoch werden, wie auch die Blätter sind mit klebrigen Drüsenhaaren besetzt. Die oberen Blätter sind fast stengelumfassend, die unteren gestielt; sie sind fiederspaltig ausgebuchtet. Die einzeln stehenden Blätter sitzen in den Blattachseln. Die ganze Pflanze strömt einen berâubenden, wenig angenehmen Geruch aus.

Lappa officinalis — Klette

HERBARIUN MÜNCHEN
Universitäts-Bibliothek 604, um 1420

Des „Albertus Magnus bewährte und approbierte egyptische Geheimnisse" verraten ein Zauberrezept, wie man einen Schaden heilen kann an Menschen und Roß: „Man schneide einen Klettenbusch ab und leg' ihn ins Haus, daß er welk wird; darnach muß man einen Faden von einer Spindel nehmen, der nie gewaschen worden ist, und sprechen: „Klettenbusch, ich binde dich, daß du dem Menschen, oder was es ist, den Schaden heilest, das für Beulen, für Schwellen, für Schweine (=Schwinden) und alles gut ist, was dir fehlen mag; nimm den Faden doppelt und fahre um den Busch, wo er am dicksten ist, herum, im Namen Gottes des Vaters und mach' einen Knopf und dann noch einmal herum im Namen Gottes des Sohnes, und wieder einen Knopf, und dann fahr' zum drittenmal herum im Namen des heiligen Geistes und mach' wieder einen Knopf und sprich wieder: „Was ich und du nicht heilen kannst, das heil' die heilige Dreifaltigkeit." Darnach lege den Busch wieder an einen Ort, da keine Luft zukann, so heilt der Schaden von Grund aus. Probatum." Der Zauberkundige ist sehr bedacht darauf, daß er keinen der drei Knoten vergißt; denn mit jedem wird die Krankheit oder der Schaden immer noch sicherer und fester auf die Pflanze übertragen.

LAPPA OFFICINALIS
Brunfels 1532

Da weiß man doch wenigstens, daß man das vertrackte Übel, das einen plagt, nun endlich einmal handfest am Kragen packt. Die drei Knoten werden schon halten!

So ein Klettenbusch ist im Herbst aber auch noch ein guter Prophet, welchen Zeiten man entgegen gehen wird; denn „etliche naturkündiger und alte weiber haben ire observation und erfahrung", sagt Bock. „Wann im Herbst so obgemelte Kletten zeittig und auffgethan werden, finden sie in einer jeden Kletten zwei Gerstenkörner verschlossen, soll ein gut fruchtbar, vollkummlich jar bedeutten; werden aber zwei spitziger haberkörnlein gefunden, halte sie das gegenteil, nemlich ein künfftig thewrung aller frucht, — das hab ich auch selbs erfaren."[Der Spitzklettenbusch ist gemeint.]

Von der „Krafft und Würckung" der Klette wird auch noch allerlei berichtet; der ausgekochte Saft der Wurzel soll schweißtreibend wirken, die frischen Blätter verrenkten Gliedern wohl bekommen und der Saft der Pflanze das Haar schön gelb machen. Ja, der Herr Balthasar Schnurr von Lendsidel, Frankfurt, 1690, verrät in seinem „Kunst-Hauss-und Wunderbuch" noch „ein schön heimlich Stück, welches in kurtzen Tagen ein überauß schön lang Haar machet. Die scheinen gelb wie Gold, ist auch dem Haupt nützlich:"

„Nimm die großen Klettenwurzeln, die große Blätter haben, wasche die Wurtzel rein, zerstosse sie in einem Mörsel und siede sie in einer Laugen; damit netze das Haupt offt, laß es von ihm selber trunknen, so wirstu dich darüber verwundern.

Dieselbige Lauge machet auch ein gut Gedächtnus". Wer könnte nun das Kräutlein noch verachten!

Auch in heutiger Volksmedizin gilt die Wurzelabkochung als ein Mittel, um den Haarwuchs zu fördern, und zwar reibt man den Haarboden wöchentlich 3 bis 5 mal mit dem Wurzelabsud ein und wendet außerdem zur Kräftigung das Klettenwurzelöl an. Auch gilt der Tee aus den Blättern als heilsam bei Gicht und Rheumatismus.

Die wissenschaftliche Medizin hält die Klettenwurzel für ein Blutreinigungsmittel. Madaus betont: „Bedeutend wirksamer als die Wurzel ist der Samen. Er wird in erster Linie gegen Furunkulose mit dem besten Erfolg angewandt."

Die Homöopathie gebraucht außer dem Samen auch die frische einjährige Wurzel.

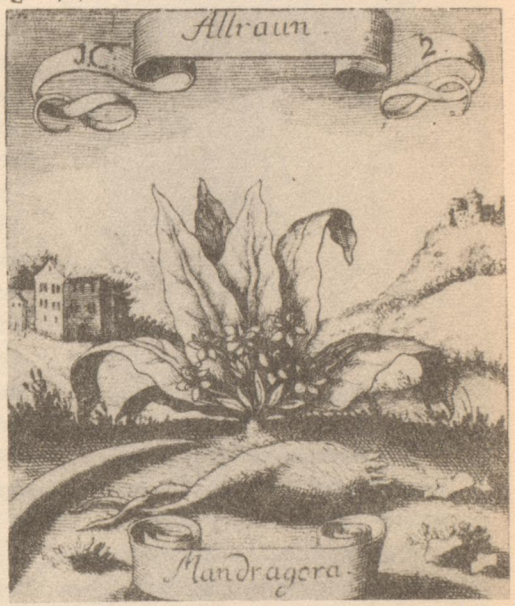
Die Pflanze ist nicht nur über Europa verbreitet, sondern auch über einen großen Teil Asiens. Dem Bauer ist sie ein lästiges Un-

kraut; aber die Kinder werfen einander „die kletten ins hor (Haar) und an die kleyder und treiben ihr kurtzweil damit."

Die kräftige Pflanze wird oft über einen Meter hoch. Die unteren Blätter sind besonders groß und langgestielt, die oberen sind kleiner und kürzer gestielt; unterseits sind sie filzig behaart. Die Blütenköpfe stehen zu mehreren in einer Doldentraube.

Mandragora officinarum — Alraun

Uralt ist der Alraunenglaube, geheimnisvoll umsponnen von dem Schleier der Mystik. Das gotische runa bedeutet Geheimnis, und Sagen und Märchen reden heimlich und leise von der Zauberwurzel der Alraune.



Valentini 1719

Sie wuchs nicht in deutschen Wäldern; ihre Heimat sind die Mittelmeerländer, Nordafrika, Asien. Drei oder vier Arten finden sich im südlichen Europa und im Himalajagebirge; auch in Persien und in Palästina ist sie häufig. Erst spät kam sie nach Deutschland und in die benachbarten Länder; der Alraunenglaube ist daher keineswegs germanischen Ursprungs.

Die zu den Nachtschattengewächsen gehörende Pflanze zeichnet sich durch eine besonders fleischige, 2 bis 3 mal gespaltene Wurzel aus. Sie besitzt große, ovale Blätter, die in einer dichten Rosette stehen. Die Blüten sind einzeln, gestielt und von violetter oder grünlich-gelber Farbe. Die Beerenfrüchte gleichen kleinen Äpfeln und haben einen etwas betäubenden Geruch.

Die alten Ärzte bedienten sich der Pflanze wegen ihrer schmerzstillenden Eigenschaften bei Operationen; ja, es heißt, daß der Mandragorasaft ihr einziges narkotisches Mittel war. Dioskorides gibt an, daß die kleinen Äpfel den Schlaf hervorrufen, wenn sie gegessen oder auch nur gerochen werden. „Die Hirten, die sie genießen, verlieren einigermaßen die Besinnung davon." Aus der Wurzel bereitete man den Trank für Kranke zum Einnehmen vor Operationen und Ausbrennungen. Die Brühe aber, in zu großen Portionen getrunken, so heißt es, wirke tödlich. Noch heute werden in den südlichen Ländern die Blätter der Pflanze als schmerzstillend auf Wunden gelegt; von manchen Eingeborenen werden sie auch als Tabak verraucht.

MANDRAGORA OFFICINARUM
Valentini 1719

Die Überlieferungen des Glaubens an das „Galgenmännlein", wie man die Alraune auch nannte, stimmen trotz ihrer Internationalität immer wieder überein.

Die menschenähnliche Gestalt der Wurzel ließ keinen Zweifel, daß man es mit einem übernatürlichen Wesen zu tun hatte. Lebensgefährlich konnte das Graben der geheimnisvollen Pflanze werden. Aber besaß man erst einmal dieses glückbringende Wurzelmännchen in seinem Hause, dann hatte alle Not ein Ende, und der Besitzer wurde mit Reichtum und Wohlstand gesegnet.

Unter einem Galgen, wie schon seine Name sagt, war dieses zauberische Wesen entstanden und zwar heißt es: „Wenn ein Erbdieb, dem das Stehlen durch Herkunft aus einem Diebsgeschlechte ange-

MANDRAGORA
Manuscript des Antonius Musa und Pseudo-Apuleius
Landesbibliothek Kassel, X. Jahrhundert

ist oder dessen Mutter, als sie mit ihm schwanger ging, gestohlen, wenigstens groß Gelüsten dazu gehabt und der ein reiner Jüngling ist, gehängt wird und das Wasser läßt (aut sperma in terram effundit), so wächst an dem Ort der Alraun oder das Galgenmännlein."

Am Freitag vor Sonnenaufgang begab sich der beherzte Wurzelgräber, der des Glückes Zaubermächte gewinnen wollte, an die geheimnisvolle Stelle, wo die Pflanze wuchs. Voller Vorsicht hatte er sich die Ohren mit Baumwolle oder Wachs verschlossen. Nun umzog er den Standort rings mit einem Graben, der so tief war, daß die Wurzeln nur noch mit dem unteren Teil in der Erde steckten. Eigenes Berühren und Ausziehen der Pflanze würden den augenblicklichen Tod bedeuten. Deshalb hat man einen Hund zur Stelle, der rabenschwarz sein muß. Zwei Tage lang ließ man ihn hungern. Mit einem Strick wird die Alraune vorsichtig umschlungen und dieser dem Hund an den Schwanz oder an den Hals gebunden.

HERBARIUN MÜNCHEN
Universitäts-Bibliothek 604, um 1420

Das hungrige Tier, aus einiger Entfernung mit einem Stück Fleisch oder Brot gelockt, zieht die Wurzel eilends heraus, worauf die Alraune sich mit herzzerreißender Klage und furchtbarem Geschrei dem Boden entreißt und der Hund tot zusammenstürzt. Er ist das geforderte Opfer, das dazu notwendig war.

Behutsam wickelt man das Alräunchen in weißes Leinen, eilt damit nach Hause, badet es in rotem Wein, zieht ihm ein rotes und weißes Seidenkleid an und pflegt es. Jeden Freitag wird es

aufs neue gebadet, und an jedem Neumond bekommt es ein frisches weißes Hemdlein an. Versäumt man einmal diese sorgfältige Pflege, so heult das Alräunchen laut, daß es grausig anzuhören ist. Auch muß der Wein unverfälscht sein, in dem es gebadet wird. Dann aber darf man das Wurzelmännchen fragen, und es offenbart geheimnisvolle, zukünftige Dinge. Liebe und Glück erblühen dem Besitzer, Gunst und Reichtum. Ja, es zeigt die im Schooß der Erde vergrabenen Schätze. Ein Stück Geld, zur Nachtzeit hingelegt, findet sich am Morgen verdoppelt. Doch Unbescheidenheit ist nicht am Platze: „Einen halben Thaler mag man kühnlich alle Nacht ihm zulegen; das höchste ist ein Dukaten, doch nicht immer, sondern selten!"

Alraunwurzel mit Gewand aus dem Besitze Kaiser Rudolf II. z. Z. in Wien. (Aus Hovorka u. Kronfeld, Volksmedizin.)

Feinde und Anfechtungen hat man nun nicht mehr. Wünscht man sich ein Kindlein — das Alräunchen sorgt dafür.

Bei den Arabern und in Palästina spielte die zauberische Pflanze schon in den ältesten Zeiten eine Rolle. Die arabische Bezeichnung der Mandragora heißt „luffah mangánim" das heißt Tollápfel; und bei den Hebräern scheint der Name „Dudaim" für die Wurzel zu gelten. Sie wurde von den Frauen als Mittel gegen Unfruchtbarkeit gebraucht. Die biblische Stelle im 1. Buch Mose 30, 14 spricht von der Dudaim: „Ruben ging aus zur Zeit der Weizenernte und fand Dudaim auf dem Felde und brachte sie heim seiner Mutter Lea. Da sprach Rahel zu Lea: Gib mir der Dudaim deines Sohnes einen Teil" usw. Und von dem Duft der Pflanze redet das Hohelied 7, 13: „Die Dudaim geben Duft, und über unserer Tür sind köstliche Früchte; mein Freund, ich bewahre sie dir." Luther übersetzte Dudaim mit Lilie.

Das Alräunchen findet bei der Äbtissin vom Ruprechtsberge, bei der heiligen Hildegard, eine ausführliche Beschreibung. Sie sagt, wenn man die Wurzel aus der Erde gezogen habe, so solle man sie baldigst in Quellwasser (queckborn) einen Tag und eine Nacht lang legen, so werde „alles Böse aus ihr getrieben." Wenn man aber die Mandragora nicht in der beschriebenen Weise wasche, dann könne man sie zu zauberischen Zwecken verwenden... Wenn ein Mensch von Natur aus ein trauriges Gemüt habe, dann solle er die gewaschene Mandragora ins Bett legen, bis das Kraut von seinem Schweiße warm werde und sprechen: „Gott, der du den Menschen aus Erde ohne Schmerzen geschaffen, jetzt lege ich dies in diese Erde, die niemals gesündigt, neben mich, damit auch mein irdischer Leib den Frieden fühle, wie du ihn geschaffen."

Wenn man aber keine Mandragora zur Stelle habe, so schließt die Äbtissin, dann genügen auch Buchentriebe.

Das Galgenmännlein hatte ein langes Leben; denn stets vererbte es der Vater auf den jüngsten Sohn, der ihm dafür ein Stück Brot und ein Stück Geld in den Sarg legen mußte. Starb aber der Erbe vor dem Vater, so fiel die kostbare Wurzel an den ältesten Sohn, der dafür seinen Bruder ebenfalls mit Geld und Brot begraben lassen mußte.

Da die Pflanze nicht in Deutschland wuchs, der Glaube an sie aber überall verbreitet war, verführte die schwierige Beschaffung sehr häufig zu Fälschungen. Besonders waren es die in ihrem Wachstum sehr ähnlichen Wurzeln der Zaunrübe (Bryonia), der Schwertlilie (Iris), des Allermannsharnisches (Allium Victorialis), des gelben Enzians (Gentiana lutea), die als Ersatz für die orientalische Mandragora dienten und denen auch durch Schnitt zur rechten Form verholfen wurde.

Ein schwunghafter Handel blühte mit diesen Galgenmännlein, die Zaubermeister und Hexenkünstler priesen sie an und erzählten phantastische Geschichten von ihrem Ursprung. Die Verfasser der Kräuterbücher im 16. Jahrhundert wie Brunfels, Bock usw. geben ihrer Entrüstung darüber Ausdruck.

Der Verkauf der Wurzeln wurde öffentlich verboten, und zur Zeit der Hexenverfolgungen erzählt ein Bericht vom Jahre 1630, daß in Hamburg drei Frauen gestäupt worden seien, weil sie mit

Alraunen Handel getrieben hätten. Bis zu 60 Talern bezahlte man für das Stück! Trotzdem lockte die abenteuerliche Wurzel, mit deren Hilfe man das Gold blitzen sehen konnte, und der Handel gedieh in aller Heimlichkeit weiter.

Im Jahre 1719 erzählt Valentini in seinem Kräuterbuch: „Die Hexen, Zauberer, Wahrsager und dergl. machen ihren Spirar oder Heintzelmängen, welches ihnen täglich Geld bringen soll, daraus; dergleichen vor etlich und dreißig Jahren eines auf die Hochfürstliche Regierungs Cantzley zu Marburg von einem verdächtigen Menschen geliefert worden, welches nachmahlen Hn. D. Waldschmieden S. und von diesem Hn. Peikenkamp in seine Kunst Kammer verehrt worden, bei welchem es selbsten gesehen. Es war die Alraun Wurtzel unter einem Glase, wollte aber diesen letzteren kein Geld bringen, weilen sie mit dem Teuffel nichts zu tun hatten."

Bekannt sind die beiden Alraune des Kaisers Rudolf II. in Wien. Dem Vorsteher des Bücherschatzes sollen diese Alräunchen, so heißt es, durch ihr häufiges Schreien und durch ihre anspruchsvollen Pflege oft üble Unruhe bereitet haben.

Auch Jeanne d'Arc soll im Besitze eines Alrauns gewesen sein, der während des Prozesses gegen sie erwähnt wird.

Der Literatur bot der buntfarbige, geheimnisvolle Aberglaube über die Alraunwurzel zu allen Zeiten einen reichen Stoff.

Goethe läßt im zweiten Teil seines „Faust" Mephisto sprechen:

„Da stehen sie umher und staunen,
Vertrauen nicht dem hohen Fund,
Der eine faselt von Alraunen,
Der andre von dem schwarzen Hund."

Origanum vulgare — Dost oder Wohlgemut

Es ist das Kräutlein, das gebrochenen Lebensmut wieder aufrichtet und den Menschen fröhlich macht.

„Ein blümlein auf der heiden,
mit namen wolgemut,
laß uns der lieb gott wachsen,
ist uns für trauren gut". (altes Volkslied).

Und das Mägdlein hütete es gar wohl:

„Sie sprach: gesell, willt du von mir
Haben ein krenzlin von wolgemut?
Das ist für sendes (sehnendes) trauren gut".
(Liederbuch der Hätzlerin).

Den Schnittern und Feldarbeitern mischte man es sogar unter das Essen, damit sie frisch und munter ihre Arbeit verrichteten.

ORIGANUM VULGARE
Matthiolus 1565

Nur der Teufel und die Hexen sahen das Kräutlein mit scheelen Augen an oder am liebsten überhaupt nicht, sondern ergriffen die Flucht, wo es sich ihnen nur zeigte.

In Werbach in Baden hatte einst ein Mädchen seiner Mutter anvertraut, daß es von der Pate gelernt habe, Mäuse und Gewitter zu machen. Der Mutter kam das sehr unheimlich vor. Da sie aber klug war, holte sie Dosten und Johanniskraut und nähte die Kräuter heimlich dem Töchterlein in die Kleider. Als es nun wieder fortschlich, um den finsteren Spielen zu folgen, wartete schon der Teufel am Wege, um es endlich einzufangen. Doch mit seinen scharfen Sinnen verspürte er sofort den verhaßten Pflanzenduft, und voll Wut schrie er:

„Dosten und Johanniskraut
Verführen mir meine Braut!"

Mit seiner Gewalt war es vorbei, und mit dumpfem Fluch verschwand er.

Nun brauchte es aber auch nicht immer gerade der Teufel zu

sein, der vor dem Dost Reißaus nahm, sondern ein anderes Mal war es nur ein unheimliches Gespenst, das eine Frau, die in den Garten ging, wo der Dost gerade blühte, mit dem Zuruf erschreckte:

„Heb' auf dein Gewand,
Daß du nicht fallst auf Dosten und Dorant!"

(Dorant wird manchmal als eine Art Leinkraut oder Löwenmaul gedeutet.)

Die Frau aber war beherzt und wußte es besser. Eilig legte sie sich mitten in das schützende Kraut, und die unheimliche Gestalt verschwand auf der Stelle.

Die Pflanze hat einen sehr erfrischenden Duft, und in der alten Volksheilkunde wurde sie vielfach angewandt: „Dosten mit Wein gesotten und den Dampf durch ein Trächterlein in die Ohren gelassen, vertreibt das Sausen darinnen."

Wer von Halsschmerzen geplagt wurde und ein Gurgelwasser benötigte, dem galt der Rat: „Der Safft aus dem frischen, grünen Wohlgemut gepreßt, gibt eine köstliche Mundschwenkung".

„Von dem Dosten kan man auch einen guten Wein machen wie von dem Wermut. Solcher Wein ist gut den alten Leuthen, welche mit den Flüssen des Haubts geplagt werden, so ihnen auf die Brust und Lunge fallen, darvon sie stetig husten und gar voll um die Brust werden; hilft ihnen wol zum außreuspern."

„Welche Frauen Mangel an Milch haben, die sollen nüchtern Wohlgemuth essen, so wird ihnen die Milch gemehret und ist auch dem Kind nützlich."

Das Kräutlein spielt in heutiger Volksheilkunde so gut wie gar keine Rolle mehr.

Es wächst meistens in großen Gesellschaften mit seinen purpur- oder hellroten, in Dolden angeordneten Blüten. Die kleinen eiförmigen Blättchen sind gegenständig und schwach behaart. Die Pflanze wird bis zu einem halben Meter hoch; sie ist über Europa und einen großen Teil Asiens verbreitet.

Ruta graveolens — Raute

Das würzig duftende Kraut, das seine grünen Blätter auch im

Winter behält, ist eine echte Pflanze der Mittelmeerländer. Sie wurde von den Mönchen über die Alpen gebracht und in die Klo-

RUTA GRAVEOLENS
Fuchs 1552

ster- und Bauerngärten verpflanzt, wo sie sich besonders in Süddeutschland sehr einbürgerte.

Bald fehlte sie in keinem Kräutergarten mehr, wovon die ausführlichen Erzählungen der Kräuterväter des 16. Jahrhunderts Zeugnis ablegen. Sie hatten den Berichten der Ärzte und Schriftsteller aus dem Altertum entnommen, was für ein wichtiges Kräutlein die Weinraute sei nicht nur wegen seiner großen Heilkraft, sondern auch als Mittel zur Vertreibung aller Gifte. Sehr praktisch wußte Konrad von Megenberg das anzufangen und schlägt vor in seinem Buch der Natur: „Wer sicherleich an der stat well gan, da die slangen wonent, der schol sein füz reiben mit rauten."

Man richtete sein Augenmerk darauf, ihnen auch im Garten den richtigen Platz zu geben. Tabernaemontanus meinte, daß die Rauten „schöner wachsen und geschlachter werden", wenn man sie unter einen Feigenbaum pflanze „sintemal der Feigenbaum und dieses Gewächs ein angebohrne Lieb zusammen tragen."

Die abgerissenen Schößlein solle man zwischen die Bohnen und Zwiebeln stecken; und Matthiolus erzählt, daß schon die Alten mit

sonderlichem Fleiß die Raute in den Gärten angepflanzt hätten wegen ihrer großen Kraft, alles schädliche Ungeziefer und giftige Tiere zu vertreiben. Vor allem sei es angezeigt, neben die Rauten die Salbei zu setzen, denn die giftigen Krotten (Kröten) seien „Liebhaber" der Salbei und würden dadurch hinweggetrieben."

Nun kommen aber noch ganz dunkle Sachen zum Vorschein: „Etliche vermeinen, die Rautenstöcklein werden am allervollkommensten, so man dieselbigen von gestohlener Raute pflanzt. Andere geben für, so man den Samen mit fluch- und scheltworten sät, soll die Raute desto schöner wachsen."

Auch von der „Kraft und Würkung" des Kräutleins ist viel zu sagen. Besonders galt es für ein heilkräftiges Augenmittel:

„Der Rauten Tugend ist, die Augen heiter machen,
Durch hülff der Rauten sieht ein Mann die scharffsten Sachen.
Die Raut frisch ab dem stock verschlungen und gekeit (gekaut),
Die reinigt das Gesicht von schwerer Dunkelheit."

Deshalb sollen „die bildhawer (Bildhauer), maler, schreiber und studenten diß kraut in hohen eren haben." Ferner wird es empfohlen, „wann ein Mensch nicht schwitzen kann, so nimm Weinrauten, Salz und Essig, stoße sie wohl durcheinander und reibe ihm die Hände inwendig und unten die Fußsohlen warm damit des abends, wann er will schlafen gehen, so wird ihm morgens gegen tag ein Schweiß kommen."

Vor den Kräuterärzten war es auch Paracelsus, der die Raute als Heilpflanze sehr lobte. Er sagt: „Gegen Husten soll man sie in Molken, Käsewasser sieden und warm trinken."

„Wenn du Majoran, Salbei, Minze und Raute mit Wein kochst, hilft dies bei Kopfschmerz."

„Bei Ohrenschmerzen koche die Pflanze und lege dies auf."

Der große Arzt hat sich demnach wohl öfter mit der interessanten Pflanze beschäftigt und immer wieder Versuche unternommen, um sie zu Heilzwecken auszuwerten.

Zum Würzen der Speisen verwandte man die Pflanze gern in Essig. Berühmt wurde sie in dieser Form als Hauptbestandteil des „Vierräubereissigs", eines Getränkes, das während der Pest in Marseille von vier grausamen Räubern getrunken wurde, die der Ansteckung dadurch entgingen und die Pestkranken und Toten

beraubten. In dieser Mischung befanden sich außerdem noch Wermut, Rosmarin, Wachholderbeeren, Lavendel, Kalmus, Knoblauch, Zimt, Muskat, Gewürznelken.

Auch Valentini rühmt die Raute in seinem Kräuterbuch (1719) als Mittel gegen die Pest; man solle sie zerschnitten auf Butterbrot essen, ehe man ausgehe; außerdem solle man einen Löffelvoll Rauteneissig nehmen und „sich damit anstreichen." Während der Pest zu Rom und Neapel sei dies Mittel als „trefflich gut" befunden worden.

Im übrigen war die Raute ein vorzügliches Zauberkraut: In die „Kindswiegen" gelegt, bewahrte es die Kinder vor dem „gegicht oder Fräsel". Hatten sie Bauchweh, so brauchte man nur einen Büschel Rauten in die „Häl" des Herdes zu hängen. War aber ein Kindlein gestorben, so gab man ihm (in Posen) Raute mit ins Grab, damit es nicht so schnell verwesen möge.

Sonst schützte sie auch noch gegen den „bösen Blick", ja gegen den Teufel selber. Denn „das Rautenwasser ist gut, welchs Mensche das an seinem Halse hat, dem mage der Teufel nicht schaden!"

In Ostpreußen lebt ein schöner, alter Brauch, bei dem das Kräutlein eine Rolle spielt. Am Johannistag mittags flechten die Mädchen einen Kranz aus neunerlei Pflanzen, darunter Weide, Storchschnabel, Raute. Er wird mit einem möglichst selbstgesponnenen Faden gewunden, alsdann schweigend und rückwärts über die Schulter auf einen Baum geworfen. So oft das Mädchen vergeblich wirft, ohne daß der Kranz in den Zweigen hängen bleibt, so viele Jahre muß es noch „warten". Erreicht er aber gleich sein Ziel, so bekommt es noch im selben Jahre einen Mann.

In der Volksheilkunde findet der Tee aus der Weinraute wegen seiner stärkenden und heilkräftigen Wirkung mannigfaltige Anwendung. Doch ist die Vorbedingung dazu, ihn nur in kleinsten Gaben zu gebrauchen.

Pfarrer Kneipp empfiehlt ihn bei Blutandrang zum Kopfe und dadurch verursachtem Schwindel und Eingenommenheit des Kopfes, ferner bei Atmungsbeschwerden, Herzklopfen, Unterleibskrämpfen.

Kräuterpfarrer Künzle preist das Kraut als Augenmittel und sagt: „Aus den Blättern macht man einen Aufguß, aber einen

recht dünnen, und benetzt damit sehr oft die Augen; sollte der Aufguß brennen, muß man ihn noch mehr verdünnen.

Täglich 3 bis 5 Blätter frisch gegessen, stärkt ebenfalls die Augen. Man kann dies Kraut auch der Suppe beimischen; aber niemals eine Handvoll, sondern nur einige Blätter, da sonst der scharfe Saft dem Magen schaden würde."

Daß auch vom Standpunkt des Arztes der Weinraute eine Bedeutung zugemessen wird, beweist der Ausspruch W. Bohns in „Heilwerte der heimischen Pflanzen":

„Die Raute äußerlich in der gut filtrierten Abkochung angewandt, bietet ein gutes Mittel bei Ermüdung der Augen und rheumatischen Schmerzen des Augapfels." — „Sie ist ein Muskelmittel und wirkt ebenso oft wunderbar auch bei rheumatischen Schmerzen der Gliedermuskeln und bei Gelenkrheumatismus. usw." ...

Zur Verwendung kommt das kurz vor der Blüte geschnittene Kraut; bei gutem Wachstum läßt sich noch ein zweiter Schnitt vornehmen.

Die doppelt oder dreifach gefiederten Blättchen haben einen etwas graugrünen Farbton. Sie sind wie das Johanniskraut mit Öldrüsen ausgestattet, die man bei guter Beleuchtung leicht als kleine Punkte erkennt. Die gelben Blüten stehen in unregelmäßigen Scheindolden.

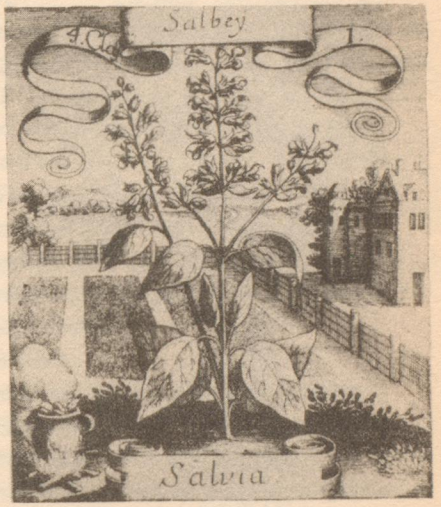
Die Pflanze wird bei uns angebaut. Kommt sie einmal in Weinbergen oder an altem Gemäuer verwildert vor, so ist sie von einer früheren Kultur übriggeblieben; denn ihre Heimat ist Süd-Europa.

Salvia officinalis — Salbei

„Wüchse ein kreutlein vor den todt,
Es wer fürwar die salb (Salbei) on spot."

Als die Mutter Maria mit dem Jesuskinde vor Herodes fliehen mußte, bat sie alle Blumen des Feldes, ihr zu helfen; aber keine gewährte ihr ein Obdach. Da neigte sie sich zu dem Salbei und siehe, hier fand sie Zuflucht. Unter seinen schützenden Blättern versteckte sie sich und das Kindlein vor den Landsknechten des

Herodes. Sie gingen vorüber und sahen sie nicht. Da nun die Gefahr überstanden war, kam die Mutter Gottes hervor und sprach zu dem Salbei: „Von nun an bis in alle Ewigkeit wirst du eine Lieblingsblume der Menschen sein. Ich gebe dir die Kraft, die Menschen zu heilen von jeder Krankheit; errette sie vom Tode, wie du es auch an mir getan hast." Seither blüht das Kräutlein allezeit zu der Menschen Heil und Hilfe. —



SALVIA OFFICINALIS
Valentini 1719

Ein alter Spruch aus dem „Regimen Sanitatis Scholae Salernitanae", einer Sammlung von Merkversen aus der Zeit um 1300, fragt:

›Cur moriatur homo, cui Salvia crescit in horto?‹

„Warum soll der Mensch sterben, dem Salbei im Garten wächst?"

Doch leider lautet die Antwort:

›Contra vim mortis non est medicamen in hortis‹.

„Gegen den Tod ist kein Kräutlein im Garten gewachsen."

Der Name selbst schon erzählt von der hohen Wertschätzung der Pflanze; ist doch Salvia vom lateinischen salvare = heilen, salvere = gesund sein abzuleiten. Konrad von Megenberg sprach von der ›salvei‹ und fügte hinzu: „Daz kraut haizet auch ambrosia deorum (Götterspeise)." Man kann sich denken, daß es durch seinen auffallenden Duft auch zu einem Zauberkraut gestempelt war. Ein ganz geheimnisvolles Rezept verrät der Hortus sanitatis (1485):

„Salvey gelegt in mist vier Wochen, daraus wechst ein vogel, der hat ein wedel gleich als ein schlang und ist weiß und geleichet einem vogel, zu latein genant merula, daz ist ein Drostel; diesen vogel soll man prennen zu aschen und zu pulver.

Wilt du hübsche abentheur mit dem pulver dreiben, so nym

ein ampel und thu darein öl und diß pulvers, und mach darein ein wichen (wohl ein Docht) von einer schlangen haut und baumöl; und wan diſes alſo brinnet gleich einem liecht, ſo duncket alle, die in dem hauß ſind, das hauſſe lauff voll ſchlangen; und diß haben uns beſchrieben magi (Magier) von ſalvay."

SALVIA OFFICINALIS
Fuchs 1552

Von der großen Heilkraft des Kräutleins erzählen nun die Kräutervåter ſehr ausführlich; Bock ſagt: „Unter allen ſtauden iſt kaum eyn gewächs über die Salbey, denn es dient dem artzet, koch, keller, armen und reichen." Dieſe edelſte „Teutſch wurtz" ſollte beſonders von denen in den Garten gepflanzt werden, die nicht das Geld hätten, „gen Frankfurt und Venedig" zu fahren. Das Kräutlein „kräfftigt und ſtärckt die Nerven und kommt zu Hülff allen den Schwachheiten, ſo von Verſtopfung oder Verletzung des Hirns oder der Nerven herkommen." — „Alle Speiß mit dürrer Salbey ſo zuvor als ander Würtz geſtoßen (wie jedes andere Gewürz zerſtoßen) bereitet, ſind lieblich und geſund." „Salbey im Mund gekäuet, machet einen guten Athem."

Tabernaemontanus erzählt, daß die Alten es als ein ſonderlich Frauenkraut genützt hätten nach der Beobachtung, „daß Löwinnen, wann ſich die Geburt nähert, ſolches Kraut ſuchen und eſſen, damit ſie leichtlich gebähren mögen."

Bekannt war ſchon damals wie heute, daß man das Zahnfleiſch, mit friſchen Blättern gerieben, „ſauber und ſteiff" erhält. Sogar

für die Haare wurde es angewandt: „Wann man das Haar oft mit Salbey Saft beſtreicher, ſo wird es gar ſchwartz darvon."

In einer früheren Zeit findet ſich dies Rezept durch Paracelſus noch erweitert, der ſagt: „Wenn man Nußſchalen dazu gibt, nützt ſie zum Schwarzfärben der Haare. Es werde ein Kopfumſchlag gemacht." Er preiſt die großen Tugenden der Salvia beſonders „zur Blutſtillung".

Man gebrauchte ſie auch mit anderen Kräutern zuſammen als Heilmittel gegen alle möglichen Krankheiten, und ihr Lob war unerſchöpflich:

„Der, welcher Salbei hat, mich wundert, daß er ſtirbt.
Doch wiſſe, daß der Todt ein jedes Kraut verdirbt.
Die ſchwache Nerven, das Zyttern der Händ,
Das hitzige Fieber wird dadurch auch abgewendt.
Salbei, Lavendel, ſampt gerechter Bibergeyl —
Nach Schlüſſelblumen und nach Brunnenkreſſen eyl, —
Wann etwan von den Schlag
Die Glieder ſeyn berührt,
Doch wiſſe, daß der Preiß der Salbey vor gebührt."
(Heilpflanzen der Schule von Salerno.)

Nun mußte das Kräutlein aber auch mit Sorgfalt an ſeinen richtigen Platz geſetzt werden: und „ſollen die Salbeyen nicht ohne Rauten gepflanzt werden wegen der Schlangen, ſo ſich gerne darbey verhalten"; Matthiolus ſprach von den „giftigen Krotten" (Kröten), die die „liebhaber der Salbey" wären und gern unter ihren Blättern lebten. Jedenfalls ſollte man dieſe gefürchteten Tiere mit der Raute, der alles Gift weichen mußte, tunlichſt aus dem Garten vertreiben. Über dieſe Freundſchaft der Salbei mit den Kröten äußert ſich etwas ſpäter Valentini in ſeinem Kräuterbuch (1719): „Daß es gantz falſch und fabuloß ſeye, daß die Krotten auff ſonderlicher Zuneigung ſich unter die Salbey verbergen ſollen," ſondern es fänden ſich an den Wurzeln Gebilde, „Gnoden, die faſt wie Krotten anzuſehen wären."

Die fleckigen Blätter aber, die ſchaden könnten, ſolle man lieber abwaſchen; ſie kämen von einem „böſen, giftigen Meel Thau her."

Wie in alten Zeiten, ſo iſt auch heute noch das Kräutlein Salbei in der Volksheilkunde ganz beſonders beliebt.

Der Teeaufguß als Gurgelwasser gilt als vorzügliches Mittel bei Halsentzündungen, Beschwerden beim Schlucken, auch bei locker werdenden Zähnen als Spülmittel angewandt. Kneipp empfiehlt den Tee gegen Nieren- und Leberleiden.

Die wissenschaftliche Medizin hebt seine große Bedeutung gegen lästigen Nachtschweiß hervor. Darüber äußert sich Madaus: „Das wirksame Prinzip der Salbei ist wahrscheinlich ihr ätherisches Öl (etwa 1 1/2 %), das eine starke Drüsenwirkung hervorruft, die die Schweißsekretion sehr hemmt," daher erstrecke sich ihre Hauptanwendung gegen übermäßige Schweißabsonderung, „auch Leute mit ewig nassen Händen nehmen sie mit bestem Erfolg."

W. Bohn lobt das Kraut ebenfalls als ein Drüsenmittel für die Haut und Schleimhaut. „Es beruhigt bei Schweißausbruch aus Schwäche und bei Nachtschweiß auch in der Schwindsucht."

Rademacher sah in ihm ein auf das Rückenmark wirkendes Mittel. „Es wirkt beruhigend gegen Erregungen, Zittern, Schmerzen, Lähmungen, die vom Rückenmark ausgehen. Tagesgabe 20 gr."

Auch Flamm-Kroeber spricht in seinen ausführlichen Darlegungen über Salbei unter anderem von einer direkten Nervenwirkung. Außerdem hält er den Gebrauch für angezeigt bei katarrhalischen und entzündeten Magendarmstörungen, bei Leberanschwellung und Gallenstauung, bei fieberhaften Lungenerkrankungen, Nierenschwäche, bei zu seltener und zu träger Regel.

Für den gewöhnlichen Gebrauch rechnet man einen Teelöffel Tee auf 1 bis 2 Tassen Wasser; will man aber — je nach der Krankheit — eine schweißtreibende Wirkung erzielen, so schreibt Flamm-Kroeber 2 Eßlöffel Tee auf eine Tasse vor.

Neben den medizinischen Anwendungen darf man schließlich die Salbei auch als köstliches Gewürzkraut nicht vergessen. Die Köchin gebraucht es gern in kleinen Portionen zu fetten Speisen wie z. B. zu Schweinebraten. Auch grüner Aal wird schmackhafter durch ein Blättchen Salbei. Zu Kräuterkäse und Würztunken liefert sie einen guten Bestandteil, ja, in manchen Gegenden bäckt man „Salbeykuchen."

Das vielseite Kräutlein ist sogar im fernen Osten sehr geschätzt: Die Chinesen bevorzugen es und wundern sich über die Europäer, die Tee aus ihrem Lande holen, da sie doch selbst eine so

prächtige Pflanze besäßen, die ihrem Tee noch vorzuziehen sei. Davon erzählt Dr. H. Waldeck (Dresden-Radebeul) in seinem interessanten, ausführlichen Kapitel über die Salbei in den Mitteilungen der „Deutschen Arbeitsgemeinschaft zur Förderung der Beschaffung heimischer Heil-, Gewürz- und Duftpflanzen" (Leipzig, 5. Veröffentlichung). Er übermittelt diesbezüglich auch den Ausspruch eines chinesischen Arztes, der in Frankfurt a. M. studierte: „Pflanzen und studieren Sie nur Salbei; das ist eine große Medizinblume mit starken Kräften! Man liebt sie in China sehr. Sie ist gut für viele Krankheiten."

Die über die ganze Mittelmeerküste bis nach Spanien verbreitete Salvia officinalis bevorzugt Kalkformationen. Sie wird zu Ausfuhrzwecken besonders in Dalmatien und auf den Inseln des Adriatischen Meeres gesammelt. Die trocknen Blätter bilden auch einen wichtigen Bestandteil der Kräuterkissen. Sogar Matratzen füllt man mit Salbei und anderen aromatischen Kräutern, um Gicht- und Rheumatismuskranke darauf zu betten.

Zumeist wird das Kraut vor der Blüte geerntet; Oesterreich aber schreibt vor, es während der Blüte zu sammeln.

Wie beliebt auch in England das Kräutlein Salbei ist, zeigt der Spruch:

„He that would live for aye
Must eat sage in May.
(Wer ewig leben will, muß Salbei im Mai essen.)

Die Homöopathie stellt aus den frischen Blättern eine Essenz her.

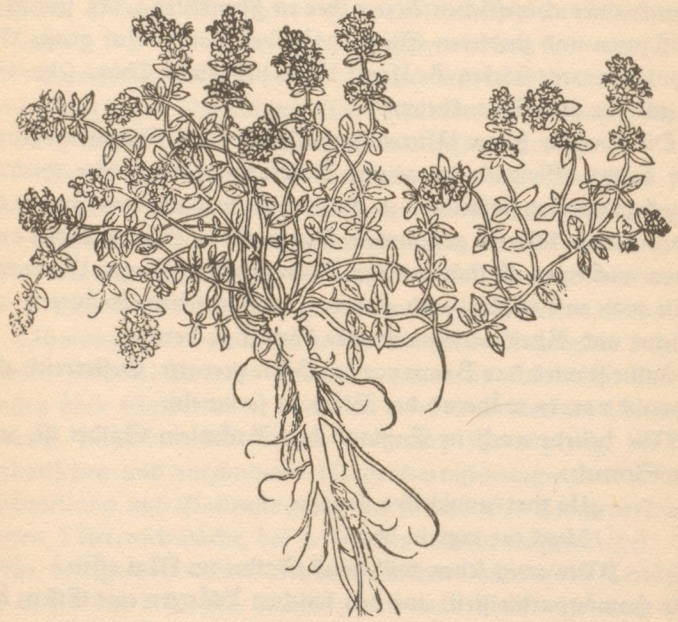
Die bei uns angebaute Gartenpflanze ist mit ihren im unteren Teil verholzten Stengeln ein kleiner Halbstrauch, der etwa 3/4 m hoch wird. Die Blätter sind gegenständig, gestielt; die Blattspreiten sind eigenartig runzelig.

In jungem Zustand sind sie ebenso wie die Ästchen filzig behaart. An der Spitze der Stengel stehen die violetten Lippenblüten. Die ganze Pflanze strömt einen stark aromatischen Duft aus. Die nahe Verwandte Salvia pratensis, Wiesensalbei, schmückt mit ihren wunderschönen blauen Blüten die Wiesen in Mittel- und Süddeutschland. Auch ihre Urheimat ist das südliche Europa.

Zur Verwendung kommen die Blätter, die man vor der Blüte sammelt.

Thymus serpyllum **Quendel**

In Tirol und im nahen Salzburgischen ist der würzige Feldthymian, den man dort Karwendel oder Rundlkraut nennt, ein frommes Kräutlein; soll doch die Mutter Gottes einst, als sie über das Gebirge ging, sich auf einen Karwendelrasen niedergesetzt und



THYMUS SERPYLLUM
Fuchs 1552

darauf gerastet haben. Nach einer anderen Legende flocht sie sich aus den duftenden Blumen ein Kränzlein und setzte es sich bei ihrer Vermählung mit dem heiligen Joseph auf das Haupt. Seither hatte es eine so große Kraft, und die Mädchen im Unterlande und im daranstoßenden Salzburgerlande stellten es zum Schutze gegen den Bösen in die Fenster ihrer Schlafkammern.

War es doch schon vorgekommen, daß der Teufel in Gestalt eines schmucken, grünen Jägers zu den Dirnen fensterln gegangen war und das erste beste Mädel, das sich ihm zeigte, durch die Lüfte auf und davon geführt hatte.

An der Salzburger Grenze lebte einst „in einem der neun einsamen Bauernhöfe bei Strub" eine kleine Näherin. Vielleicht weil sie ihr Handwerk so gut verstand, war sie überaus eitel. Kein Kleid war ihr gut und prachtvoll genug; ja, am liebsten hätte sie sich mit lauter Gold und Silber geschmückt. Sie war aber auch schön wie ein Blümlein, und viele Burschen bewarben sich um sie; keiner aber gefiel ihr und war ihr vornehm genug gekleidet. Da kam von fernher ein fremder Knecht zu einem Bauern in die Nachbarschaft gezogen. Der besaß eine Jacke vom feinsten Tuch mit großen Silberknöpfen, und um seinen Hut trug er eine goldene Schnur. Das gefiel der kleinen Näherin gar wohl, und das G'wand schien ihr verschwenderisch genug. So waren ihre Gedanken vom Morgen bis zum Abend bei dem schmucken Burschen; und bald kamen sie überein, in die weite Welt zu wandern und ein schönes, freies Leben in Saus und Braus zu führen. Die Nacht wurde bestimmt, in der der Knecht das schöne Dirnlein abholen wollte. Es hatte aber eine Mutter, die den fremden Mann mit seinen unheimlichen, schwarzen Augen durchaus nicht leiden mochte und ihm auch nicht traute.

Alle Bedenken wurden von dem Töchterlein abgewehrt. Die besorgte Mutter aber wußte sich zu helfen: Sie holte frisches Rundlkraut und Widritat (wahrscheinlich das kleine Moos Polytrichum commune, auch goldener Widertod, Widerton oder Widritat genannt) und befestigte beide Kräuter vor dem Fenster ihrer Wohnung. „Nützt's nicht, so schadet es auch nicht", dachte sie dabei.

Die Nacht, die zu der heimlichen Flucht bestimmt war, kam heran. Doch als der Knecht nahte, um seine kleine Näherin zu holen, blieb er wie gebannt schon in einiger Entfernung stehen, sah die Kräuter und schrie in erboster Wut:

„Rundlkraut und Widritat
Hab'n mi um d'Nahd'rin braht!"

und damit „fuhr er flammend durch die Luft davon."

Das hat ein Mann gehört und gesehen, der in dieser Nacht als Botengänger unterwegs war, und so ists bekannt geworden. Die Geschichte erzählt man sich mit kleinen Abweichungen auch im Zillertal.

Die alten Kräuterväter berichten von dem Quendel, daß sein

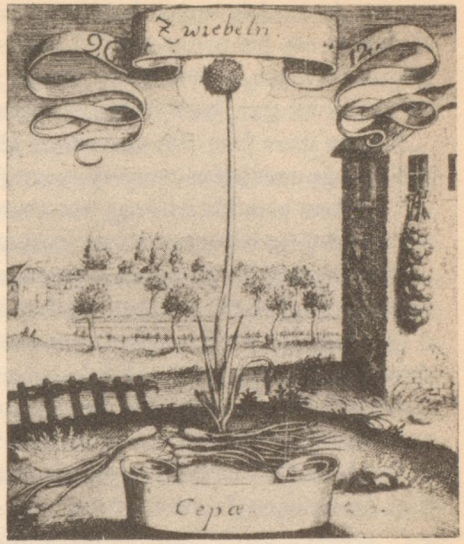
Geruch dem „Hirn“ wohltut: „Ein Krantz von frischem Quendel, auf das blose Haubt gelegt, stillet den Schmertzen und die scharpffen Stich desselbigen.“

Wo man Bienen zieht, soll man den Quendel fleißig anpflanzen, denn nach dem Thymian (dem Gartenthymian) sei er den Bienen „am aller anmütigsten.“ Auch wird geraten, den Feldthymian in die Gärten zu pflanzen, dann wird er „am Geruch viel lieblicher.“

Die heutige Volksheilkunde benützt den Tee des duftenden Kräutleins in Verbindung mit dem echten Thymian als Mittel gegen hartnäckigen Husten, auch beim Keuchhusten. Vor allem aber dient die Abkochung bei Fußverstauchungen in Form von Auflagen oder als Fußbad.

In der Küche ist nach dem Rezept der Alten der Quendel „zum fleisch und fischen gleich dem Peterſilgen beruffen.“ Das Kräutlein „kreucht und pflanzt sich auff der Erden fort mit vielen dünnen, runden und biegigen Stengeln; daran sind die langlechten blättlein ... Bei dieser Blätter ursprung oder gewerben stossen andere kleine stengelein herfür zu beiden seiten mit kleinen blättlein. Oben an den stengeln stehen purpurfarbe Blümlein mit weiß vermischt ... Das gantze Gewächs reucht wol und schmeckt scharff.“

Das Kräutlein ist sehr verbreitet an Waldrändern, Rainen und sonnigen Heiden und steigt in den Alpen hoch hinauf.



Valentini 1719

Wegen ihrer zahlreichen Häute war die Zwiebel bei den Ägyptern das Symbol und die Hieroglyphe des vielgestaltigen Mondes. Auch glaubte man, daß ihr Wachstum unter seinem Einfluß stehe.
Den Priestern der Mondgöttin Isis war der Genuß der Zwiebel verboten; denn einstmals war ein Liebling der Isis, Diktys, beim Auffangen von Zwiebeln in den Nil gestürzt und ertrunken.
Umso reichlicher nährte sich das Volk mit der allgemein geschätzten Pflanze. Bekannt ist der Bericht des griechischen Geschichtsschreibers Herodot, nach dem die Arbeiter bei dem Bau der Pyramide des Cheops, des Königs von Memphis, für 1600 Silbertalente (etwa 7,5 Millionen Mark) Zwiebeln, Rettich und Knoblauch verzehrt haben. — Vielfach lassen sich auch auf altägyptischen Darstellungen, zurückgehend auf die 5. und 6. Dynastie (3300-3100), Nachbildungen der Zwiebel erkennen.

Bei den Griechen spielte sie ebenfalls eine besondere Rolle: Auf den Altären des Apollotempels zu Delphi wurde sie als Opfergabe dargebracht. Wer aber die größte stiftete, bekam als Belohnung einen Anteil an dem Opferschmause der Priester. Also bereits eine landwirtschaftliche Prämie! War doch einst Latona, die Mutter der göttlichen Zwillinge Apollo und Arthemis, als sie vor deren Geburt an Appetitlosigkeit litt, durch die Zwiebel geheilt worden.

Wie im Altertum, so war auch in späteren Zeiten von der Pflanze immer viel die Rede. Die genaueste Auskunft wußten die Kräu-

tervåter des 16. Jahrhunderts zu geben, zunächst einmal über die verschiedenen Arten: „Die langen Zwiebeln sind scharffer als die runden, die rothen mehr als die weißen, die dürren als die grünen, die rohen als die gesottenen." Nun hieß es: „Die Zwibeln seyn gut zum Magen, treiben die phlegmata heraus; darum sind sie den Cholericis nit gut, sondern den Phlegmaticis."

„Wegen ihrer über sich riechenden schärffe beschwären sie leichtlich das Haupt, sollen derowegen von studierenden Personen, welche mit dem gemüth arbeiten, und denen so feucht Gehirn und ein blödes Gesicht haben, gemeidet werden."

Für die Kahlköpfe gab es ein anmutiges Rezept: „Welcher mit Zwobeln strichet die kale stat, machet do selbest hare wachsen."

In alten Bauernkalendern wird viel vom Zwiebelsetzen gesprochen. Der Stand des Mondes sei dabei genau zu beachten. „Alles, was unter sich wachsen soll wie Zwiebeln, Rüben usw., muß bei abnehmendem Mond geflanzt werden."

Der beste Tag zum Zwiebelsetzen, heißt es, sei der 21. März, der Tag des heiligen Benedikt; denn

„Benedikt macht die
Zwiebeln dick."

Mit der Wahl des rechten Zeitpunktes ist es aber noch längst nicht getan: Vor allem muß man einen rechten Ärger mitbringen, wenn man sich an die Arbeit begibt; dann gedeihen die Zwiebeln am besten. Es wäre ja nun vielleicht gar nicht besonders unnatürlich, wenn man dieser Stimmung auch durch irgendein kräftiges Wort Ausdruck verliehe. Das wäre aber nun schon wieder ganz verkehrt; denn beim Zwiebelsäen muß man schweigen; sonst wachsen „lauter Narren" daraus, d. h. sie schießen ins Kraut und setzen nicht an.

Am Johannistage aber „sollen sich die Bauern in den Zwiebelbeeten wälzen", dann gibt es eine gute Ernte. Bekanntlich tritt man das Kraut nieder, damit nun vor allem die Zwiebel selbst erstarkt.

Aus allen diesen abergläubischen Vorstellungen ist zu ersehen, was für eine große Wichtigkeit dem Gedeihen der Pflanze beigelegt wurde.

In der Christnacht wurde sie sogar zur Wetterprophetin. Man stellte zwölf Zwiebelschalen, den Jahresmonaten entsprechend, der

Reihe nach auf den Tisch, ehe man zur Messe ging, und bestreute sie mit Salz. Kam man heim, sah man nach, in welchen Schalen sich am meisten Feuchtigkeit gesammelt hatte; das waren dann die regenreichen Monate.

„Op onsen Bön (Boden) steit e Mann,
Heft hundertdusend Pölzkes (Pelze) an
Un verfrert doch öm Winter!"

Ein prächtiges Volksheilmittel war die Zwiebel schon immer:

„Eine Zwiebel am Tag
Hält den Doktor im Schach."

Pfarrer Kneipp lehrt ein leicht herzustellendes Rezept: „Wenn man die Zwiebel in kleine Stücke zerschneidet, zerquetscht und in Weinspiritus ansetzt, so hat man eine herrliche Medizin! Wer an schlechter Verdauung leidet, von Gasen und Verstopfung geplagt ist, der nehme täglich 2-3 mal 10-12 Tropfen von dieser Tinktur.

Auch sind sie denen zu empfehlen, welche viel Durst haben, sowie Leuten, die viel Kranke verpflegen und der Gefahr ausgesetzt sind, ansteckende Krankheiten zu erben." — Ferner können „die Zwiebeln mit Honig gekocht werden," sagt Kneipp weiter, „und dies ist vor allem jenen zu raten, die Beschwerden beim Wasserlassen haben. Täglich 2 bis 3 mal 3 bis 4 Löffel voll solchen Honigzwiebelwassers genügen. Zwiebel und Rosmarin in halb Wasser und halb Wein mit einander gesotten, treibt den Urin noch viel gewaltiger ab und ist ein wirksames Mittel gegen die Wassersucht."

„Wer eine Quetschung erlitten hat, reibe die gequetschte Stelle mit einigen Tropfen Zwiebelsaftes ein, und der Schmerz wird bald nachlassen."

Hierher gehört auch Kräuterpfarrer Künzles vortreffliche Heilmethode mit der Zwiebel. Er erzählt unter der Überschrift: „Vom Arzt aufgegeben — durch Zwiebeln gerettet," folgendes:

„Abends 8 Uhr schellt es bei mir an. Ein Mann steht draußen und weint. Da muß etwas ganz Schlimmes vorliegen; der Mann ist ein richtiger Bündner, und diese sind durchaus nicht bekannt als weinerliche Leute; zudem ist der Mann zehn Stunden weit hergekommen. Was gibts? Sein 5 jähriger Junge hat die Hirnentzündung und man hat den Arzt gerufen; der hat ihn wiederholt

untersucht und dann kurzweg erklärt: „Der kommt nicht mehr davon, da kann keiner mehr helfen, ich komme da nicht mehr!" — Ein Vierteljahr später kommt eine Mutter mit einem munteren Knaben zu mir und fragt: „Erinnern Sie sich nicht mehr, wie abends einmal ein weinender Mann zu Ihnen kam und wie er jammerte, daß sein Bub die Hirnentzündung habe und vom Doktor aufgegeben sei?" Auf meine Bejahung hin, stellt sie den Buben vor und sagt: „Das ischte." Wie hat sie ihn geheilt? An jenem Abend gab ich dem Mann den Rat, sie sollen dem Knaben rohe zerhackte Zwiebeln über den ganzen Kopf legen, aber vorher noch die Haare kurz abhauen; ebenso sollen sie Zwiebeln auf den Bauch legen (dort jedoch gewärmte) und auf die Fußsohlen und diese alle 12 Stunden erneuern, so 8 Tage lang; dabei sollen sie den ganzen Leib täglich fünfmal tüchtig abwaschen und zwar bei Fieber mit kaltem Wasser, ohne Fieber mit recht warmem. Die Leute haben es genau so gemacht. Nach 8 Tagen war die Krankheit vorbei und der Bub auf und lustig. Nun badeten sie ihn noch eine Woche auf meinen Rat täglich 1/4 Stunde in Heublumen, um den noch etwa zurückgebliebenen Krankheitsstoff auszuziehen. Der Arzt sah den Buben dann draußen sich herumtummeln, erstaunte, erfuhr den Sachverhalt und — freute sich!...

Warum Zwiebeln auf den Kopf? Um die giftigen Stoffe auszuziehen, welche die Hirnentzündung bewirkten. Wozu Zwiebeln auf den Unterleib? Um den Abgang von Stuhl und Urin zu befördern. Wozu Zwiebeln auf die Fußsohlen? Um die Fieber herabzuziehen; das taten sie auch. Die Fußsohlen waren immer naß vom heraus fließenden Wasser. Wozu die vielen Ganzwaschungen? Um die Poren der Haut beständig offen zu halten und so den Stoffwechsel zu beschleunigen und viele Giftstoffe zu entfernen. Wo die Krankheit nicht schon tuberkulös ist, wird auf diese Weise jede Hirnentzündung geheilt. Das wird freilich an den Universitäten noch lange nicht gelehrt werden, darum lebe die Naturheilkunde!"

Es hat sich auch bei Halsschmerzen und Heiserkeit ein Zwiebelumschlag als sehr heilsam erwiesen. Die Zwiebeln werden dazu fein gewiegt, damit sie ihren vollen Saft hergeben, auf ein dünnes Leinentüchlein getan, das den Saft gut durchläßt, und um den

Hals gelegt. Darüber kommt ein ebenfalls nur dünner, feuchter Leinenstreifen, ein dickerer, trockener und schließlich der bewährte wollene Strumpf, der, mit Sicherheitsnadeln befestigt, den Zwiebelwickel abschließt. Mancher wird einwenden, daß der Geruch doch gewiß sehr unangenehm sei. Das ist aber wirklich nicht so schlimm. Abends denkt man vielleicht dabei an ein gutes Beefsteak, und morgens, nachdem man sich gewaschen hat, ist nicht das Geringste mehr vom Zwiebelduft zu verspüren!

Wie wird man nun aber erst für die nützliche Pflanze interessiert, wenn man den Forschungen des Professors Georges Lakhovsky nachgeht („Das Geheimnis des Lebens, kosmische Wellen und vitale Schwingungen," München, Beck, 1932)! Er erklärt sie für das „vegetabilische Radium" und sagt: „Jede Zwiebel und insbesondere die Zwiebelscheibe der Wurzel, sendet eine Strahlung aus, deren Wellenlänge durch die Interferenzmethode gemessen werden kann und die mittels des Spektroskops mit den ultravioletten Strahlen identifiziert worden sind."

Diese lebhafte Strahlungstätigkeit der Zwiebelstücke oder ihres Breies wurde auch durch Dr. Walter Stempell, Prof. der Zoologie, einwandfrei festgestellt. („Die unsichtbare Strahlung der Lebewesen", Jena 1932.) Lakhovsky hält die Zwiebel nicht allein für ein Mittel zur Beseitigung aller schädlichen Ablagerungen im Körper in jedem Lebensalter, sondern für das beste Vorbeugungsmittel gegen die Bildung des Krebses.

Um Kranken, die einen Abscheu vor rohen Zwiebeln haben, diesen Pflanzenstoff als Heilmittel beizubringen, bediente er sich eines Zwiebelserums zum Einspritzen. Versuche an Mäusen und Meerschweinchen, die gut ausfielen, wurden in einem Pariser Krankenhaus an Krebskranken fortgesetzt. „Die erzielten Resultate waren durchaus ermutigend."

„Kranke, die rohe Zwiebeln lieben und sie zu jeder Mahlzeit nehmen, erfahren dieselbe Besserung wie durch die Spritzen."

Deshalb redet Lakhovsky der Rohkost sehr stark das Wort und glaubt, daß ihr täglicher Genuß vor allem in Verbindung mit recht viel Zwiebeln die Menschen vor Erkrankung am Krebs bewahrt.

Als Beispiel führt er an, daß bei Fellachen und Arabern, die

sich sehr stark von Zwiebeln nähren, der Krebs fast unbekannt sei. Dasselbe träfe zu bei Bewohnern bestimmter Gebiete des Orients, Rußlands, Polens.

Dasjenige Land, das den größten Konsum an Zwiebeln aufweist, sei Bulgarien. Statistisch wäre festgestellt, daß die Menschen dort am ältesten würden. Hundertjährige kämen häufig vor, sogar 120 und 130 jährige. Hier hätte nun der Chirurg Stoinaoff erforscht, daß Fälle von Krebserkrankungen zwölfmal geringer seien als bei anderen Kulturvölkern. Die Bulgaren wären ein besonders gesunder Volksstamm, und schon das Morgenfrühstück dieser Bauernbevölkerung bestände aus rohen Zwiebeln, Brot und Salz.

Die Zwiebel wird es freilich nicht allein sein, die diesem starken Menschenschlag zu einem besonders langen Leben verhilft. Doch die interessante Pflanze mußte auch einmal von dieser Seite her beleuchtet werden.

Die verschiedensten Namen sind gebräuchlich. Im Niederdeutschen spricht man von der „Zipolle", „Sipel", „Oje", in der Mark von der „Bolle", im Bayerisch-Oesterreichischen von der „Zwifl", in der Schweiz von der „Bölle". Sämtliche Namen sind abgeleitet von dem italienischen „cipolla", einer Verkleinerungsform von „cepa".

Die zu den Liliengewächsen zählende Pflanze besitzt grünlich-weiße Blüten, die langgestielt und in einer kugeligen Scheindolde vereinigt sind. Manchmal bringen sie Brutzwiebeln hervor.

Allium sativum — Knoblauch

„Es saßen etlich reuter frisch
daselbst zusammen an den tisch,
aßen ihr brot, daneben auch
den knobelauch nach landes brauch."

(Fischart.)

Die uralte Kulturpflanze spielte früher im täglichen Gebrauch eine noch wichtigere Rolle als heute.

Schon das Altertum beschäftigte sich mit ihrer zauberabwehrenden Kraft. Da das Kraut bei längerem Liegen an der Luft schwarz wird, wollte Plinius daraus erkennen, daß die Pflanze alles Böse und Dunkle an sich zöge.

Als Mittel gegen den giftigen Schlangenbiß wurde sie gerühmt. Ja, die Schlangen selbst, in denen böse Dämone ihren Wohnsitz hatten, konnten durch den Knoblauch vertrieben werden.

Valentini 1719

Aber auch zu allen anderen Zeiten hat die auffallende Pflanze ein besonderes Interesse erregt. Nach einer märkischen Sage war sie „der Neidstern". Als die Marienblümchen aus den Tränen der Maria entstanden waren, kam der Teufel und warf neben jedes eine Kralle. Aus diesen Krallen erwuchs der Neidstern. Überall, wo er auftritt, sterben die anderen Pflanzen ab; nur das Marienblümchen vermag seinem Weiterschreiten Einhalt zu gebieten.

Auch die guten Geister hatten einen Abscheu vor dem Knoblauch. An der Meeresküste in einem Bauernhof bei Ostende gab es einen hilfreichen Nix; der hieß Flerus. Alles, was man wollte, tat er; nur verlangte er täglich ein Schüsselchen gut gesüßter Milch. Einst wollte ihm ein vorwitziges Dienstmädchen einen Schabernack spielen: Statt des Zuckers tat es ihm Knoblauch in die Milch. Da schüttelte sich der Nix vor Grausen, warf der Dirne den Teller an den Kopf und rief:

„Milch und Lauch!?
Flerus zieht weg
Und das Glück auch!"

Von da an ging auf dem Hof alles „den Krebsgang".

In Böhmen gibt man am heiligen Abend dem Haushund, dem Haushahn und dem Gänserich Knoblauch zu fressen; dann werden sie furchtlos; und der Haushund wird so böse und scharf, daß er selbst vor dem Teufel nicht Reißaus nimmt. Was Karo wohl zu dem Knoblauch sagt? Ich glaube, er wird sich ebenso schütteln wie Flerus. Anders wäre es vielleicht bei einer leckeren Knoblauchwurst! Dazu würde er sich schon eher herbeilassen.

Die Pflanze spielt in Böhmen auch sonst eine sehr wichtige Rolle. An der deutschen Grenze, z. B. in der Gegend von Oberrittersgrün im Erzgebirge, gibt es in den Bauernhäusern tagaus, tagein zum Abendbrot die würzige Knoblauchsuppe. Ich habe sie selbst mitgegessen und war erstaunt, wie gut sie schmeckt. Ihr Rezept zu behalten, ist nicht schwer: Ein guter Topf Wasser, etwa zwei Hände voll saubergeputzter Knoblauchzehen, die immer einmal durchgeschnitten werden, ein Stück Butter, Salz. Das Ganze muß recht lange kochen und schmeckt dann ähnlich wie eine Fleischbrühe. In die fertige Suppe kommen Semmelbröckchen. Sie macht die Backen rot und die Glieder frisch!

Die Bäuerin erzählte, die Kinder wären daher alle so gesund, und mit dem Arzt hätte sie noch kaum etwas zu tun gehabt. Auch trüge der echte Böhme stets etwas Knoblauch bei sich, da er glaube, daß die Knolle alle Krankheiten an sich zöge. In den Ställen hängt man Knoblauch auf, um das Vieh vor Krankheiten zu schützen.

Aus dem Osten erzählt G. Lakhovsky (Geheimnis des Lebens, München, 1932) folgendes: „In Sibirien wächst in den Wäldern eine Art wilden Knoblauchs, den man dort Tscheremissa nennt. Die heilkräftigen Eigenschaften der Wurzeln sind so außerordentlich, daß im Herbst ganze Pilgerzüge von Greisen und Kranken dorthinströmen, um sich an Ort und Stelle von dem wilden Knoblauch zu nähren."

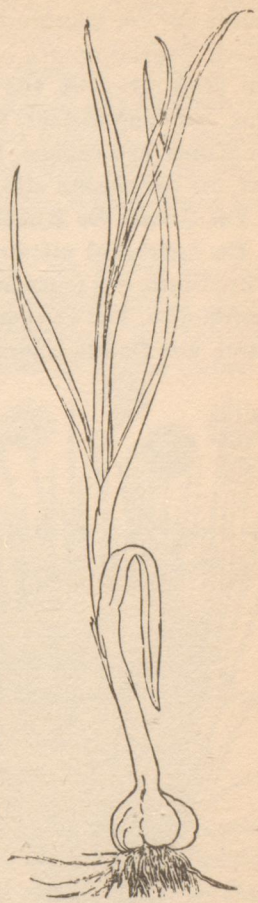
Die Heilwirkung der Pflanze wußten auch schon die Kräuterväter des 16. Jahrhunderts zu würdigen.

„Knoblauch macht eine helle Stimm," sagt Bock, „und benimmt den alten Husten, treibt den Harn, laxiert und ist gut den Wassersüchtigen." Weil er allem Gift widersteht, empfiehlt Matthiolus, daß „die Schnitter und Mäder zur Sommerszeit, wann sie in der

Hitze großen Durst leyden und ungesund Wasser trinken müssen, fleißig den Knoblauch brauchen." Und so stark ist seine giftabwehrende Kraft, daß, „so man Knoblauchshäubter an eine Schnur hencket, solche auf dem Tisch zirkelweise ausbreitet, und in die Mitte eine Spinn leget, dörffe sie sich nicht auff dem Zirkel begeben und über den Knoblauch schreiten."

„So jemand Knoblauch esset und den Geruch nicht mag, der esse grün Rautenblätter darauf," rät Bock. Auch Petersilienblätter sind für diesen Zweck geeignet.

Der Knoblauch steht heute wie ehedem als Volksmittel in stärkstem Gebrauch; und wer seine Kräfte und Säfte auffrischen will, überlegt sich, wie er die Knoblauchkur wohl am besten anfangen könnte, ohne — in einsamer Größe — von der Umwelt gemieden zu werden. Wer einen guten Magen hat, verzehrt am Tage 1 – 2 Knoblauchzehen auf dem Butterbrot. Wem dies nicht behagt, der kann sich diesen Brotbelag auf die leichteste Weise umwandeln: Man schneidet die geputzten Zehen in Scheiben, nimmt frische Butter dazu in eine Pfanne und röstet sie wie die Zwiebeln, aber nur bis zur Hellbräune, sonst werden sie bitter. Dies läßt man erkalten und streicht es auf das Brot. Die knusperigen Knoblauchscheibchen schmecken köstlich.



ALLIUM SATIVUM
Fuchs 1552

Man kann diese Knoblauchbuttertunke auch warm in geringen Mengen zu frisch gekochten Kartoffeln verspeisen. Ißt man hinterher etwas Salat oder ein Butterbrot, so verschwindet der Geruch. Die kräftige Knoblauchsuppe, von der ich erzählte, bildet vielleicht eine angenehme Abwechslung.

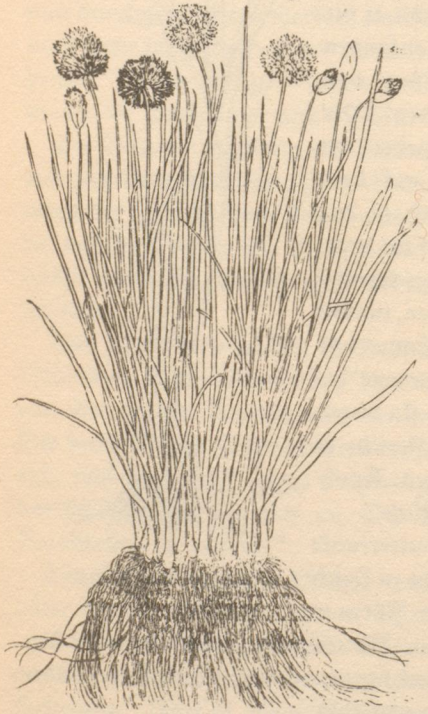
Eingehende wissenschaftliche Darlegungen über die Wirkung

und Anwendung der Pflanze finden sich in Flamm-Kroebers Werk: „Die Heilkraft der Pflanzen"; hieraus sei angeführt:

„Einer besonderen Besprechung bedarf die Wirkung des Knoblauchs auf den Blutdruck beziehungsweise auf die Aderverkalkung. Nach Beobachtungen verschiedener Autoren (Loeper, Zeitschr. f. exp. Med. 1931, S, 596) besteht eine direkte Wirkung auf Kreislauf, Herz und Gefäße: So wird der Blutdruck gesenkt, der Puls langsamer und ruhiger, die Herzernährungsgefäße werden erweitert, der Herzmuskel also gekräftigt". usw.

Die Heimat des Knoblauchs scheint der Orient zu sein.

Die Zwiebel ist zusammengesetzt aus den fast gleichgroßen Nebenzwiebeln, den sogenannten Zehen. Sie sind von weißen Häuten umschlossen. Der Stengel ist rund, die Laubblätter sind flach und lineal. Die Dolden tragen rötlichweiße Blüten an langen Stielen. Zwischen ihnen befinden sich Brutzwiebeln.



ALLIUM SCHOENOPRASUM
Fuchs 1552

Allium schoenoprasum
Schnittlauch

Man nennt ihn auch Prieslauch, Pankokenkraut (Pfankuchenkraut); denn „in unserm land brauchen die köch die grüne pfeifflin von bryßlauch zu den pfannkuchen, dieweil andere kreutter noch nit wintershalben herfür wachsen."

In der alten Volksmedizin wurde der Schnittlauch ebenso angewandt wie der Knoblauch und die Zwiebel; doch wurde davor gewarnt, zu viel zu genießen, da man

daran sterben könne. Die Sage erzählt, daß der römische Ritter Mela, da er seine Provinzen schlecht verwaltet hatte, zum Kaiser Tiberius befohlen wurde. Da trank er etwa 10 Gramm Prieslauchsaft und starb schmerzlos auf der Stelle!! Noch nicht mal eine üble Art, um ins — Jenseits zu verschwinden! Von Kaiser Nero wird erzählt, daß er an bestimmten Tagen Schnittlauch mit Öl ohne Brot aß, damit seine Stimme einen guten Klang bekäme.

Die Verwendung des Schnittlauchs als Belag auf Butterbrot, um Käse zu würzen oder als Bestandteil der Kräuterbutter und grüner Salate ist allbekannt.

Die röhrenförmigen Blätter treiben aus den kleinen Zwiebeln kräftig empor. Man schneidet sie zum Gebrauch immer wieder herunter und läßt die Pflanze nicht dazu kommen, ihre bläulichroten Doldenblüten zu entfalten, da sie dann an Aroma verliert.

Anethum graveolens
Dill

Wer sich Dill und Haberstroh in die Schuhe steckt, der wird vor Gericht stets Recht bekommen; ja, die strenge Justiz muß verstummen. Heißt es doch in der Niederlausitz:

„Vor Haberstroh und Dille,
Da schweigen die Herren (Gerichtsherrn) stille!"

Es war auch sonst ein gutes Zauberkraut, das vor Hexerei schützte. Denn:

„Verbenenkraut und Dill
Hindert, was die Hexe will".

Darum gebrauchte es auch der Bauer voller Eifer. Neugeborene Kälber rieb man mit Salz und Dill ab. War der Viehstall ausgemistet, streute man getrockneten Dill umher. Hatte eine Kuh gekalbt, bekam sie in den ersten Trank Dill und Kümmel. Das sollte aber auch wohl zur allgemeinen Kräftigung dienen; denn früher war der Dill ein vielgebrauchtes Heilmittel. Die Abkochung linderte Leibschmerzen, vertrieb Blähungen, stillte Erbrechen.

Gleichzeitig war er schon immer das beliebte Küchenkraut: „Es wird in Suppen und Gemüß nützlich gebraucht und gibt einen guten Geschmack. Mit dem Saamen machet man die jungen

ANETHUM GRAVEOLENS
Fuchs 1552

Cucumern (Gurken) ein. Deßgleichen wird er nützlich gebraucht, das Fleisch damit einzumachen und zu den Würsten. Darvon dann alle solche Speisen ein anmüthigen Geschmack bekommen. In Summa: Unsere Weiber und Köch können des Dillen in ihren Küchen keineswegs entbehren."

Das Kräutlein ist sehr bescheiden und nimmt mit jedem Boden fürlieb. Hat man es einmal im Garten, erscheint es durch Selbstaussaat gewöhnlich jedes Jahr wieder. Zur Verwendung kommen Kraut und Samen; jenes schneidet man vor der Blüte und trocknet es für den Winter. Auch setzt man das grüne Kraut gern in Essig an, um eine köstliche Würze, den Dillessig, für Mayonnaisen, Salate und saure Tunken zu gewinnen.

Der Dill wird leicht mit dem Fenchel verwechselt, hat aber als besonderes Merkmal linsenförmige, breitgeflügelte Früchte. Die gelben Blüten stehen in Dolden. Die stark zerschlitzten Blätter sind mehrfach gefiedert und haben einen aromatischen Duft; sie erscheinen auch durch einen feinen Wachsüberzug etwas bläulich bereift. Die Heimat der Pflanze sind die Mittelmeerländer.

Artemisia dracunculus — Estragon

Die Pflanze scheint im Altertum nicht verwandt worden zu sein; sie wächst auch weder in Italien noch in Griechenland. Offenbar hat sie von Kleinasien aus ihren Weg nach Europa gefunden; und die Vermutung liegt nahe, daß die Kreuzfahrer sie mit manchen anderen Würzkräutern mitbrachten.

Heute ist das Kraut in jedem Garten zu finden; der Estragonessig ist eine beliebte Würze zu feinen Salaten und Mayonnaisen.

Die strauchartige Pflanze hat sitzende, lanzettliche Blättchen. Aus den oberen Blattwinkeln entspringen die gelblichgrünen bis weißlichen Blütenköpfchen.

Das Kraut duftet sehr aromatisch. Man kann es zweimal im Jahre schneiden. Beim Trocknen büßt es allerdings viel von seinem Duft ein.

Man vermehrt es hauptsächlich durch Wurzelausläufer; denn die Samen der südlichen Pflanze werden bei uns selten reif.

Diese Ablegerpflanzen sind auch auffallend aromatischer als die Samenpflanzen.

Borago officinalis — Boretsch

Valentini 1719

Das Kräutlein ist die „Herzfreude" und der „Wohlgemut"; denn seine „holdseligen blawen Blümlein" solle man in einem Trank den armen Kranken geben, „auff das die schwache, traurige menschen ires leyds vergessen mögen." Auch schenken seine Blätter, in Wein getrunken, einen fröhlichen Mut und erfreuen und erquicken das Herz,

sodaß alle Melancholei daraus vertrieben wird.

Das Kräutlein wehret den Ohnmachten und dem Herzklopfen, „stärcket wunderbarlich das Hirn, gibt Krafft der gedächtnuß und macht einen guten Verstand."

BORAGO OFFICINALIS
Fuchs 1543

„Die blümlein roh gegessen und darüber getrunken, benymbt das Hertzzytteren." Wenn man sie aber in Baumöl legt und Herz und Magen mit dem Öl einreibt, so „gibt es eine große Kraft."

In summa: „es sollen die holdseligen Borragenblumen in der Speiß und trank frölich genützet werden ..., dann sie stärken das Hertz und Hirn, erwekken die verzagte, trawrige, Melancholische Menschen zur frewd (Freud') und leichtsinnigkeit und leutern das Geblüt."

„Ego borago,
gaudia semper ago!"
(ich, der Boretsch, bringe stets Freude) hieß es bei den alten Römern.

Tabernaemontanus erzählt: „Es haben die Alten mit dem Burretsch ein sonder Geheimnuß der Natur getrieben, das Fieber zu benemmen: Haben genommen ein Stock, der allein drey Stengel hat, und denselbigen gantz mit Kraut, Wurtzel, Blumen und Saamen (!) wol zerknitschet und gesotten, dasselbig haben sie zu trinken geben wider das dreitägig Fieber. Wider das vierrägig Fieber ein Stock mit vier Stengeln in gutem, firnen Wein wie gemeldet gesotten."

Ein besonderer Rat: „Wem die Zähn wehe tun, der käue das Kraut offt und dick."

Heute denkt man nicht mehr an des Kräutleins heilende Wunderkraft; es ist in die Küche gewandert, wo es mit seinem frischen, gurkenähnlichen Geschmack an keinem Salat fehlen darf.

Es ist noch immer allzuwenig bekannt, daß die Blätter, geschnitten und in Butter gedünstet, ein köstliches Gemüse geben.

„Wo der Borretsch einmal hinkömpt, ist er nit bald zu verjagen," sagt Bock. Er sät sich im Garten meistens selbst wieder aus. Die Landleute mischen das grüne Kraut gern unter das Schweinefutter.

„Der Burretsch wachst fast allenthalben in den Gärten mit langlechten, rauchen, stachlichen und geruntzelten Blättern. Der Stengel wird mit sehr kleinen, stachlichen Dörnlein besetzt, oben auß in viel Zweiglein zertheilt. Die tragen liebliche, gantz himmel-blawe Blümlein mit fünf Blättlein gestirnt, in der mitte stehet ein schwartz Spitzlein. Und ob wol diese Blumen gemeiniglich himmelblaw sind, so findet man doch auch etliche, die schneeweiß, andere die leibfarb und bleich sind. So diese vergehen, wachsen schwartze Kernlein darnach ... Der Samen kann in dem Erdreich vor frost wol unbeschädigt bleiben, sofern er den Mäusen nicht zutheil wird, die ihnen wegen seines süßen Geschmacks hefftig nachsetzen."

Cochlearia armoracia — Meerrettich

„Merrhetich klein geschnitten, zerstoßen, mit salz und essig abbereit, gibt ein gut salsament zu fisch und fleisch."

Wie man aber auch sonst noch mit der prächtigen Küchenpflanze, die man in Oesterreich „Kren" oder Krien nennt, umzugehen hat, weiß Valentini in seinem Kräuterbuch (1719) vortrefflich zu erzählen:

„Am meisten wird der Meerrettich in denen Küchen gebraucht, absonderlich in Ober-Teutschland, zu Wien in Oesterreich, da fast kein Bürger sein wird, welcher nicht einen steinern Mörser im Hauß hätte, worinnen sie den Krien oder Kreen reiben, dahero sie von einigen Schälcken (Spaßmachern) Krienreiber genannt

werden — und zu Ballen machen, welche immer auf dem Markt feil sind.

Wann sie das fette Ungarische Ochsenfleisch speisen, so hohlen sie nur einen solchen Ballen, schütten heiße, fette Brühe daran und setzen es also bey dem Fleisch auf: dann der Meerrettich gar nicht kochen muß, man wolle darum ihn nur ein wenig über die Kohlen setzen, daß er besser aufgeschlossen werde.

Valentini 1719

Wann er aber kocht, so fliehet die Krafft hinweg, und bekommen die Köche zum Recompens etwas ausgerichtet vor ihr Anrichten!

Er muß in die Zung beissen, wann er dieses nicht thut, und der Zung gelind und gut thut, so ist er nicht gut.

Ob nun wohl der Meerrettich offt bitter und scharff ist, so kan ihn doch eine rechte fette Brühe so zwingen, daß er zuckersüsse wird, weilen sich die Küglein von Fett an die Spitzen des flüchtigen Saltzes hangen, daß sie so hart nicht stechen.

Unterdessen machen die Köche auch offt bei die Fische eine sauce von rohem Meerrettich, thun aber Essig und Zucker hinzu."

Nur bei dem Zecher scheint der Kren in keinem besonderen Ansehen zu stehen; denn „die Bierschläuche essen den Meerrettich deswegen nicht gern, weilen das beste Bier darauff nicht gut schmäcket."

Eine alte Bauernregel tut kund, daß man die Wurzel am besten in den Monaten gebrauche, deren Name ein „r" enthält.

Auch abergläubischen Zwecken diente sie. In Mähren lautet eine Vorschrift, um das Fieber zu vertreiben: „Nimm eine Meerrettichwurzel, reinige sie, schneide 72 Stückchen davon ab, fädle

sie auf einen Faden und hänge sie dem Kranken auf den nackten Körper um den Hals; wenn es eintrocknet, kann man frisches anmachen; das Fieber verschwindet."

In der Volksheilkunde hörte ich auch noch von einer Anwendung, die wahre Wunder gewirkt habe: Eine Frau litt derartig an rheumatischen und gichtischen Beschwerden, daß ihre Beweglichkeit mehr und mehr zurückging und sie über ihre Steifheit und Hilflosigkeit ganz unglücklich war. Da nahm sie jeden Tag zweimal, abends und morgens, je einen Eßlöffel frisch geriebenen Meerrettichs ein, mit Olivenöl vermischt. Nach dreiwöchentlicher Kur sei sie gelaufen „wie ein Wiesel" und alle Beschwerden seien verschwunden.

Meerrettichessig ist ein bewährtes Mittel zur Beseitigung der Sommersprossen und der Leberflecke. Dazu reibt man den Wurzelstock, übergießt den Brei mit Weinessig, schüttelt die Mischung öfter um und läßt sie 14 Tage stehen, ehe man sie gebraucht.

Die frisch zerriebene Meerrettichwurzel dient auch im Volke, wie Hugo Schulz erwähnt, „zu hautreizenden Umschlägen. Örtliche Bäder in geriebenem Meerrettich, der mit gleichviel Wasser übergossen wird, werden als ein gutes Mittel gegen Frostbeulen anempfohlen."

Wie kommt die Pflanze zu ihrem Namen? Vielleicht weil sie am Meere besonders gut gedeiht. Findet sie sich doch an den Küsten des Schwarzen Meeres sehr verbreitet. Geklärt ist die Frage noch nicht.

Das östliche Europa und das angrenzende gemäßigte Asien bezeichnet man als die Heimat der Meerrettichstaude. Sie fällt durch ihre großen, glänzenden, länglichen Blätter auf und wird oft bis zu einem Meter hoch. Die weißen Kreuzblüten sieht man verhältnismäßig selten. Sie bilden eine Rispe.

Verwilderte Pflanzen kommen oft an Ufern und Wegrändern vor; im Kräutergarten aber hat der Meerrettich seinen angestammten Platz. Im Spreewald wird er im großen angebaut. Zur Verwendung kommt nur der Wurzelstock.

Liebstöckel

Geheime Kräfte hat das Stöcklein der Liebe. Wer etwas von der Pflanze bei sich trägt, wird von allen Menschen gern gesehen. Ja, der Bursche in der Rhön weiß, daß ihm nun kein Mädchen zürnen kann; selbst das schöne Kind, das ihn vorher spröde mied, das er aber gerade zu gewinnen trachtet, muß ihm unwiderstehlich folgen, wenn er das geheimnisvolle Reis besitzt. In Franken nimmt man dazu die Wurzel des Kräutleins. Man kann sich denken, daß seine Wunderkraft auch zur Bereitung manchen geheimen Liebestrankes ausgenutzt wurde.

LEVISTICUM OFFICINALE
Fuchs 1552

Auch Zaubersprüche an den Mond spielten eine Rolle, der ja in Liebessachen von jeher gut Bescheid weiß und viel Verständnis hat. Das Mädchen, das um seinen Liebsten bangte, sprach beim zunehmenden Monde:

„Ei du, mein lieber Abendstern,
Ich seh dich heut und allzeit gern;
Schein hin, schein her,
Schein über neun Eck,
Schein über meins Herzliebsten sein Bett,
Daß er nicht rastet, nicht ruht,
Bis er an mich denken tut."

Das Liebstöckel wurde aber auch zu Heilzwecken in seiner „Krafft und Würckung" gelobt. Es stillet nicht allein das „bauchwee" und

das „haubtwee", sondern öffnet auch die „Leber und die Milz und macht ein lauter klar angesycht damit geweschen". Die hohlen Stengel der Pflanze wurden als Trinkrohr benutzt, und „trinken diejenigen daraus, welche die Bräune oder sonsten böse Hälse oder den Husten und das Reichen haben" (Valentini, 1719).

Noch heute wird dieser Brauch geübt. Der Appenzeller spricht von dem „Schluckwehrohr", und der Pfälzer trinkt durch das „Heiserrehrlich", den hohlen Stengel des Liebstöckels, bei Heiserkeit seine warme Milch.

Die stattliche, doldenblütige Staude scheint schon im Altertum sehr beachtet und geschätzt gewesen zu sein. Dioskurides meint, daß sie aus Ligurien stamme, — daher ihr lateinischer Name ligusticum, — wo sie als Gebirgspflanze mit Vorliebe an Quellen wachse und von den Einwohnern panakes = Allheilmittel genannt werde.

Aus dem lateinischen Namen ligusticum, dem mittellateinischen „libisticum", bildete sich das althochdeutsche „lubistechal", das im Munde des Volkes, umgeformt zu bequemem Sprachgebrauch, zum „Liebstöckel" wurde, und nun mit buntem Aberglauben sich umrankte. Wird es in der Verordnung Karls des Großen, dem „Capitulare de villis", noch als „leuisticum" erwähnt, im Gärtchen des Walafridus Strabus als „libysticum", so berichtet die heilige Hildegard schon von dem „lubesteckel", das gegen Drüsen am Hals heilsam sei.

Die kräuterliebenden Mönche brachten die wertvolle Pflanze in die Klostergärten, von wo aus sie auch bald den Weg in die Bauerngärten fand.

Heute wird sie als Küchenpflanze sehr geachtet und geschätzt; manche Hausfrau versäumt es nie, jeder Fleischbrühe ein Blättchen beizufügen, da das einen so guten Geschmack gäbe.

Seit einer Reihe von Jahren hat sich für das Liebstöckel die Bezeichnung „Maggipflanze", „Maggikraut", „Maggistrauch" eingebürgert. Nach meinen Erkundigungen darüber bei der Maggigesellschaft wird mir mitgeteilt, daß die Pflanze weder sachlich noch in irgend einer anderen Weise etwas mit den Erzeugnissen der Firma zu tun hat. Gärtnereien, die in ihren Verzeichnissen das Levisticum officinale als „Maggipflanze" („Suppenlob") anführten, wurde diese Bezeichnung untersagt, da der Name „Maggi"

lediglich der Familienname des Erfinders der Maggierzeugnisse ist und als solcher das gesetzlich geschützte Warenzeichen der Firma darstellt.

In der Heilkunde ist die Pflanze keineswegs unbedeutend:

Paracelsus sagte, daß in Kraut und Stengel die meiste Kraft enthalten sei; heute gelten besonders die Wurzeln (Radix Levistici) als offizinell; doch gebraucht man auch die Blätter und die blühenden Zweige.

Die Wurzeln, die man von älteren Pflanzen nimmt, werden im Frühjahr ausgegraben.

In getrocknetem Zustand bereitet man aus ihnen den Teeaufguß, der den Magen erwärmt, die Unterleibsorgane stärkt und bei Wassersucht und chronischen Herzleiden sich als heilsam erweist.

Auch die wissenschaftliche Medizin bestätigt diese Wirkungen; Flamm-Kroeber sagt u. a.: „Die Wurzel ist, ähnlich wie Rosmarin, als Herzmittel zu verwerten, das die Heilung von Herzleiden, die sich in schwachem, beschleunigtem Puls und Herzmuskelschwäche („nervöses Herz") äußern, unterstützt."

Die Pflanze, deren Vermehrung lediglich durch Teilung alter Stöcke im Frühjahr oder Herbst geschieht, breitet sich erst im zweiten Jahre völlig aus und erreicht eine stattliche Höhe, zuweilen bis zu 2 Metern, besonders wenn sie, ihrer Urheimat angepaßt, an feuchten Grabenrändern einen Platz findet.

Sie hat unbehaarte, einfach bis doppelt fiederteilige Blätter. Der Stengel ist leicht gerillt, glänzend, oben ästig. Die gelblichen Blüten stehen in einer strahligen Dolde. Die Wurzel ist außen gelbbraun, innen weiß, etwas schwammig und fleischig.

„Das Kraut ist eines schweren Geruchs; aber der Saamen riecht lieblicher."

Nasturtium officinale — Brunnenkresse

„Brunnen Kressz ist ein Salat kraut. Wechßt an den feuchten stetten bey und in den rauschenden bächlin, in den lären wassergräben, einer elen hoch und mit einem feyßten, holen stengelin, an welchem kleine, etwas rundtlechte blettlin hangen. So man dieselbigen zerreybet und yssет, schmecken sye wie garten kressz. Bringet auch kleine, weisse blümlin und darnach schyfflin, in welchen ist ein kleines sömlin, das ist bitter. Die würtzelin seyn zart wie menschen har und schneeweisse." (Brunfels 1539-40.)

Der botanische Name des Kräutleins „Nasturtium" wird vielfach, aber wohl mit Unrecht abgeleitet vom lateinischen nasus = Nase und tortio = Qual, weil die Blättchen beim Zerreiben einen scharfen, senfartigen Geruch haben, der die Nase reizt und zum Niesen veranlaßt.

Eine andere Deutung weist auf das altnordische kras = Speise, zu Gemüse oder Salat verwandt, hin: diese Auslegung scheint jedenfalls zutreffender zu sein als die Ableitung der „Kresse" von dem lateinischen crescere = wachsen.

Außer der Zwiebel und dem Knoblauch soll die Kresse den höchsten Jodgehalt unter allen Landpflanzen besitzen. Ihr Genuß ist sehr gesund, und sie dient darum mit Recht zur Durchführung der Frühjahrskuren. Es heißt, daß Napoleon I. ein besonderer Liebhaber der Kresse war. Darum ließ er die frostfreien Quellen bei Nimes damit bepflanzen, um auch im Winter den Genuß nicht entbehren zu müssen.

Am wirkungsvollsten ist das Kräutlein, wenn man es frisch gepflückt entweder auf dem Butterbrot oder als Salat sich schmekken läßt. Es wird auch von ärztlicher Seite aus betont, daß die im frischen Zustand roh verspeiste Pflanze der getrockneten Droge vorzuziehen sei.

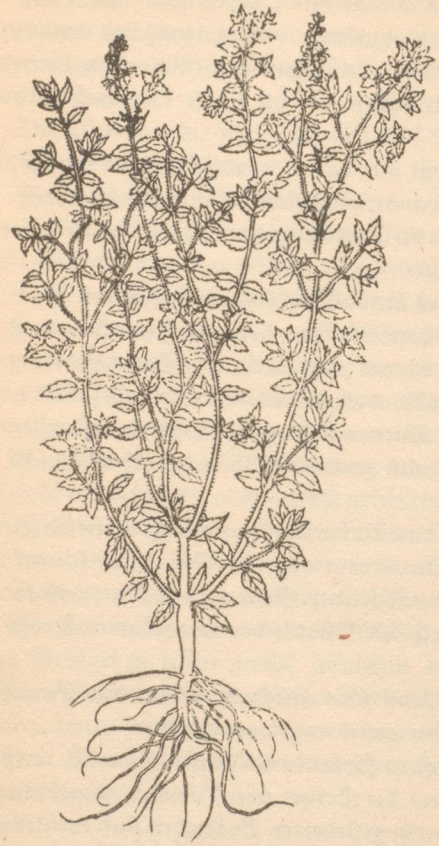
Die Homöopathie stellt aus dem frischen, blühenden Kraut eine Essenz her, die als Fiebermittel angewandt wird.

Die Brunnenkresse wächst in fließendem Wasser oft wild, wird aber in Thüringen, besonders bei Erfurt und Weimar, angebaut.

Die dunkelgrünen, unpaarig gefiederten Blättchen sind meistens etwas fleischig. Der niederliegende Stengel treibt am Grunde aus den Blattachseln kleine Wurzeln. Das Wachstum des Krautes hat rasenbildenden Charakter, greift aber in beträchtliche Tiefen. Die Blättchen bleiben auch im Winter grün.

Die nahe verwandte Gartenkresse, Lepidium sativum, braucht keine „rauschenden bächlin"; sie wächst auf jedem Gartenbeet und ist eine ebenso beliebte Salat- wie Gewürzpflanze.

Es hat die Eigenschaft, einen zarten, würzigen, sehr angenehmen Duft auszuströmen, wenn man es gelinde berührt; reibt man es aber stark, um es zu prüfen, so ist der Geruch nicht angenehm. Hiermit verknüpft sich eine Geschichte: „Der berühmte Rechtsgelehrte Franz Marchio war von der Republik Genua in ihren Angelegenheiten zu dem Herzog von Mailand geschickt worden, der ihn aber lange Zeit hinhielt. Er wollte ihn weder entlassen noch seine mit Genua eingegangenen Verträge halten. Nach vielen vergeblichen Vorstellungen nahm Marchio eines Tages einige Zweige Basilicum und überreichte sie dem Herzog mit den Worten: „Sehr, dieses Kraut hat die Eigenschaft, daß es gelinde und sanft berührt, sehr angenehm riecht; berührt Ihr es aber zu stark und reibt es zu sehr, so gibt es einen unangenehmen, widerlichen Geruch von sich, und mit den Genuesern ist es ebenso, wie mit diesem Kraut." Diese sinnreiche Rede gefiel dem Herzog so gut, daß er seine bisherige Gesinnung änderte und den Gesandten befriedigt entließ." In Bezug auf diese Begebenheit erwählte man später das Basilienkraut zum Sinnbild



OCIMUM BASILICUM
Fuchs 1552

OCIMUM BASILICUM
Manuscript des Antonius Musa und Pseudo-Apuleius
Landesbibliothek Kassel, X. Jahrhundert

der Milde, besonders als Tugend des Herrschers, und gab ihm die Worte „quo mollius eo suavius" (Je weicher desto süßer) zum Motto.

Geheimnisvolle Dinge erzählte man sich von dem Kräutlein: „So man die Basilien zwischen zweyen Steinen reibet, und einen newen Hafen darüber stürtzet, so sollen nach etlichen Tagen darauß Scorpionen wachsen."

Dies Zauberstückchen scheint viel geübt worden zu sein. Matthiolus berichtet von einem Apotheker des Klosters Seitenstetten, der im Heumonat das Basilienkraut zerstoße, so als wolle er den Saft darauspressen. Danach tue er diese gestoßene „massam" dreifingerdick auf einen heißen Ziegelstein, lege einen anderen Ziegelstein darauf und umgebe beide mit einem Teig aus „Leym" und Roßmist. Dies lasse er einen Monat lang im Keller liegen. „Wann er sie aber alßdann von einander thut, springen die Skorpionen herfür." Und das dem so wäre, bestätige nicht nur der Herr Johannes Michael, sondern auch noch „der erfahrne Jesuit Athanasius Kircherus und der weltberühmte Chymicus Johannes Baptista van Helmont."

Ein späterer Kräuterfreund Valentini (1719) ereifert sich nun aber doch über dies „Altvätterische Mährlein": „Ist derowegen schade, daß man diesem herrlichen Kräutlein solche blame gemacht und dadurch verhindert hat, daß es biß daher so langsam zur Artzney gezogen worden: allwo es doch so einen großen Nutzen zeigt in den Hauptkrankheiten, Schlagflüssen, Schwindel, Schlafsucht, in allen Mutter-Beschwerungen, so etwa von der verhaltenen Vierwochenzeit (welche es gewaltig befördert) herrühren, wie auch in der Kolik ..."

Noch manche andere „Presten" konnte es lindern, und vermischte man Basilienwasser mit Buretschwasser, so war es „gut den Schwermütigen, die ein trauriges Herz haben."

Heute gebraucht man das Kräutlein vor allem zum Würzen von Speisen, besonders Fleischspeisen. Eine Hausfrau erzählte, daß ihr kein Braten munde ohne ein Zweiglein Basilicum. Man gebraucht es auch zum Einlegen von Salzgurken; außerdem wird es verwandt zu aromatischen Bädern, zur Herstellung wohlriechender Wasser und zu der Basilikumsalbe.

Die einjährige, würzigduftende Pflanze stammt aus Indien. Sie

wird bei uns im Frühbeet herangezogen; doch kann man sie auch gleich ins freie Land säen, wo sie sich allerdings dann nicht so kräftig entwickelt.

Wenn das Kräutlein eben zu blühen beginnen will, wird es kurz über der Erde abgeschnitten und sorgfältig im Schatten getrocknet.

Es wird etwa 30 cm hoch und besitzt gegenständige, eirunde Blättchen und rote oder weiße Lippenblüten.

Origanum majorana — Majoran

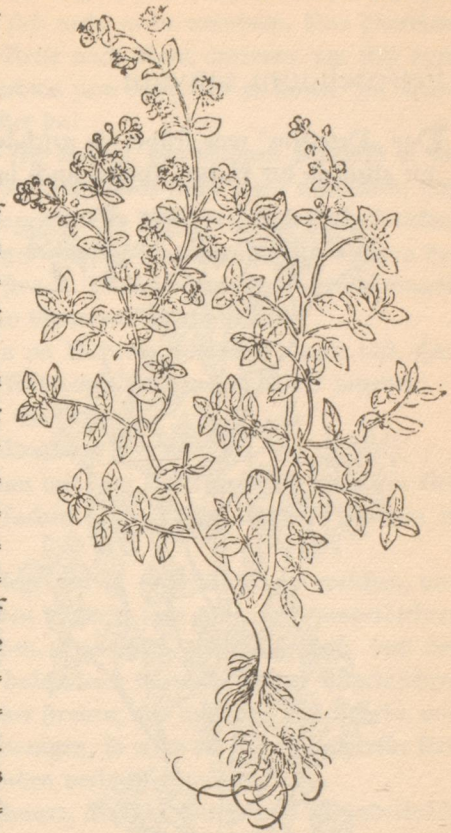
Die Pflanze war der Aphrodite heilig, und die Sage erzählt: Amarakos, ein Sohn des Kinyras und Priester der Aphrodite, war ein Salbenträger. Als er einstmals gerade Salben trug, fiel er und verbreitete durch das Verschütten der Spezereien einen noch köstlicheren Duft als vorher. Da wurde er in das Kraut Sampsuchon verwandelt, eine Art Majoran, die auf Kypros sehr häufig war und zu den Opfern der Aphrodite gebraucht wurde. Später nannte man das Kraut auch zum Andenken an den Salbenträger Amarakos und die besten Salben amarakinische.

Valentini 1719

Die beliebte Gewürzpflanze wird zum Ausbraten des Schmalzes zusammen mit Zwiebeln und Äpfeln sehr viel gebraucht; beim großen Schweineschlachten auf dem Lande ist sie unentbehrlich, um der Leber- und der Blutwurst einen besonderen Wohlgeschmack zu verleihen.

Die Kräuterväter der alten Zeit sagten: „Frischer Majoran mit den Fingern ein wenig zerrieben und in die Naßlöchlein gethan, machet niessen, zertheilet den Schnupfen und reiniget das Haupt."

Auch gegen Ohrenbeschwerden wußten sie Rat: „Majoran in Wein gesotten, darnach den Dampf durch ein Trächterlein in die Ohren gelassen, stärcket das Gehör und stillet das Ohrensausen."



ORIGANUM MAJORANA
Fuchs 1552

„Der Majoran hat einen holzechten Stengel mit vielen zarten Nebenästlein, daran viel kleine, runde weißgrawe, wohlriechende Blättlein. Er blühet mit grünen, schuppechten knöpfflein, darauff weisse, kleine, subtile Blümlein stehen, nach welchen ein gar kleiner brauner Saamen erfolget ... Das gantze Gewächs reucht wol, ist am Geschmack ein wenig bitter mit einer lieblichen schärfe. Majoran ist ein recht Sommerkraut, darumb er fast den gantzen Sommer über blühet, mag keinen frost erdulden ... Jedoch findet man ein art, die auch den Winter vorüber im Garten bleibt, wann man ihn zudeckt."

Bei günstigem Sommer und gutem Boden kann man den schnellwüchsigen Majoran dreimal ernten und zwar: Wenn er eben zu blühen anfängt, schneidet man ihn bis auf 3 mm herunter. Das Kraut wächst schnell nach, und man schneidet es zum zweiten

Mal. Beim dritten zieht man die ganzen Pflänzchen heraus.

Die Heimat des Majoran ist Südeuropa sowie Nordafrika.

Petroselinum sativum — Petersilie

Das „Peterlein" war früher ein geschätztes Heilkraut und darum „nit allein in der küchen, sunder auch in den Apotecken genützet, fürnemlich der saamen, welcher ist hitziger und den harn zu bewegen kreff-tiger ..."

PETROSELINUM SATIVUM
Fuchs 1552

Neben manchem Lob, das dies Kräutlein erntet, heißt es aber auch: „Sein boßheyt ist die, das es macht har außfallen, wo mans hynstreichet." Auf-serdem wurde von ihm be-hauptet, es habe „ein so pe-netrant volatilisch Saltz in sich, daß es imstande sei, ein Wasserglas zu sprengen: „Wann man ein Trink-glaß mit demjenigen Was-ser, worinnen Petersilien gelegen oder noch einige Blättlein davon sind, wa-schen thut, das Glaß in Stücke zerspringe, ohner-achtet man gar nicht hart daran reibe." Das Gläs-chen hatte gewiß einen verborgenen Sprung, das arme Peterlein aber muß-te beim Zerbrechen her-halten und geduldig alle

Schuld auf sich nehmen. — Bekanntlich geht der Samen im Erdreich sehr langsam auf; weiß man aber erst einmal, woher das kommt, dann wird man sich nicht mehr wundern. Das Peterlein muß nämlich die weite Reise nach Rom antreten, um sich vom heiligen Petrus die Erlaubnis zum Aufgehen zu holen. In sieben Wochen ist es dann wieder da!

Nun heißt es vorher erst einmal, den Samen geschickt in die Erde zu bringen; denn du willst doch nicht etwa wünschen, daß dir „deine Petersilie verhagelt"? So ziemt es sich in Unterfranken, daß du einen rechten Ärger empfindest, wenn du den Samen des Kräutleins in die Erde streust. Vielleicht hat dich gerade jemand „einen Peterling auf allen Suppen" gescholten!?

Anders ist es, wenn du im Badener Lande zu Hause bist. Hier sollst du dich mit einem fröhlichen Lachen ans Werk begeben:

„Petersilgen, Sellerie,
Hübsches Mädel danz mit mi!"

Wer Lust hat, kann nun mit dem Peterlein auch noch ein klei-nes Zauberstückchen versuchen: „Petersilien wachsen machen in vier Stunden!"

„Nimm den Samen, lege ihn in süsse Milch zu weichen, und auff die Stätte, da du den Samen säen wilt, soltu ungelöschten Kalck legen, klein gerieben. Das soltu dreymahl thun, und den Samen auß der Milch holen, und darnach wieder ungelöschten Kalck nehmen und darüber streuen, und auff den Kalck Erde, und zuletzt Wasser darüber sprengen, so wird die Petersilie herfür krie-chen, ehe dann vier Stunden verlauffen mögen."

(Balhasar Schnurr, Kunst- Hauß- und Wunderbuch, Frankfurt 1690.)

Das Kräutlein wächst nur in seiner Heimat Südeuropa wild; bei uns wird es angebaut. Man unterscheidet die Krause-, Moos- oder Farnkrautpetersilie und die einfache Kraut- und Wurzelpe-tersilie. Während sich die erstere durch ihre hübschen krausen Blät-ter besonders zum Schmücken der Gerichte und der Speiseschüs-seln eignet, zeichnet sich die letztere durch ein stärkeres Aroma aus.

Die Petersilienwurzeln wirken wassertreibend, und ein Gemüse, das man gern zur Winterszeit daraus bereitet, ist sehr gesund.

Die Apotheken verkaufen den Samen (Semen Petroselini), der

im Volksgebrauch als Mittel gegen Kopfungeziefer gilt; er darf nicht älter als 3 Jahre sein.

Die Peterſilie hat glänzend grüne, dreifach gefiederte Blättchen, die mit dreiſpaltigen, lanzettförmigen Zipfeln verſehen ſind. Die Stengelblätter haben Scheiden. Die grünlich-gelben Blümlein ſtehen in Dolden.

Satureia hortensis — Bohnenkraut

„Das Gartenſtäudlein, das gut zu Fleiſch und Fiſchen ſeye", iſt in Italien heimiſch und hat von dort aus ſeine Wanderung in unſere Gärten angetreten. Schon auf den Gütern Karls des Großen ſollte es grünen, im Kloſtergarten von St. Gallen; die heilige Hildegard ſpricht von dem Kräutlein „satereia"; Albertus Magnus, Konrad von Megenberg erwähnen die saturegia. Allezeit war es beliebt und viel gebraucht.

SATUREIA HORTENSIS
Fuchs 1552

Die Kräutervåter des 16. Jahrhunderts wußten die verſchiedenſten Ratſchläge zu geben: „Die kalte, flüſſige Leuth ſollen ſich der Saturey fleißig bedienen; dann ſie vor dem Schlag bewahret werden." „Iſt gut dem kalten Magen und erwecket den Luſt zum Eſſen." „Etliche Leut hacken ſie unter die Würſt, darvon ſie anmütiger und geſunder werden."

„Man kocht ſie auch mit den Erbſen, Bonen, Linſen, welche nicht übel daran thun; denn ſie nehmen ihnen die Blähung." „Das friſch Kräutleins im Mund offt zerkäuet, ſtärcket die Wurzel der Zähn und nimmt allen Gebrechen von Kälte verurſacht."

So kann man nun leicht erkennen, wie nützlich und wichtig es iſt. Die Blättchen ſind dunkelgrün, lanzettlich. In den Blattachſeln ſitzen die kleinen lilafarbigen bis weißen Lippenblüten. Das aromatiſch duftende Kräutlein wird kurz vor der Blüte geſchnitten, gebündelt und im Schatten getrocknet.

Thymus vulgaris — Gartenthymian

„Thymiankraut iſt ein klein ſtaudecht Kräutlein mit vielen, kleinen, zarten, ſchmalen blättlein beſetzt; die haben zu oberſt langlechte, ſchuppechte köpfflein voller kleiner, ſchöner, leibfarber blümlein.

Valentini 1719

Auff dem kraut ſpüret man keinen Samen, dann er wachſt auff den zerriebenen knöpfflein oder dürren verfallenen Blümlein auff der Erden. Die Wurzel iſt holzecht und hat kein nutzen in der Artzney."

„Es wachſt in Candien, Italien, Hiſpanien. Wohnet gern an mageren und ſteinechten orten, welche die Sonn ſtäts haben."

„Auß Italien iſt dieſes Gewächs auch zu mir gebracht und von fleißigen Gärtneren auffgebracht worden. Man zielet es in den Gärten und Höfen wie ein kleines Bäumlein.

Es blüet ſpath, erſt gegen dem St. Johanns Tag."

In alten Zeiten nahm man das Kraut, um einen köſtlichen

Wein daraus herzustellen, der eine „treffentliche Art habe, alle innerlichen Glieder zu wärmen und zu stärken", auch sei er „den ohnmächtigen, schwachen, traurigen und bekümmerten" gut sowie denen, „die mit dem Schlag berühret sind und sehr zittern."

Heute ist das Kräutlein sowohl Küchen- als auch Heilpflanze. Bei der Wurstbereitung, zum Fettausbraten und zu manchen anderen Würzen ist es unentbehrlich.

In der Heilkunde gehört der Thymiantee zu den besten Husten-, besonders Keuchhustenmitteln. Der Arzt Hugo Schulz berichtet, daß Kinder ihn gern nähmen und daß er wiederholt in Erfahrung gebracht habe, daß bei Keuchhustenepidemien frühzeitiger und konsequenter Gebrauch des Thymians die Hustenanfälle deutlich mildere und an Zahl geringer werden lasse. W. Bohn rühmt ihn auch „bei nervösen Leiden der Luftröhren und nervösem Husten ohne Auswurf. Tagesgabe im Aufguß 20 gr. und mehr."

Das ätherische Öl des Thymians kündet sich schon durch seinen würzigen Geruch an; es besteht bis zu 50 % aus Thymol, das in Wasser ziemlich schwer löslich ist, aber eine ungewöhnlich stark desinfizierende Kraft hat. „Bei allen infektiösen Krankheitsprozessen des Darmes und der Lunge, des Nierenbeckens und der Blase ist seine Verwendung nicht eindringlich genug zu empfehlen" sagt Flamm-Kroeber.

Zum Gebrauch kommt das blühende Kraut, aus dem auch die Homöopathie eine Essenz herstellt.

Das aus den Mittelmeerländern stammende Kräutlein ist mehrjährig, kann aber strengen Wintern nicht immer trotzen und muß darum etwas bedeckt werden. Es hat nach 2 bis 3 Jahren seine Kraft meistens erschöpft und muß durch frische Aussaat oder Teilung der alten Pflanzen erneuert werden. Oft vermehrt es sich auch selbst durch Samenausfall.

d MB 36

Carum carvi — Kümmel

Die Hausgeister, die in verborgenen Schlupfwinkeln der Häuser und Höfe wohnen und gut behandelt werden müssen, damit sie der Bäuerin hilfreich und nützlich seien, hassen dieses Kraut.

So trug sich eine Geschichte in Thüringen zu: Eine Bäuerin, die oft die Hilfe eines Holzweibleins in Anspruch nahm, wurde davor gewarnt, Kümmel zu gebrauchen. Eines Tages aber dachte sie: Warum denn nicht? Holte das Gewürz und tat es in den Brotteig. Kaum war das geschehen, da rief das ergrimmte Holzweiblein:

„Hast du mir gebacken Kümmelbrot,
Bukst du dir selber die größte Not!"

Von Stund an verließ der gute Geist den Hof, die Wirtschaft verfiel und schließlich war nicht einmal Brot weder mit noch ohne Kümmel da.

Die Aussaat dieses wichtigen Krautes ist nun in keiner Weise leicht zu nehmen. Bei der Petersilie magst du wohl lachen, hier aber ziemt sich ein bitterer Ärger, dem du durch gewaltiges Schelten Luft verschaffen sollst. Dann aber gedeiht dein Kümmel gut, und die bösen Geister haben keine Macht.

Die Samen, aus denen auch ein Öl gewonnen wird, dienen als Volksmittel gegen allerlei Magenbeschwerden. Kümmeltee wirkt krampfstillend bei Leibschmerzen.

Auch bilden die Samen das gebräuchlichste Gewürz des Brotes in Süddeutschland wie auch des beliebten Kümmelkäses. Likör- und Brandweinfabriken bedienen sich ebenfalls dieser Würze.

Die Pflanze wird bis zu einem Meter hoch, die Blüten stehen in weißen Dolden, die Blätter sind doppelt fiederteilig. Sie wächst wild auf Wiesen, wird aber auch sehr viel angebaut. Zur Verwendung kommen die Samen.

Coriandrum sativum — Koriander

Das Kräutlein hat nach Ansicht des alten Naturfreundes Bock keinen besonders angenehmen Duft; denn er sagt: „Die Wanzen,

zu Latin Cimices genant, stincken nit so übel als der grün Koriander; daher dis kraut ein blinder möcht kennen." Wer es nachprüft, wird ihm recht geben.

CORIANDRUM SATIVUM
Fuchs 1552

Die runden Samen aber findet Bock wohlriechend, und sie seien der Apotheker „himmelbrodt."

Tabernaemontanus gibt ein Rezept, um Fleisch einzulegen:

„Coriandersamen zu einem groben Pulver gestoßen und mit gutem Weinessig vermischet und das Fleisch darin gebeitzet, haltet es lang frisch und gut, daß es nicht stinckend wird auch in der allerheißesten Sommerszeit."

Die aus den Mittelmeerländern stammende Pflanze ist ein Würzkraut, das in der Küche und Backstube gebraucht wird. Die Samen werden als Brot- und besonders als Lebkuchengewürz angewandt.

Das doldenblütige Kraut mit seinen fiederteiligen Blättern wächst nicht wild; es wird vielfach angebaut, besonders in der Gegend zwischen Erfurt und Weimar.

Foeniculum vulgare — Fenchel

„Der Fenchel und das Eisenkraut,
Die Ros, das Schelkraut und die Raut'

Sind dienlich dem Gesicht,
Das Dunckelheit ansicht.
Hieraus ein Wasser zubereit',
Das bringt den Augen Heiterkeit!"

(Matthiolus, Kräuterbuch 1678).

Schon bei den Ärzten und Schriftstellern des Altertums wird der Fenchel als Heilmittel erwähnt.

Plinius erzählt, daß die Schlangen, wenn sie ihre alte Haut abstreifen, mit Fenchelsaft ihre Augen schärfen. Wie sie das wohl gemacht haben mögen?! Diesem kleinen Märchen wird hinzugefügt, daß das Kraut darum auch sehr dienlich wäre, das Gesicht der Menschen zu stärken.

FOENICULUM VULGARE
Fuchs 1552

In der Volksheilkunde wird der Fencheltee auch heute noch als Augenmittel verwandt und zwar zu Umschlägen bei Entzündungen oder zum Verdünnen von Augenessenzen. Sonst wird er auch noch gegen Husten und Brustleiden getrunken. Er hat eine sehr beruhigende Wirkung, sodaß manche ihn auch vor dem Schlafengehen trinken. Am gebräuchlichsten ist er als Kinderheilmittel. Säuglingen wird Fencheltee zur Verdauungsregelung gegeben oder um zu fette Milch zu verdünnen.

Pfarrer Kneipp läßt gegen Kolik und Krämpfe einen Eßlöffel Fenchel in einer Tasse Milch sieden und dann recht warm trinken.

Den Teeaufguß empfiehlt er als Augenwasser.

Im übrigen finden die Samen des Kräutleins besonders in Süddeutschland eine ausgiebige Verwendung zum Würzen des Schwarzbrotes.

Die aus den Mittelmeerländern eingewanderte Pflanze wird in größeren Kulturen in Thüringen und Böhmen angebaut; in alten Zeiten wurde sie dem Bienenzüchter besonders empfohlen: „Unter allen Kräutern und Wurzeln ist den Binen kein Blum so angenehm als von dem Fenchel. Und so man das Kraut stößt, die Binstöck darmit bestreicht, bleiben die Binen gern darinnen."

HYSSOPUS OFFICINALIS
Fuchs 1552

Die ziemlich hoch werdende Pflanze (bis über 1 m) erscheint bläulich bereift. Charakteristisch sind die langen, häutigen, geöhrten Blattscheiden, auf denen die oberen Blätter unmittelbar stehen. Diese sind doppelt gefiedert. Die gelben Blüten stehn in Dolden.

Hyssopus officinalis
Ysop

Nach der Legende ist der Ysop ein sehr frommes Sträuchlein, denn Christus hat es mit eigener Hand gepflanzt.

Der Evangelist Johannes erzählt von der Kreuzigung Christi: „Und sie füllten einen Schwamm mit Essig, steckten ihn an einen

Ysopstengel und brachten ihn an seinen Mund." Ob diese Ysoppflanze mit unserer heutigen übereinstimmt, ist nicht erwiesen.

Der gewürzig duftende kleine Halbstrauch mit seinen hübschen blauen und zuweilen rötlichen Lippenblüten eignet sich vorzüglich zu kleinen Hecken und zur Einfassung mancher Gartenbeete. Die Bienen lieben das Kraut sehr.

In der alten Heilkunde scheint es gebräuchlich gewesen zu sein. Valentini erzählt in seinem Kräuterbuch, daß schon Galenos es als ein besonders gutes Augenstärkungsmittel gepriesen habe. Er führt auch die Vorschrift an: „Man kocht dieses Kraut in Wein, thut es in ein Säcklein und legt es immer warm auff die geschlossenen Augenlieder."

In heutiger Zeit schreibt man der Pflanze, als Tee gebraucht, dieselbe günstige Wirkung zur Bekämpfung lästigen Nachtschweißes zu, wie sie von dem Salbei erwiesen ist.

Vor allem aber schätzt die Hausfrau den Ysop zum Würzen des Kalbsbratens und der Tunken; doch verwendet sie stets nur kleine Portionen.

Die Pflanze stammt aus dem Mittelmeergebiet und wächst in den dortigen warmen Lagen wild.

Bei uns wird sie angebaut. Zur Verwendung kommen Blätter und Blüten. Die aufrechten, kleinen Äste tragen gegenständige, sitzende Blätter, die auf beiden Seiten drüsig punktiert sind.

Lavandula vera (officinalis) — Lavendel

Die duftende Pflanze, die in den Mittelmeerländern ihre Heimat hat, kündet schon in dem Namen ihren üblichsten Gebrauch an. Das deutsche Lavendel, englisch Lavender, französisch Lavande, italienisch Lavanda oder Lavandola stammen von dem lateinischen Verbum lavare = waschen ab, da man sich dieses aromatischen Kräutleins von altersher beim Baden und Waschen bediente.

Am frühesten scheint es in England angebaut worden zu sein, fand aber schnell seine Verbreitung und fehlte auch bald in keinem deutschen Bauerngarten mehr. Die schmalblättrige Art ist die häufigste. — Fischer-Benzon erzählt in seiner „Altdeutschen Garten-

flora", wie man die Duftpflanze früher anwandte: „Die Blütenähren wurden mit den getrockneten Blättern der Centifolie schichtweise in Vasen gebracht und Kochsalz und Gewürz dazwischen gestreut; die so erhaltene Masse, „Potpourri", war ein beliebtes Räuchermittel, das, im Winter auf den heißen Ofen gebracht, die Zimmer mit einem feinen und angenehmen Duft erfüllte." Sehr beliebt war es auch, unter die frische Wäsche die duftenden „Lavendelstäbchen" zu legen. Dazu verflocht man Stengel und Blätter miteinander, damit sie im getrockneten Zustand etwas Halt hatten.

LAVENDULA VERA
Fuchs 1552

Allen wohlriechenden Eigenschaften zum Trotz soll man einst recht enge und vielleicht nicht besonders gut duftende Gäßchen spaßeshalber Lavendel- oder Rosengassen genannt haben.

Der Lavendel liebt einen recht warmen, sonnigen Platz im Garten und ist sehr dankbar für eine Düngung mit Knochenmehl oder halbverwestem Dung. Das Sträuchlein will auch jedes Jahr Anfang August beschnitten werden, alle 5 bis 6 Jahre aber bis dicht über die Erde, wonach es dann mit voller Kraft wieder austreibt.

Nach den Angaben der Zeitschrift des „Deutschen Heil- und Gewürzpflanzen-Anbaus, Leipzig" enthalten die zweijährigen Pflanzen das meiste ätherische Öl. Es spielt bekanntlich in der Parfümerie-Industrie die größte Rolle; Lavendelöl wird aber auch man-

chen Einreibungen gegen rheumatische Leiden zugesetzt. Die Blüten werden vor ihrer völligen Entfaltung vom Stengel abgestreift und achtsam ohne Blätter gesammelt. Sie werden bei höchstens 45 Grad getrocknet und liefern dann die Flores Lavandulae. Wenn die Ware aber zur Ölgewinnung dienen soll, können Stengel und Blätter mitgeerntet werden.

Bei günstigem Standort kann die Pflanze bis zu 1/2 m hoch werden. Die zahlreichen Ästchen und Blätter sind in der Jugend grau behaart, später nicht mehr. Die wundervoll duftenden blauen Blüten stehen in Ähren.

Lavendel ist die typische Pflanze der „Macchien", der Gestrüppvegetationen trockener Mittelmeerländer, in denen immergrüne Gehölze wie Lorbeer, Stecheiche, Myrthe usw. vorherrschen. Sie sind besonders häufig in Griechenland.

Pimpinella anisum — Anis

Die aus dem Orient stammende Pflanze kommt bei uns nicht wild vor. Sie wird in Thüringen, Sachsen und Nordbayern angebaut; sind doch die Samen ein allgemein beliebtes Gewürz zu den verschiedensten Feinbäckereien, besonders zur Weihnachtszeit.

Sie enthalten reiche Mengen ätherischen Öles, das auch noch aus der Spreu und den Stengeln gewonnen wird. Anisöl wird tropfenweise auf Zucker bei Magenschmerzen angewandt. Auch spielt es wegen seines Aromas bei der Likörherstellung eine Rolle.

PIMPINELLA ANISUM
Fuchs 1552

Wer aber etwas für seine Schönheit

tun will, der befolge den Rat der alten Kräutervăter: „Das Angesicht mit Aniswasser gewäschen und wieder von selbst lassen trucken werden, das wird davon sehr schön und rein, so man das ziemlicher Weiß brauchen tut." Wenn man das Aniswasser aber einnimmt, so verleiht es einen „wohlriechenden, lieblichen Atem und einen festen, gesunden Schlaf."

Die Pflanze wird etwa 40 cm hoch. Die oberen Stengelblätter sind dreiteilig, die Grundblätter ungeteilt oder dreilappig und mit langen Stielen versehen. Die weißen Blüten stehen in Dolden.

Rosmarinus officinalis — Rosmarin

„Rosmarin und Thymian
Wächst in unserm Garten,
Jungfer Ännchen ist die Braut,
Soll nicht lang mehr warten."

Das Verslein deutet darauf hin, daß der Rosmarin früher zum Brautschmuck verwandt wurde; sang doch auch das Mägdlein der alten Zeit:

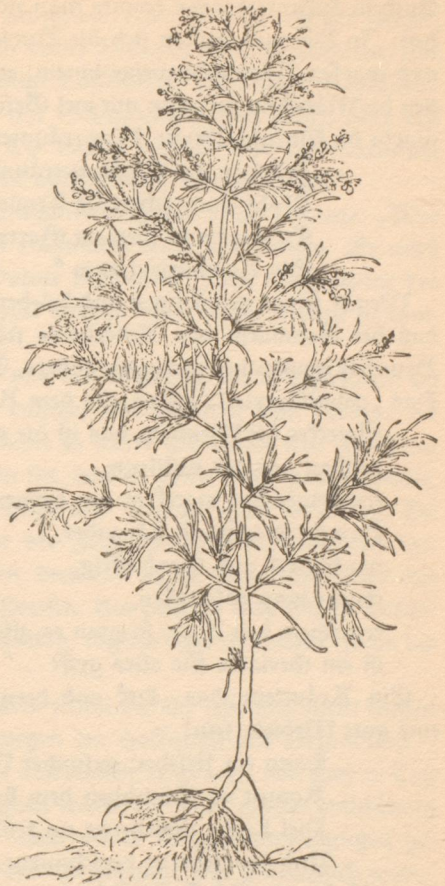
„Kränzt mir mein Haupt mit Rosmarin,
Dieweil ich Braut und Jungfrau bin."

Doch nicht allein zum Kranz, sondern auch zum Hochzeitsschmuck diente das Sträuchlein.

Pfarrer Kneipp erzählt, daß er sich aus seiner Jugend erinnere, — das war in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, — daß bei Hochzeiten der Bräutigam, die Braut und die nächsten Verwandten einen Rosmarinstrauß bekamen. Der Bräutigam aber hatte den größten und schönsten Strauß.

Ähnlich sei es auch bei den Primizen gewesen (Primiz = in der katholischen Kirche die erste Messe eines neugeweihten Priesters). Der Primiziant bekam den schönsten Rosmarinzweig, und zwar in einer Zitrone. Die nächsten Angehörigen trugen ebenfalls Zitronen, in die man Rosmarinzweige gesteckt hatte. Als einer der Teilnehmer einmal keine Zitrone mehr bekommen konnte, nahm er einen Apfel und steckte das Zweiglein hinein. Noch heute lebt im Harz (Braunschwende) die Sitte, Rosmarin mit Zitrone in Verbindung zu

bringen; bei der Einsegnung ist es üblich, daß von den Konfirmanden das älteste Mädchen und der älteste Junge einen Teller mit einer Zitrone und einem Rosmarinzweig auf den Altar stellen. Auch bei jeder Beerdigung erhält der Pfarrer eine Zitrone und einen Rosmarinzweig. Dieser Brauch scheint zum Teil darauf zurückzugehen, daß in Pestzeiten der Rosmarin als eine Pflanze galt, die die Ansteckung verhindern konnte.



ROSMARINUS OFFICINALIS
Fuchs 1552

Das Rosmarinstöcklein spielte bei allen Ereignissen eine Rolle. Starb zum Beispiel der Hausvater, so mußte es „angeklopft" werden, wie man es bezeichnete, damit es nicht auch verwelke und umkäme. Man stellte es manchmal sogar an einen anderen Platz. Nach weitverbreitetem Aberglauben wurde auch den Bienen der Tod des Herrn angesagt; man glaubte sie dadurch vor dem Eingehen zu schützen. Ja, selbst den Tieren im Stall mußte das traurige Ereignis mitgeteilt werden. — Wohl durfte man mit einem Rosmarinzweiglein das Weihwasser sprengen, doch niemals es dem Toten mit in das Grab geben; denn die ganze Pflanze würde verdorren, „sobald der Rosmarin im Grabe faulet", wie die „Gestriegelte Rockenphilosophia" anzugeben weiß. — Dem Belgier gilt nun wieder der Rosmarin als Symbol

des Lebens; hier bringt nicht der Storch die kleinen Kinder zur Welt, sondern sie werden aus einem Rosmarinstrauch geholt. — Auch in Zukunftsfragen konnte man sich an das Pflänzchen wenden: In Böhmen stellten sich die Burschen an fließendes Wasser und warfen Rosmarinzweige hinein; etwas tiefer am Bach standen die Mädchen; wer nun mit viel Geschick ein Zweiglein auffing, wurde die künftige Braut. Nur träumen durfte man nicht davon:

„Ich hab die Nacht geträumet
Wohl einen schweren Traum,
Es wuchs in meinem Garten
Ein Rosmarienbaum."

Wegen seines gewürzigen und belebenden Duftes glaubte man, daß der Rosmarin das Gedächtnis stärke. Der gelehrte Doktor Brunfels wußte aber noch ganz andere „Tugenden" herauszufinden: Das „gedistillyerte Wasser" aus dem Rosmarin:

„Stercket die Memory, das ist die gedächtnüß,
behütet vor der pestilentz,
erwörmet das marck in den beynen.
Bringet die sprach härwider,
macht keck und hertzhafftig,
macht jung geschaffen,
retardiert das Alter, so man es allen tag trincket,
ist ein theriacks für alles gyfft..." usw.

Ein Kräutlein, das „keck und hertzhafftig" macht, das muß eine gute Medizin sein!

„Dann ein frischer, gesunder Muth
Kompt an Gsundheit dem Leib zu gut.
Viel Leyds verschertzt ein frölichs Hertz,
Und der behertzt verschmirtzt viel schmertz."
(Podagramisch Trostbüchlein von Johannes Fischart,
Straßburg 1623)

Auf alle Fälle gehört „der Roßmarein", wie Bock sagt, „inn wurtzgärten, nit allein umb der Krentz willen, darzu ihm die schönen jungkfrawen zielen, sunder auch der Kuchen, Keller und Apotecken ein nützliche Staud."

Auch heute hat man den Rosmarin in der Heilkunde keineswegs vergessen. Wieder ist es der große Kräuterfreund Pfarrer Kneipp,

der aufs beste darüber Auskunft gibt. „Man soll gar nicht viel von dem Rosmarinbäumchen nehmen: Wie er stark riecht, so ist auch seine Wirkung groß. Ein Zweiglein, etwa so lang wie ein Finger, liefert schon ein Fläschchen voller Tropfen oder, zerschnitten, eine hinreichende Menge für einige Tassen Tee. Man kann Rosmarinblätter grün zerschneiden wie Schnittlauch und sieden oder erst trocknen und dann einen Tee davon kochen. Der Rosmarinthee ist durch seine Bitterkeit ein vorzügliches Magenmittel."

Doch auch bei Leberkrankheiten empfahl er die Pflanze: „Wer leberkrank ist, der soll den Rosmarin recht gut kennen. Er wird einfach als Tee oder als Pulver verwendet. Eine Messerspitze des Pulvers auf einen Löffel voll Suppe oder an die Speise genommen, tut die besten Dienste."

Schließlich berichtet er von der Wirkung bei Wassersucht, da es keine Pflanze gäbe, die ruhiger und gelinder dem Körper die Flüssigkeiten entzöge. Es lebte in seiner Gemeinde eine Frau, die so stark an dieser Krankheit litt, daß sie nicht mehr gehen konnte. Sie hatte schon vieles versucht und niemals Hilfe gefunden. Da kam sie zu ihm. „Ich riet der Frau, sie solle Rosmarinzweige, grün oder dürr, zerschneiden, dieselben in ein Glas tun, dieses mit Wein anfüllen und gut zustopfen. Am zweiten Tag soll sie anfangen, von diesem Wein zu trinken, täglich zwei Gläschen (sechs bis sieben Löffel) voll.

Die Frau tat so. Der Wein schmeckte ihr sehr gut, nicht wegen des Geschmacks, sondern wegen der Hoffnung auf Gesundung.

Der Rosmarin hatte eine auffallende Wirkung; von Tag zu Tag wurde es besser, und schließlich wurde die Frau wieder vollständig gesund. Nebenbei hat sie auch etwas Wasseranwendungen gemacht, aber nur sehr gelinde, da sie anfangs sehr gebrechlich war...

Wie Vielen ich dies Mittel schon angeraten habe, weiß ich nicht; aber das kann ich sagen, daß ich schon sehr häufig die herrlichsten Wirkungen erzielt habe. Es tritt nach Genuß des Rosmarinweines oder -thees sehr bald guter Appetit ein, und das angestaute Wasser geht rasch ab." Darum empfahl er jedem, sich mit einem Sträußlein Rosmarin auf diese einfache Weise den heilsamen Wein herzustellen.

Bekannt ist auch in der Volksmedizin die Rosmarinsalbe gegen Nervenschmerzen, die wegen ihrer schmerzstillenden Wirkung, die

schnell eintritt, gern gebraucht wird.

Dr. Siegfr. Blümel, Wien, spricht in der Monatsschrift für die Kneippsche naturgemäße Lebens- und Heilweise, Juli 1936, über den Rosmarintee und seine günstige Wirkung (gern in Verbindung mit anderen Teearten wie Fenchel, Minze usw.) gegen Magen- und Darmbeschwerden.

Er führt weiter aus: „Noch kräftiger ist seine harntreibende Wirkung, welche umso höher zu werten ist, als der Rosmarin selbst bei längerem Gebrauch keine Reizung der Nieren hervorruft. Wir verwenden ihn deshalb gern bei wässerigen Anschwellungen, besonders aber, wenn dabei Herzschwäche besteht. Es hat sich nämlich gezeigt, daß er, wenn auch in geringem Grade, herzkräftigend wirkt... Weniger wünsche ich seine Verwendung als Rosmarinwein, da der Alkohol gerade bei Nieren-, Leber- und Herzleiden vermieden werden soll..."

Die in den südlichen Ländern heimische Pflanze ist bei uns nicht winterhart. Sie wird darum meistens in Töpfen gezogen und zur kalten Jahreszeit ins Zimmer genommen.

Der alte Kräutervater Matthiolus wollte in dem Kurfürstlichen Garten in Aschaffenburg einige auf Wacholder gepfropfte Rosmarinpflanzen gesehen haben, die den Winter draußen im Freien gut überstanden hätten. Die harte Unterlage dürfte wohl eine Gewähr dafür sein. Aber ob eine solche Veredlung wirklich angeht? Man sollte es einmal auf den Versuch ankommen lassen.

Die Namensdeutung aus dem lateinischen ros-Tau und mare-Meer führt zu Meertau; richtiger scheint aber die Ableitung von dem griechischen rhops-Strauch und myrinos-balsamisch, also Balsamstrauch. Seine Heimat, in der er sich wildwachsend sehr ausbreitet, sind Dalmatien, die Inseln des Adriatischen Meeres, Oberitalien, der gebirgige Teil Südfrankreichs.

Die Pflanze wird auch bei uns über 1 m hoch. Die schmalen, lederartigen Blättchen sind am Rande zusammengerollt; sie sind oberseits grün, unterseits dicht behaart. Im oberen Teil der Zweige stehen die blaßblauen Lippenblüten zu Scheinquirlen vereinigt.

Zur Verwendung kommen vorwiegend die Blättchen, aber auch die Blüten. Die Pflanze liebt nahrhaften und humusreichen Boden; sie wird bei uns im großen nicht angebaut. Ihre Anzucht

erfolgt durch Aussaat in den kalten Kasten. Man vermehrt sie aber auch durch Ableger.

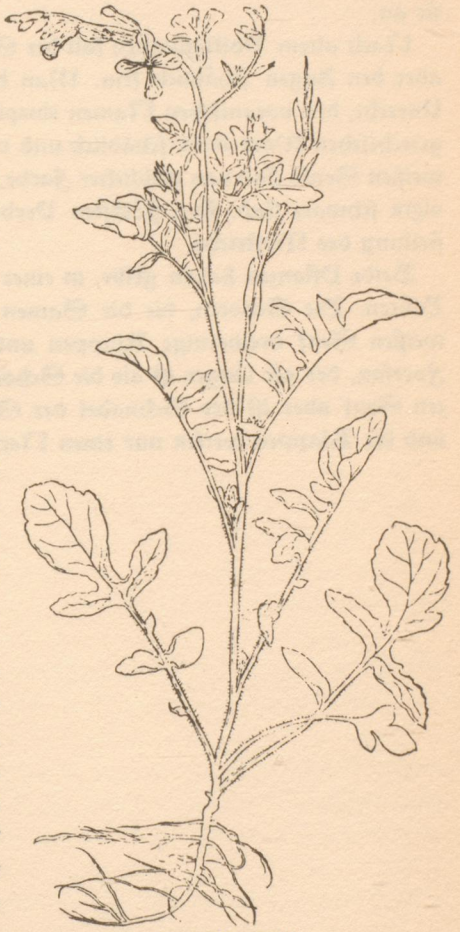
Sinapis alba — Weißer Senf

Seine Samen sind zum Einlegen von Gurken, Bereiten von Mixed Pickles und anderen scharfen Speisen der Hausfrau wohlbekannt.

Man sieht die Pflanze überall als Nachfrucht auf Stoppelfeldern. Ihre Heimat ist Südeuropa. Unter den Kräutervätern des 16. Jahrhunderts erwähnt Matthiolus den weißen Senf als Mittel gegen allerlei Krankheiten. Ein geheimisvolles Rezept für den Fischfang lautet: „Ein Handvoll Rosen, so viel Senff und ein Fuß vom Wisel gelegt in ein Netz, sol viel Fisch zu sich locken."

Schon die alten Griechen und Römer kannten den Senf sehr gut und bereiteten daraus eine Art Tafelsenf, ähnlich unserem Mostrich, zum Würzen des Mahls. Doch scheint bei ihnen der schwarze Senf, Brassica nigra, angewandt worden zu sein.

In der Heilkunde be-



SINAPIS ALBA
Fuchs 1543

dient man sich des Senfs als hautreizendes Mittel in Form der Senfreige, wobei das Mehl der Samen mit Wasser angerührt wird, ferner des Senfpapiers, der Senffußbäder und des mit dem ätherischen Senföl hergestellten Senfspiritus bei Kreuzschmerzen, Hexenschuß, Rheumatismus, Zahnschmerzen. Die Fußbäder werden als Ableitungsmittel bei Blutandrang nach dem Kopf, bei Schwindel gebraucht, auch bei ausgebliebener Regel wendet man sie an.

Nach altem Volksglauben soll der Senf den Verstand stärken, aber den Augen schädlich sein. Man hat sogar, aber wohl mit Unrecht, den botanischen Namen sinapis abzuleiten versucht vom griechischen Wort sinos = schädlich und ops = Auge. Die Samen des weißen Senfs sind von gelblicher Farbe, während die von Brassica nigra schwarz sind. Den stärksten Verbrauch finden sie zur Herstellung des Mostrichs.

Beide Pflanzen haben gelbe, in einer lockeren Traube stehende Blüten. Die Schoten, die die Samen tragen, besitzen bei dem weißen Senf dreinervige Klappen und einen schnabelförmigen Fortsatz, der oft länger ist als die Schote selbst. Bei dem schwarzen Senf aber ist der Schnabel der Schoten bedeutend kürzer, und die Klappen weisen nur einen Nerv auf.

Kulturanweisungen

dient man sich des Senfs als hautreizendes Mittel in Form der Senfteige, wobei das Mehl der Samen mit Wasser angerührt wird, ferner des Senfpapiers, der Senffußbäder und des mit dem ätherischen Senföl hergestellten Senfspiritus bei Kreuzschmerzen, Hexenschuß, Rheumatismus, Zahnschmerzen. Die Fußbäder werden als Ableitungsmittel bei Blutandrang nach dem Kopf, bei Schwindel gebraucht, auch bei ausgebliebener Regel wendet man sie an.

Nach altem Volksglauben soll der Senf den Verstand stärken, aber den Augen schädlich sein. Man hat sogar, aber wohl mit Unrecht, den botanischen Namen sinapis abzuleiten versucht vom griechischen Wort sinos = schädlich und ops = Auge. Die Samen des weißen Senfs sind von gelblicher Farbe, während die von Brassica nigra schwarz sind. Den stärksten Verbrauch finden sie zur Herstellung des Mostrichs.

Beide Pflanzen haben gelbe, in einer lockeren Traube stehende Blüten. Die Schoten, die die Samen tragen, besitzen bei dem weißen Senf dreinervige Klappen und einen schnabelförmigen Fortsatz, der oft länger ist als die Schote selbst. Bei dem schwarzen Senf aber ist der Schnabel der Schoten bedeutend kürzer, und die Klappen weisen nur einen Nerv auf.

Kulturanweisungen

Allgemeine Kulturanweisungen

Es sind zu unterscheiden: einjährige, zweijährige, ausdauernde oder perennierende Heilkräuter.

Die einjährigen werden im März oder April gleich an Ort und Stelle ins freie Land gesät. Die Aussaat kann breitwürfig vorgenommen werden, z. B. beim Mohn, Dill, Kümmel usw., oder in Reihen. Letzteres ist vorzuziehen, weil die Bodenlockerung und das Entfernen des Unkrauts sich dann viel leichter durchführen lassen.

Die zweijährigen Pflanzen entwickeln im ersten Sommer nur ihre Blätter. Man sät sie in einen kalten Kasten (Frühbeet ohne Dungpackung) oder an einer warmen, sonnigen Stelle im freien Land aus. Die beste Zeit dafür ist der Juli. Durch Verziehen bei zu dichter Saat, durch Sauberhaltung von Unkraut und Bodenlockerung erstarken die Pflanzen, sodaß man sie im September an ihren Standort setzt, wo sie den Winter unter einer leichten Laubdecke überdauern. Das zweite Jahr bringt nun die Blüten- und Fruchtentfaltung, worauf die Pflanze abstirbt.

Bei den ausdauernden Arzneikräutern unterscheidet man Arten, deren oberirdische Teile, wie Blätter, Stengel, Früchte, einem Zweck dienen, und andere, deren unterirdische Teile, also deren Wurzeln, gebraucht werden. Während jene viele Jahre ihren Platz behalten, behandelt man diese wie Hackfrüchte. Das heißt, man nimmt sie je nach ihrer Art und ihrer Entwicklung im Frühjahr oder Herbst aus der Erde.

Die Vermehrung der ausdauernden Arzneipflanzen geschieht entweder durch Samen, durch Ableger oder durch Wurzel- und Stockteilung.

Wer nicht über ein Mistbeet verfügt, tut gut, sich die ausdauernden Arzneikräuter als kleine Pflanzen bezw. Wurzelschößlinge oder Stecklinge zu kaufen, da die Anzucht aus Samen sehr viel Zeit und Mühe erfordert.

Sehr verschieden sind nun die Lebensbedingungen, und die wildwachsenden Kräuter geben die beste Anleitung.

Während Kalmus, Baldrian, Wasserminze, Brunnenkresse u. a.

den feuchten Grund lieben, Teichränder, Flußufer, Gräben, so bevorzugen Königskerze, Beifuß, Wermut steinige, kiesige Böschungen, z. B. Eisenbahndämme. Im Halbschatten der Bäume und Sträucher gedeihen Heilpflanzen wie der Sturmhut, die Engelwurz, der Fingerhut. Arnika und Enzian sind Gebirgsbewohner. Arnika kommt allerdings auch in der Ebene vor, verlangt aber einen kalkarmen Boden. Thymian, Lavendel, Melisse, überhaupt alle Kräuter mit stark aromatischem Duft, entfalten ihre vollen Drogenwerte nur auf trockenem Grund. Bibernell, Löwenzahn, wilder Salbei, Schafgarbe sind wieder ausgesprochene Wiesenpflanzen.

Bringt man nun diese Kinder der Wildnis plötzlich auf Kulturerde, so treten manchmal Veränderungen nicht nur in den äußeren Erscheinungen der Pflanzen auf, sondern auch in ihren wirksamen Bestandteilen.

Es hat sich z. B. herausgestellt, daß Eisenhut (Aconitum) im Garten sein Gift einbüßt. Die Pfefferminze steigert ihren Gehalt an ätherischem Öl.

Rosmarin, besonders ausgezeichnet durch einen Reichtum an aromatischen Stoffen, bleibt dagegen auch bei stärkster Düngung unverändert.

Wie in jedem Nutzpflanzengarten, so ist auch im Kräutergarten ein Fruchtwechsel im Anbau unerläßlich.

Auch die Düngung spielt eine große Rolle. Am besten ist stets der Stalldünger; für schweren Boden eignet sich Pferdedung, für leichten Kuhdung.

Die Verwendbarkeit der künstlichen Düngemittel auf dem Gebiet der Heilpflanzenzucht ist noch nicht genügend erforscht. Vielen erscheint sie gerade hier unerwünscht.

Im allgemeinen wirken Stickstoffdünger wie Chilesalpeter, schwefelsaures Ammoniak usw. günstig auf die Blattbildung; Blüten- und Fruchtansätze werden durch phosphorreiche Düngungsmittel wie Superphosphate, Thomasmehl usw. gefördert.

Sehr angebracht im Kräutergarten scheint dagegen die Anwendung der biologisch-dynamischen Düngung, die ja gerade zu den Heilpflanzen in engster Beziehung steht und ihre Urkräfte aus ihnen gewinnt.

Einer der bedeutendsten Heilpflanzenzüchter, Franz Lippert in Schwäbisch-Gmünd, berichtet aus seiner achtjährigen Erfahrung mit der biologisch-dynamischen Düngung, daß die Pflanzen „gute Erträge liefern von hervorragender Qualität. Ölgehalt und Duftstoffe werden wesentlich vermehrt, was in dem köstlichen Aroma der aus diesen Pflanzen hergestellten Tees deutlich zu sehen ist. Irgendwelche schädlichen Nebenwirkungen sind bei einer solchen natürlichen Behandlung der Kräuter bei dem Verbrauch gänzlich ausgeschlossen."

Es gilt, der Natur alle Wunder abzulauschen, und die alte Zeit vertiefte sich in die Geheimnisse ihres Waltens.

So hielt man den Einfluß des Mondes für sehr bedeutungsvoll für das Wachstum der Pflanzen: der alte märkische Prediger Colerus (Oeconomia, Wittenberg, 1591) ermahnt die Hausväter seiner Zeit: „Hie merke, was im abnehmenden Mond gesät wird, das wächst alles in die Würtzeln als Rüben, Mohrroben und Zwiebeln. Das wird alles groß; was aber im zunehmenden Monden gesäet wird, das wächst alles über sich, Kraut oder in die Stengel, als Kohl, Stroh usw. Zu wünschen were es, wanns immer müglich were, daß ein Hausvatter ein guter Astrologus were und könte sein achtung auff die Planeten und Sternen geben und die gute und böse Aspectus und Conjunctiones vernemmen und verstehen, dann dran mächtig viel gelegen ist. Sonderlich soll er gute Achtung auff den Monden geben, dann er hat unter allen Planeten die meiste Wirkung in der Erde."

Ein anderer Naturfreund und Gärtner jener Zeit, Daniel Rhagori, schreibt dasselbe vor in seinem „Pflantzgart" (Bern, 1619): „In dem Säyen und Setzen soll auff die Beschaffenheit des Monns fürsichtig geachtet und dero nach die Sachen recht angestellt werden. Was nicht Samen bekommen soll, muß umb den New Monn, was aber groß und dick begehrt, umb das Wädel (Vollmond) gesayt und gesetzt werden. Gewächs so in die Erden wachsen, sollen undergehends Monns, die aber über sich schiessen, aufgehenden Monns in den Grund kommen."

Vor der Heuernte blickten die Alten auch erst nach dem Stande des Mondes. Im Neumond schnitt man kein Gras, weil man

glaubte, daß es beim Trocknen dann allzusehr zusammenschmelze. Beim vollen Mond aber galt es, die Sensen zu schärfen; dann war man eines guten Ertrags gewiß.

Auch war die Vollmondzeit die beste, um Umpflanzungen im Garten vorzunehmen.

Geriet die Baumblüte in den wachsenden Mond — und dieser Glaube lebt noch heute am Lechrain —, so gab es eine prächtige Ernte, da dann „die Blüte recht schöpfen" konnte.

Für die Heilkräuter war es von besonderer Wichtigkeit, sie je nach dem Stand des Mondes zu graben, zu sammeln und einzutragen:

„Im Herbst, sonderlich im September und Oktober, ist die rechte Balsamzeit. Da soll man im abnemen des Monats und gleich in den nächsten dreyen tagen nach dem vollen Monden, nach Mitternacht, oder frue im anfang des Tages Wurtzeln, Kreuter und dergleichen colligieren, ehe die Sonne auffgeht, denn da sein sie am kreffrigsten und stercksten." (Daniel Rhagori „Pflantzgart 1619").

„Holzwadel" nannte man den Vollmond; denn seine Wirkung schien auch die Beschaffenheit des Holzes zu beeinflussen. Man beobachtete darum den Mondstand nicht allein beim Fällen der Bäume, sondern sogar beim Schneiden des Weinstocks: „Darnach da ein Reben etwas geil und vil Holtz hat, soll sie im abnemmenden Monn geschnitten werden. Ein andere dann, die wenig und schlecht Holtz bekommen, im zunemmenden und womüglich auffsteigenden Monn. Durch diß Mittel kann beidensammen geholffen werden."

Wie weit diese Behauptungen über den Einfluß des Mondes dem Reich des Aberglaubens angehören, weiß man nicht. Immer wieder aber hat man versucht, den alten Vorstellungen nachzuspüren und eigene Beobachtungen daran anzuknüpfen. Ein heutiger Landwirt und Gartenbauer, W. v. Etzdorf, erzählt aus seinen Erfahrungen, daß je nach den Mondphasen der Saft der Bäume steigt oder fällt; und zwar vom Neumond bis zum Vollmond steigt er, vom Vollmond bis zum Neumond strömt er herab. Dies spielt beim Holzfällen eine große Rolle. Um den Neumond gefällte Bäume liefern gutes Brennholz und trocknen rasch;

um den Vollmond geschlagene dagegen trocknen schwer, und ihr Holz ist nicht dauerhaft. Deshalb soll man die Stämme im letzten Mondviertel schlagen.

In den großen Holzländern Südamerikas werden sogar bei den Bestellungen kontraktlich die Mondzeiten ausgemacht, in denen — je nach den Zwecken — das Holz gefällt werden soll. Die Verträge auf Lieferungen für Möbel, Bauholz, Eisenbahnschwellen legen den größten Nachdruck auf das Schlagen der Bäume beim abnehmenden Mond.

Sehr interessant berichtet H. Aichinger, Hammonia-Blumenau, Brasilien, von seinen eigenen Erfahrungen in der Zeitschrift „Umschau", Frankfurt a. M. 1936, Heft 38, Seite 756:

„Als ich hier ins Land kam, es war vor 27 Jahren, widmete ich mich der Holzindustrie, und ich kann behaupten, daß wohl niemand eine derartige Menge Zedernholz verarbeitet hat als ich. Wenn mir meine Holzlieferanten erzählten, daß sie mit dem Waldschlagen noch warten müßten, bis der Mond im Abnehmen sei, dann lächelte ich anfangs über derartige Ammenmärchen, mußte aber bald einsehen lernen, daß die Nichtbeachtung dieser hier üblichen Regel, mir ungeheuren Schaden zufügen würde; denn im zunehmenden Mond geschlagenes Holz wird in kurzer Zeit von Käfern sofort angefallen und zerstört. Ich führe das darauf zurück, daß die Mondphase zum Teil das ersetzt, was in Europa die Winterruhe bedeutet. Vielleicht wird bei zunehmendem Mond der süße Saft in den Baum getrieben, während bei abnehmendem Mond der Zucker bereits in Stärke umgewandelt wird, die, weil sie nicht süß ist, für die Käfer und deren Larven nicht appetitanregend wirkt; das ist jedoch nur eine willkürliche Annahme von mir. Sicher jedoch ist, daß Holz im „falschen" Mond gehauen, nichts wert ist ..."

„Der Leitspruch der Kolonisten, dessen Richtigkeit ich nachgeprüft habe, lautet: „Pflanzen im zunehmenden und ernten im abnehmenden Mond." Wobei unter Ernten auch das Waldschlagen zu rechnen ist.

Ich habe Versuche gemacht mit Cynnien, Mohn, Sonnenblumen. Säte ich im abnehmenden Mond aus, dann waren die Blüten stets einfach. Wurde im zunehmenden Mond ausgesät, dann

erzielten wir stets prächtig gefüllte Blumen und alles mit demselben Samen. Bohnen im „falschen" Mond geerntet, werden von den Käfern sofort angefallen, während Bohnen, zur richtigen Zeit geerntet, bis zur nächsten Ernte durchhalten."

Vom Sammeln und Trocknen.

Die Blümlein und Kräuter bitten, daß man sie schonend behandeln möge. Wenn sie z. B. an einer Stelle spärlich vertreten sind, so lasse man genügend zum Nachwuchs stehen. Auch beim Sammeln der Blüten denke man an des Kräutleins Leben und Gedeihen im nächsten Jahr und gehe behutsam zu Werke!

Sehr wichtig ist es, den richtigen Zeitpunkt für die Ernte abzupassen. Im allgemeinen gilt als Regel, daß man die Kräuter kurz vor der Blüte schneide, da sie dann ihren höchsten Gehalt an wirksamen Bestandteilen besitzen.

Nur bei trockenem, möglichst bei sonnigem Wetter darf man an das Sammeln gehen; auch der Morgentau muß schon abgetrocknet sein. Wegen der Sonnenbestrahlung spielt manchmal sogar die Tageszeit eine Rolle. So ist für Digitalis z. B. der Nachmittag angezeigt.

Das Trocknen darf nicht in der Sonne geschehen und möglichst auch nicht im geheizten Raum, da sonst ein Teil der flüchtigen, heilkräftigen Bestandteile der Pflanzen verloren gehen.

Ein luftiger Bodenraum ist stets der beste Platz zum Trocknen der Kräuter. Man breite sie auf sauberem Packpapier flach aus und versäume es nicht, sie oftmals umzuwenden.

Die Wurzeln, die man zu jeder Tageszeit ernten kann, werden sauber gewaschen, der Länge nach aufgespalten und mehrmals geteilt. Man reiht sie zum Trocknen auf Fäden oder breitet sie ebenfalls auf dem Dachboden aus.

Es ist damit zu rechnen, daß die Pflanzen durch das Trocknen etwa 4/5 ihres Gewichtes einbüßen.

Das Kräutergärtchen jetzt und einst

Rings umschlossen von einer schützenden Hecke, die den kalten Winden wehrt und auch eine zu starke Austrocknung des Bodens verhindert, grünen und blühen die duftenden Kräutlein und Blumen in einer abwechslungreichen Landschaft. Auf Kulturbeeten werden die nicht wild vorkommenden gezogen wie Raute, Liebstöckel, echte Kamille usw. Die wildwachsenden aber sollen in bunter Mannigfaltigkeit ihr Leben wie in der freien Natur entfalten können.

Da blühen auf der Wiese die weißen Schafgarben und Pimpinellen, der Frauenmantel, der Gundermann, das Labkraut und der Augentrost. Am Rande des Bächleins sieht man den Kalmus; die Wasserminze duftet in ihrer frischen Kraft; Baldrian und wilde Engelwurz schlingen in freudigem Wachstum ihre Blätter ineinander. Mehr den trockenen Standorten der Heiden und Triften angepaßt, streben hochwüchsige Königskerzen empor, das goldgelbe Johanniskraut leuchtet, der Ehrenpreis gesellt sich dazu und der duftende Quendel, während Huflattich, Klette, Zaunrübe einer feldmäßigen Anlage erwachsen. An den Wegen entfaltet der Wegerich, der König der Wege, sein blattreiches Pflanzenleben.

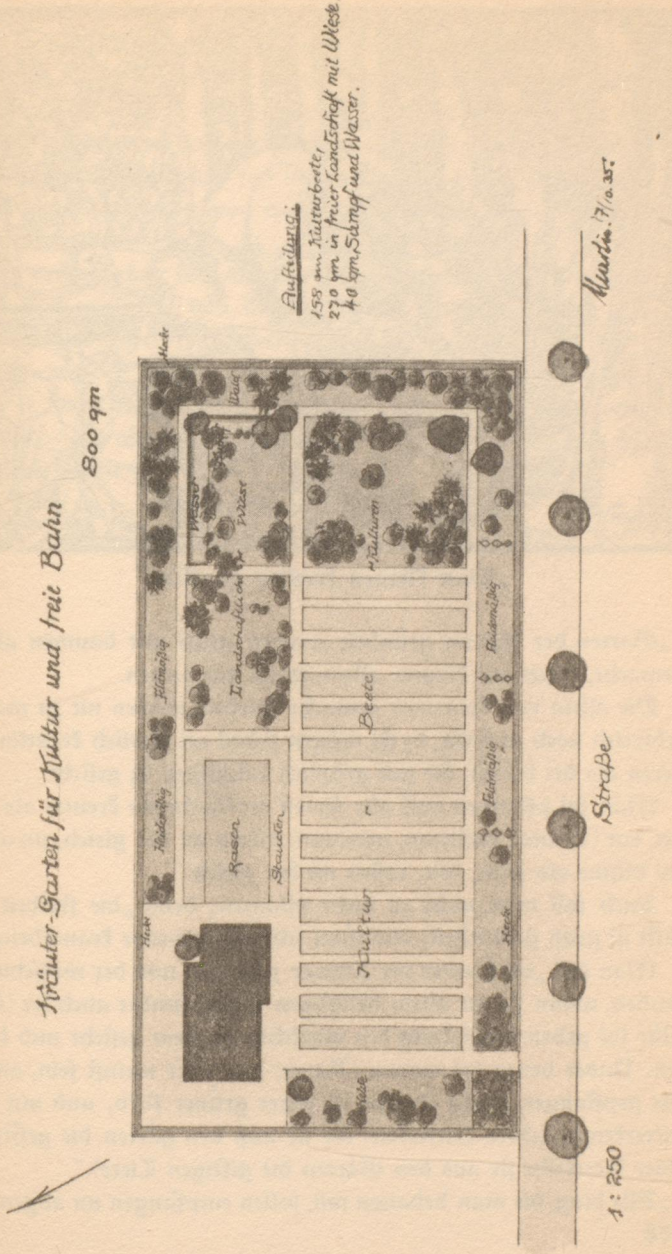
Mit besonderer Liebe und Sorgfalt werden auch die unter Naturschutz stehenden Blumen und Kräuter gepflegt wie der gelbe Enzian, die Nieswurz, der blaue Eisenhut, die Pulsatilla.

Ein frischgrüner Rasenplatz ladet zu Erholung und Erquikkung ein; er ist umgeben von Stauden, die ihren Duft im Sommerwind herzutragen. Die weißen Lilien grüßen herüber, der rotleuchtende Fingerhut, der Schlafmohn und viele andere.

Den Schatten in dem Kräutergärtchen spenden Bäume und Sträucher, die bei der richtigen Wahl auch noch mannigfaltige Heilkräfte bereithalten.

Und wie war es einst?

Ein Gärtner aus alten Zeiten — seinen Namen hat er nicht genannt — will davon erzählen:



„Von kleinen kreuter gärtlin."

„Garten der lůst un grůnheit werden etlich mit baumen allein gemacht, etlich mit kreuter allein, etlich mit beiden.

Die allein von kreuteren gemacht werden, wollen nit zu mager erdtreich noch zu feyßt, dz sie mögen subtil un zärtlich kreutlin geberen als die härlin, die gar größlich belustigen dz gesicht ...

Man sol pflantzen auff alle seyten wolriechende kreuter als salbei, rut (Raute), basilicon, maioran, můntz un der gleich, un allerley blůme als viole, lilie, roßen un der gleich."

Auch soll man nicht zu dicht pflanzen; denn „die freiheit der lůfft ist groß gesuntheit, und zůvil schatten gebieret kranckheiten."

Man soll „vil kreuter der Artzney pflantzen und der wolschmakkenden, wann sie nit allein belustigen sollen, sunder auch jre (ihre) blůt sol geben erquickung den menschen an irem gesicht und hertzen. Under denen sol rutenn (Raute) das aller meinst sein, an vil ster gepflantzet, wann (da) sie ist gůter grůner farb, und mit jrer bitterkeittre (ihrer Bitterkeit) ibt sie auß den gärten die geftigen thier (vertreibt sie aus den Gärten die giftigen Tiere)."

„Alle ding, die man behalten wil, sollen empfangen un abgenom-

men werden im abnemen liecht (beim abnehmenden Mond), dann sind sie besser un lenger zu halten. Auch in hellem lufft oder wetter seind sie besser wann in feuchtem oder wann der regen nahe ist."

„Were es mőglich, das ein klarer, lautterer brunn in das gärtlin möcht geleytet werden, der gebe vil lust und wunn (Wonne)."

„Das gärtlin sol auch frei und offen sein gegen mitternacht, un auch gegen auffgang, von wege gesuntheit un lauterkeit der wind von den enden.

Zů den winden des mittags un nidergangs sol er beschlossen oder verbawet sein von unlauterkeit der wind, wann sie bringen schwachheit durch trůbigkeit.

Ob wol der wind von mitternacht wider sei den frůchten, so gibt er doch gůten athem und bewart gesundtheit der menschen. Wann — als wir gesagt han — lust sůcht man in solichen gärtlin und nit frůcht."

„Lustgarten und Pflantzungen".
Zu Straßburg bei Christian Egenolph, 1530.

„Das plúmleingertlein."

„Ich hab' in lusztes tzier
Nach meins hertzen pegir
Beraytt ain luſtiges gertlein
Dem aller liebſten puln mein.
Wenn ſie nyendert (nirgends) kain troſtz mag gehan,
So ſchol ſie in das gertlein gan;
Da ſint ſie was ſie finden ſchol,
Das gertlein das iſt frewden vol.
Was lieb von ſeinem lieb pegert,
Des wirt es alles darynn gewert.
Das Gertlein iſt ſo mynnigklich getzieret,
Mit hübſchen plúmlein gefloriert.
Und ſo mancherlay geſprentzet,
Durch flochten und durch krentzet.
In ſo manchem ſúſſen don (Ton)
Singen die vogelein drynn ſchon . . ."

(Gereimte Sprúche und Schwänke, Faſtnachtsſpiele von Hans Roſenglut, saec. xv.) Cod. germ. 714, Handſchrift München.

Anhang

Über die verschiedenen Arzneiformen der Heilpflanzen

Für die erfolgreiche Wirkung eines Heilkrautes sind die jeweilige Form seiner Verwendung und die gewissenhafte, sachgemäße Zubereitung von allergrößter Bedeutung.

Die üblichsten Gebrauchsformen sind der Aufguß, die Abkochung, das Pulver, frische Pflanzensäfte (wie sie auch in der Homöopathie verwendet werden), gezuckerte Arzneisäfte, die Tinktur, ölige Pflanzenauszüge, Salben, Weine.

Teemischungen aller Art, komplizierte Auszüge, Salben und dergleichen sollte man stets in den Apotheken herstellen lassen.

Als Hauptregel gilt es, daß man bei allen leicht aufschließbaren Pflanzenteilen wie Blüten, Blätter usw. den Aufguß (Infusum) anwendet.

Alle schwer aufschließbaren Pflanzenteile wie Wurzeln, Rinden, Stengel, Zweige verlangen die Abkochung (Decoctum).

Der Laie bereitet sich seinen Tee, indem er das Kraut oder die Blüten mit kochendem Wasser überbrüht, das Gefäß zudeckt und zum Ziehen 10 bis 15 Minuten lang stehen läßt.

Der Apotheker stellt sachgemäß alles im Wasserbad her und bereitet den Aufguß oder das Infusum nach den Anweisungen des deutschen Arzneibuches, in dem es heißt: „Aufgüsse sind wässerige Auszüge aus in der Regel zerkleinerten Pflanzenteilen, die mit siedendem Wasser übergossen, 5 Minuten lang unter wiederholtem Umrühren im Wasserbad erhitzt und nach dem Erkalten ausgepreßt werden. Die Flüssigkeit wird dann durch Mull geseiht."

Zur Abkochung nimmt der Laie auf einen Teil Pflanzenbestandteile 10 Teile kalten Wassers, stellt es auf das Feuer und läßt es etwa 10 Minuten lang kochen. Auch zur Abkochung richtet sich der Apotheker nach den Vorschriften des deutschen Arzneibuches, in dem erklärt wird: „Abkochungen (Decocta) sind wässerige Auszüge aus in der Regel zerkleinerten Pflanzenteilen, die, mit kaltem Wasser übergossen, eine halbe Stunde lang unter wiederholtem Umrühren im Wasserbad erhitzt und warm ausgepreßt werden. Die Flüssigkeit wird dann durch Mull geseiht."

Zu den schwer aufschließbaren Pflanzenteilen gehören auch die lederartigen Blätter der Bärentraube. Hier nimmt man 1 Eßlöffel der Blätter, gießt 2 volle Tassen Wasser hinzu und siedet so lange, bis die Wassermenge auf die Hälfte, also bis zu einer Tasse Flüssigkeit, eingekocht ist.

Jetzt erst ist die volle Wirksamkeit des vortrefflichen Tees zu erwarten.

Baldriantee wird 12 Stunden lang vor dem Gebrauch mit kaltem Wasser angesetzt. Er wird aber auch nach Art der Aufgüsse hergestellt. —

Das Pulver: Die völlig trockenen Pflanzenteile stößt man in einem Mörser

oder in einer Reibeschale zu Pulver und bewahrt dies in sauberen Glasgefäßen auf (z. B. Gewürze).

Der frische Pflanzensaft (Succus) wird hergestellt durch Zerkleinern der Pflanzen und Auspressen des Breies.

Die medizinischen Arzneisäfte sind Pflanzenauszüge in verschiedener Herstellung, die mit Zucker aufgekocht, zum Süßen der Medikamente usw. gebraucht werden.

Tinktur, die sogenannten Tropfen (z. B. Baldriantropfen) sind Auszüge getrockneter Pflanzenteile mit Spiritus verschiedener Stärke, mit Wein (z. B. Rhabarberwein), Essig oder ätherhaltigem Weingeist (z. B. ätherische Baldriantropfen).

Ölige Pflanzenauszüge (Medizinische Öle) werden hergestellt, indem man den Kräutern mittels des Öles in der Wärme die wirksamen Bestandteile entzieht. (Bilsenkrautöl, Kamillenöl usw.).

Augentrostwein.

Auf 1 Liter noch süßen Apfel- oder Weinmostes legt man je eine Handvoll Kraut und läßt den Wein gären. Danach wird das Kraut entfernt, der Wein filtriert und auf Flaschen gezogen.

Rosmarinwein.

Auf je ein Liter besten Weißweins (Rhein- oder Moselwein) legt man eine Handvoll Rosmarinblätter, stellt das gut zugedeckte Gefäß 24 Stunden lang an einen dunklen Ort, filtriert den Wein und zieht ihn auf Flaschen.

Andere Weine wie zum Beispiel Wermutwein werden wie Tinkturen hergestellt; an Stelle von Weingeist aber nimmt man Cherry.

Die übrigen Zubereitungsformen, soweit sie für eigene Herstellung in Frage kommen, sind in den Text jeweils eingefügt.

Anknüpfend an uralte Erfahrungen der Volksmedizin ist die moderne Pflanzenheilkunde auf wissenschaftlich biologischer Grundlage zu der Erkenntnis gelangt, daß die gesamten Inhalsstoffe der frischen, unveränderten Pflanzen und Pflanzenteile eine überlegene Wirkung zeigen gegenüber einzelnen isolierten Bestandteilen. Die oft als belanglos angesehenen Begleitstoffe, auch Ballaststoffe genannt, spielen eine sehr wesentliche Rolle. Um den vollen Arzneiwert der meisten Heilpflanzen zu erfassen, ist es daher zweckmäßig, sie in ihrem ursprünglichen frischen und unveränderten Zustand anzuwenden.

Schon Hahnemann schrieb für die homöopathische Heilweise zur Bereitung der Urtinktur meistens die Verwendung frischer Pflanzen und Pflanzenteile vor.

Die moderne Kräuterheilkunde ist neuerdings zu einem Verfahren gelangt, die frischen Pflanzen mit ihren ursprünglichen Inhaltsstoffen in eine sehr beständige Arzneiform zu überführen, indem lediglich der Wassergehalt der Pflanzen durch Milchzucker ersetzt wird.

Quellenverzeichnis

Acta Paracelsica 1930-32

Albertus Magnus (Deckname!) bewährte und approbierte sympathetische und natürliche egyptische Geheimnisse für Mensch und Vieh. Braband 1839.

Alpenburg, Johann Nep. Ritter von. Deutsche Alpensagen, Wien 1861. Mythen und Sagen Tirols, Zürich 1857.

Arber, Agnes. Herbals, their origin and evolution. Cambridge 1912.

Aschner, Bernhard. Paracelsus sämtliche Werke nach der 10 bändigen Huserschen Gesamtausgabe zum 1. Mal in Neuzeitliches Deutsch übersetzt. Jena 1926.

Becker, J. Handbuch der Ernährung der gärtnerischen Kulturpflanzen, Berlin 1933.

Berendes, J. Das Apothekerwesen, seine Entstehung, Geschichte und Entwicklung. Stuttgart 1907.

Bibliothek Dr. Mesmer, Burg Lauenstein, Pflanzen- und Rezeptbücher des 16. Jahrhunderts.

Bock, Hieronymus (Tragus). New Kreutter Buch, Straßburg 1539, 1546, 1551, 1565, 1572.

Bohn, Wolfgang. Die Heilwerte der heimischen Pflanzen. Leipzig 1918.

Brant, Sebastian. Das Narrenschiff, Faksimile der Erstausgabe von 1494.

Brauchle, A. Handbuch der Naturheilkunde, Leipzig 1933.

Bratranek, F. Th. Beiträge zu einer Ästhetik der Pflanzenwelt. Leipzig 1853.

Brunfels, Otho. Contrafayt Kreuterbuch nach rechter vollkommener art. Straßburg 1532; 1539-40; 1534.

Carrichter, Barth. von Reckingen. Kreutterbuch 1577. Horn des heyls. Straßburg 1577; 1595.

Dähnhardt, Oskar. Natursagen. Eine Sammlung naturdeutender Sagen, Märchen, Fabeln und Legenden. Leipzig-Berlin 1907. Naturgeschichtliche Volksmärchen aus nah und fern. Leipzig 1898.

Deutsches Arzneibuch, Berlin 1933.

Dinand, A. P. Handbuch der Heilpflanzenkunde, München 1926. Taschenbuch der Heilpflanzen. Eßlingen u. München 1933.

Dioskurides, Des Pedanios aus Anazarbos. Arzneimittellehre in 5 Büchern. Übersetzt u. mit Erläuterungen versehen v. J. Berendes. Stuttg. 1902.

Dragendorff, G. Die Heilpflanzen. Dorpat 1898.

Ebermaier, Joh. Christ. Von den Standorten der Pflanzen. Für Ärzte und Apotheker. 1802.

Eckstein, F. u. Flamm, S. Die Kneipp-Kräuterkur. Bad Wörishofen 1933.
Elsholtz, Joh. Sigismund. Vom Gartenbaw. Cölln an der Spree 1666. Arznei- Garten- und Tischbuch. 1690.
Fischart, Johannes. Podagramisch Trostbüchlein. Straßburg 1623.
Fischer, Hermann. Mittelälterliche Pflanzenkunde. München 1929.
Fischer-Benzon, R. v. Altdeutsche Gartenflora. Kiel 1894.
Friedreich, J. B. Die Symbolik u. Mythologie der Natur. Würzburg 1859.
Flamm-Kroeber, S. und L. Die Heilkraft der Pflanzen, ihre Wirkung und Anwendung. Stuttgart-Leipzig 1935.
Fuchs, Leonhard. New Kreuterbuch. Basel und Tübingen 1543; Basel 1545; 1552.
Garcke, August. Illustrierte Flora von Deutschland. Berlin 1895.
Gestriegelte Rockenphilosophie oder aufrichtige Untersuchung derer von vielen superklugen Weibern hochgehaltenen Aberglauben. Chemnitz 1759.
Geßner, O. Die Gift- und Arzneipflanzen von Mitteleuropa. Heidelbg. 1931.
Grimm, Brüder. Deutsche Mythologie. Göttingen 1854. Altdeutsche Wälder. Frankfurt 1815; Kassel 1813.
Grön, Frederik. Altnordische Heilkunde. Kristania 1908 (Janus).
Gymnasium, Detmold. Programme 1851-72.
Haeser, H. Lehrbuch der Geschichte der Medizin. Jena 1875-82.
Hahnemann, Samuel. Organon der rationellen Heilkunde. Dresden 1810. Organon der Heilkunst, herausgegeben v. Arthur Lutze. Koethen 1865.
Handtmann, E. Was auf märkischer Heide sprießt, märkische Pflanzenlegenden. Berlin 1890.
Hätzlerin, Clara. Liederbuch. Augspurg 1471, herausgeg. v. Carl Haltaus. Quedlinburg-Leipzig 1840.
Heckscher, Kurt. Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises. Hamburg 1925.
Hegi, G. Illustrierte Flora von Mitteleuropa. München 1908-31.
Hoops, Joh. Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum. Straßburg 1905. Reallexikon der germanischen Altertumskunde. Straßburg 1911-19.
Hoffmann-Krayer. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Berlin-Leipzig 1927.
Hortus Sanitatis. Peter Schöffer. Mainz 1485.
Hovorka, O. v. und Kronfeld, A. Vergleichende Volksmedizin. Stuttgart 1908-09.
Kneipp, Sebastian. Das große Kneippbuch, herausgegeben von Bonifaz Keile. Kempten und München 1909. Gesammelte Schriften: Volksgesundheitslehre. Meine Wasserkur. Mein Testament für Gesunde und Kranke. Öffentliche Vorträge. Allerhand Nützliches. Kempten 1898. Kneipp-Blätter, Monatsschrift, Jahrgang 1933-34 und 1936.
Kroeber, Ludwig. Das Neuzeitliche Kräuterbuch. Stuttg.-Leipzig 1935.
Künzle, Joh. Chrut und Uchrut. Feldkirch 1933. Blütenlese aus »Salvia«, Monatshefte für giftfreie Kräuterheilkunde, Teil 1, 2 und 3; Feldkirch 1934.
Lakhovsky, Georges. Das Geheimnis des Lebens, kosmische Wellen und vitale Schwingungen. München 1932.
Lendsiedel, Schnurr von. Kunst- Hauss- und Wunderbuch. Frankfurt 1690.
Liger, Louis. Der historische Blumengärtner. Wegen seiner Fürtrefflichkeit ins Teutsche übersetzt. Leipzig 1716.
Lustgarten der Gesundheit. Mainz 1536.
Lustgarten und Pflantzungen mit wundersamer Zierd ... bei Christian Egenolph. Straßburg 1530.
Lippert, Franz. Heilpflanzenanbau. Sonderdruck aus den Weleda Nachrichten. 1932.
Madaus, G. Taschenbuch f. d. Biologische Praxis. Radebeul-Dresden. 1933
Maerlants, Jacob van. Naturen Bloeme. Herausgegeben von Eelco Verwys, Groningen 1878.
Mannhardt, Wilhelm. Wald- und Feldkulte. Berlin 1904-05.
Marzell, Heinrich. Neues illustriertes Kräuterbuch. Reutlingen 1921. Unsere Heilpflanzen, ihre Geschichte und ihre Stellung in der Volkskunde. Freiburg 1922. Die heimische Pflanzenwelt in Volksbrauch und Volksglauben. Leipzig 1922. Pflanzen im deutschen Volksleben. Jena 1925. Alte Heilkräuter. Jena 1926. Arzt und Volk in Gegenwart und Vergangenheit. Geschichte der Medizin. Alte deutsche Kräuterbücher. Hippokrates. 7. Jahrgang 1936.
Matthiolus, Pet. Andr. Commentarii in Dioscoridem. Venedig 1554. New Kreuterbuch, Prag 1563. Compendium de Plantis, Venedig 1571. Kreutterbuch, Frankfurt 1590. Basel 1678 (Bernhard Verzascha).
Megenberg, Konrad von. Das Buch der Natur. Herausgeg. von Pfeiffer. Stuttgart 1861.
Meyer, E. Pflanzliche Therapie. Leipzig 1935.
Meyer, Th. Arzneipflanzenkultur und Kräuterhandel. Berlin 1934.
Michaelis, A. Pflanzenheilkunde. Halle 1929.
Montanus (v. Zuccalmaglio) die deutschen Volksfeste, Volksbräuche und deutscher Volksglaube in Sagen, Märlein und Volksliedern. Iserlohn.

Murr, J. Die Pflanzenwelt in d. griechischen Mythologie. Innsbruck 1890.
Neuburger, Max. Die Lehre von der Heilkraft der Natur im Wandel der Zeiten. Stuttgart 1926.
Neuburger, M. und Pagel, J. Handbuch der Geschichte der Medizin. Jena 1902-05.
Nork, F. Sitten und Gebräuche der Deutschen und ihrer Nachbarvölker. Stuttgart 1849.
Ohrt, F. Herba, gratia plena. Die Legenden der älteren Segenssprüche, Helsinki 1929.
Ovid, Verwandlungen, nach Publius Ovidius Naso von Joh. Heinr. Voß, Berlin 1798.
Pancovius, Tomas. Herbarium. Berlin 1654. Coelln an der Spree 1673.
Paracelsus sämtliche Werke nach der 10 bändigen Huserschen Gesamtausgabe zum ersten Mal in neuzeitliches Deutsch übersetzt von Bernhard Aschner. Jena 1926.
Paracelsus sämtliche Werke, herausgegeben von Karl Sudhoff. München-Berlin 1930.
Peters, Hermann. Aus pharmazeutischer Vorzeit in Bild und Wort. Berlin 1899.
Perger, A. von. Deutsche Pflanzensagen. Stuttgart und Öhringen 1864.
Petrarcha, Franciscus. Von der Artzney. 1532.
Pieper, Richard. Volksbotanik. Unsere Pflanzen im Volksgebrauch, in Geschichte und Sage. Gumbinnen 1897.
Plinius Naturgeschichte übersetzt und erläutert von Ph. H. Külb. Stuttgart 1854.
Poppe, Johann. Kräuterbuch. Leipzig 1625.
Rhagori, Daniel. Plantz garr. Bern 1639.
Rohde, E. S. The old English Herbals. London 1922.
Rosenplurh, Hans. Gereimte Sprüche und Schwänke. Cod. germ. 714. München, saec. XV. Handschrift.
Schelenz, Hermann. Geschichte der Pharmazie. Berlin 1904.
Schlegel, Emil. Religion der Arznei, das ist Herr Gotts Apotheke. Radebeul-Dresden 1933.
Schreiber, W. L. Die Kräuterbücher des 15. und 16. Jahrhunderts. München 1925.
Schulz, Hugo. Vorlesungen über Wirkung und Anwendung der deutschen Arzneipflanzen. Greifswald 1929.
Schwabe, Willmar. Leitfaden der Heilpflanzen-Therapie. Wissenschaftlich-

literarische Abteilung, Leipzig 1936.
Schwartz, W. Indogermanischer Volksglaube. Berlin 1885.
Söhns, Franz. Unsere Pflanzen in der Mythologie und im Volksglauben. Leipzig-Berlin 1920.
Spamer, Adolf. Die deutsche Volkskunde. Leipzig-Berlin 1934.
Spelter, P. Die Pflanzenwelt im Glauben und Leben unserer Vorfahren. Hamburg 1900.
Starck, Adolf Taylor. Der Alraun. Ph. D. Baltimore 1917.
Stauffer, Karl. Klinische, homöopathische Arzneimittellehre. Regensburg 1926.
Stempell, Walter. Die unsichtbare Strahlung der Lebewesen. Jena 1932.
Tabernaemontanus, Jacob, Theod. Neu und vollkommen Kräuterbuch. Frankfurt 1613. Basel 1687, 1702 und 1720.
Treichel, A. Armerill, Bibernell und andere Pestpflanzen. Hoch-Paleschken 1887.
Tschirch, A. Handbuch der Pharmakognosie. Leipzig 1909-1917 u. 2. Aufl. Leipzig 1933.
Tubeuf, Frh. von. Monographie der Mistel. München 1923.
Valentini, Mich. Bernh. Viridarium Reformatum. Frankfurt 1719.
Vintler, Hans. Die Pluemen der Tugent; herausg. von Ignaz v. Zingerle, Innsbruck 1874.
Wenzel, W. Deutsche Heil- und Wildpflanzen. Stuttgart 1933.
Wickram, Georg. Werke herausgegeben von Joh. Bolte u. Willy Scheel. Tübingen 1901-05.
Wlislocki, Heinrich v. Volksglaube und religiöser Brauch der Zigeuner. Münster 1891.
Wuttke, Adolf. Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Berlin 1869.

Die drei Bilder aus A. Tschirch „Handbuch der Pharmakognosie" wurden uns vom Verlag Bernhard Tauchnitz, Hamburg, und das Bild aus O. v. Hovorka und Kronfeld „Vergleichende Volksmedizin" vom Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart, freundlichst zur Verfügung gestellt.

Verzeichnis der lateinischen Pflanzennamen

⊙ - *einjährig* ⊙⊙ - *zweijährig* ♃ - *mehrjährig* ♄ - *holzartig*

Achillea millefolium ♃ 69
Schafgarbe

Aconitum napellus ♃ 71
Blauer Eisenhut

Acorus calamus ♃ 73
Echter Kalmus

Alchemilla vulgaris ♃ 76
Frauenmantel

Allium cepa ♃ 247
Echte Zwiebel

Allium sativum ♃ 252
Knoblauch

Allium schoenoprasum ♃ 256
Schnittlauch

Anagallis arvensis ⊙ 78
Gauchheil

Anemone hepatica ♃ 79
Leberblümchen

Anemone pulsatilla ♃ 80
Küchenschelle

Anethum graveolens ⊙ 257
Dill

Archangelica officinalis ♃ 81
Engelwurz

Arctostaphylus uva ursi ♄ 84
Bärentraube

Arnica montana ♃ 85
Bergwohlverleih

Artemisia abrotanum ♃ 201
Eberraute

Artemisia absinthium ♃ 89
Wermut

Artemisia dracunculus ♃ 259
Estragon

Artemisia vulgaris ♃ 202
Beifuß

Aspidium filix mas ♃ 205
Wurmfarn

Atropa belladonna ♃ 92
Tollkirsche

Borago officinalis ⊙ 259
Boretsch

Bryonia dioeca ♃ 211
Zaunrübe

Carlina acaulis ♃ 94
Eberwurz

Carum carvi ⊙⊙ 281
Kümmel

Chelidonium maius ♃ 213
Schöllkraut

Cichorium intybus ♃ 96
Wegwarte

Cicuta virosa ♃ 217
Wasserschierling

Cochlearia armoracia ♃ 261
Meerrettich

Colchicum autumnale ♃ 101
Herbstzeitlose

Conium maculatum ⊙⊙ 215
Gefleckter Schierling

Convallaria maialis ♃ 103
Maiglöckchen

Coriandrum sativum ⊙ 281
Koriander

Dictamnus alba ♃ 104
Äschwurz, Diptam

Digitalis purpurea ⊙⊙ 107
Fingerhut

Equisetum arvense ♃ 109
Schachtelhalm

Erythraea centaurium ⊙ ⊙⊙ 113
Tausendgüldenkraut

Euphrasia officinalis ⊙ 114
Augentrost

Foeniculum vulgare ⊙⊙ 282
Fenchel

Galium verum ♃ 120
Labkraut

Gentiana lutea ♃ 117
Gelber Enzian

Geranium Robertianum ⊙ 111
Storchschnabel

Glechoma hederacea ♃ 122
Gundermann

Helleborus niger ♃ 124
Nieswurz

Hyoscyamus niger ⊙⊙ 218
Bilsenkraut

Hypericum perforatum ♃ 130
Johanniskraut

Hyssopus officinalis ♄ 284
Ysop

Lappa officinalis ⊙⊙ 220
Klette

Lavandula ♃ 285
Lavendel

Levisticum officinale ♃ 264
Liebstöckel

Lilium candidum ♃ 136
Weiße Lilie

Mandragora officinarum ♃ 223
Alraun

Matricaria chamomilla ☽ 139
Kamille

Melissa officinalis ♃ 143
Melisse

Mentha aquatica ♃ 145
Wasserminze

Mentha crispa ♃ 145
Krauseminze

Mentha piperita ♃ 145
Pfefferminze

Nasturtium officinale ♃ 266
Brunnenkresse

Ocimum basilicum ⊙ 268
Basilienkraut

Ononis spinosa ♃ 148
Hauhechel

Origanum majorane ⊙ 272
Majoran

Origanum vulgare ⊙ 230
Brauner Dost

Papaver somniferum ⊙ 150
Schlafmohn

Papaver rhoeas ⊙ 150
Klatschmohn

Petroselinum sativum ⊙⊙ ♃ 274
Petersilie

Pimpinella anisum ⊙ 287
Anis

Pimpinella magna ♃ 153
Bibernell

Pimpinella saxifraga ♃ 153
Bibernell

Plantago lanceolata ♃ 157
Spitzwegerich

Potentilla anserina ♃ 161
Gänsefingerkraut

Potentilla tormentilla ♃ 162
Blutwurz

Primula officinalis ♃ 164
Himmelsschlüssel

Rosmarinus officinalis ♄ 288
Rosmarin

Ruta graveolens ♃ 232
Weinraute

Sanguisorba officinalis ♃ 156
Wiesenknopf

Salvia officinalis ♄ 236
Salbei

Satureia hortensis ⊙ 276
Bohnenkraut

Sempervivum tectorum ♃ 167
Hauswurz

Sinapis alba ⊙ 293
Senf

Taraxacum officinale ♃ 169
Löwenzahn

Thymus serpyllum ♃ 242
Quendel

Thymus vulgaris ♃ 277
Gartenthymian

Tussilago farfara ♃ 171
Huflattich

Urtica dioeca ♃ 175
Brennessel

Valeriana officinalis ♃ 181
Baldrian

Veratrum album ♃ 124
Nieswurz

Verbascum phlomoides ⊙⊙ 185
Königskerze

Veronica officinalis ♃ 189
Ehrenpreis

Viscum album ♄ 192
Mistel

Verzeichnis der deutschen Pflanzennamen

Adlerfarn 209
Alraun 223
Anemone 79 80
Angelika 81
Anis 287
Anserine 161
Arnika 85
Äschenwurz 104
Augentrost 114
Augenwurzel 184
Baldrian 181
Bärentraube 84
Basilienkraut 268
Beifuß 202
Belladonna 92
Bergwohlverleih 85
Bibernelle 153
Bilsenkraut 218
Blutwurz 162
Bohnenkraut 276
Boretsch 259
Brennessel 175
Brunnenkresse 266
Christrose 124
Christwurz 124
Dill 257
Diptam 104
Dost 230
Eberraute 201
Eberwurz 94
Ehrenpreis 189
Eichenmistel 192
Eisenhut 71
Engelwurz 81
Enzian, gelber 117
Erdgalle 114
Estragon 259
Farnkraut 205
Feldkümmel 281
Feldmohn 152
Feldquendel 242
Feldthymian 242
Fenchel 282
Fingerhut, roter 107
Fingerkraut 161
Gänsefingerkraut 161
Frauenmantel 76
Fünffingerkraut 161
Gänserich 161
Gauchheil 78
Germer 129
Gundelrebe 122
Gundermann 122
Gurkenkraut 259
Hartenau 131
Hartheu 130
Hauhechel 148
Hauswurz 167
Herbstzeitlose 101
Herzfreude 259
Himmelbrand 185
Himmelschlüssel 164
Huflattich 171
Hundskamille 142
Johannisblut 130
Johanniskraut 130
Kalmus 73
Kamille 139
Karwendelkraut 242
Klatschmohn 152
Klette 220
Knoblauch 252
Königskerze 185
Körscheswurzel 211
Koriander 281
Kraftwurz 89
Kresse 266
Küchenschelle 80
Kuhschelle 80
Kümmel 281
Kundlkraut 242
Labkraut 120
Lavendel 285
Leberblümchen 79
Liebstöckel 264
Lilie, weiße 136
Löwenzahn 169
Maiblume 103
Maiglöckchen 103
Majoran 272
Mantelkraut 76
Meerrettich 261
Melisse 143
Minze 145
Mistel 192
Mohn 150
Nessel 175
Nieswurz 124
Petersilie 274
Pfefferkraut 276
Pfefferminze 145
Quendel 242
Raute 232
Rosmarin 288
Ruprechtskraut 111
Salbei 236
Schachtelhalm 109
Schafgarbe 69
Schlafäpfel 224
Schlafmohn 150
Schierling 215
Schlüsselblume 164
Schneerose 124
Schnittlauch 256
Schöllkraut 213
Senf 293
Spitzwegerich 157
Stabwurz 201
Storchschnabel 111
Sturmhut 71
Tausendgüldenkraut 113
Thymian 277
Tormentill 162
Tollkirsche 92
Vorwitzerchen 79
Wasserminze 147
Wasserschierling 217
Wegerich 157
Wegwarte 96
Weiberkrieg 149
Weinraute 232
Wermut 89
Wetterblume 78
Wetterdistel 96
Wiesenknopf 156
Wohlgemut 130
Wohlverleih 85
Wollblume 188
Wollkraut 187
Wurmfarn 205
Ysop 284
Zaunrübe 211
Zeitlose 101
Zichorie 96
Zinnkraut 109
Zitronenkraut 201
Zwiebel 247

Verzeichnis der häufigsten Krankheiten

Es wird gebeten, nach dem Aufschlagen der angegebenen Seiten stets den ganzen Text zu lesen, um die verschiedenen Urteile über die jeweilige Pflanze zu überprüfen.

Alterserscheinungen 70 100 166 171 179 196 249 256 276 291
Angstgefühl 141 144 184 283 291
Appetitlosigkeit 69 91 119 124 147 249 276 291
Arterienverkalkung 70 88 100 166 171 179 196 249 256 276 291
Asthma 156 158 173
Atem, übelriechender 114 147 156 249 281
Atembeschwerden 156 160 173 191 235
Augen, schwache 116 141 235 283 285
Augenleiden 112 116 141 235 283 285
Ausschlag 111 113 134 164 169 191 292
Auswurffördernde Mittel 70 148 162 175 244
Bäder 75 83 111 113 142 191 210 244 271 294
Bandwurm 96 106 210
Blähungen, Kolik 70 75 114 119 142 144 147 155 249 281 283
Blasen im Munde 111 122 142 164
Blasenerkrankungen, eitrige 85 110 141
Blasenkatarrh 110 141
Blasenreinigung 85 100 110 141 149 156 166 171 180 191 222 291
Blasenschwäche 110 188
Bleichsucht 75 114 119
Blutandrang zum Kopf 75 114 119 141 147 156 166 171 184 196 235 294
Blutarmut 72 91 114 119 171
Blutdruckregelung 166 171 196 294 255 267
Bluterguß 88
Blutreinigungsmittel 75 91 100 149 156 160 171 180 191 222 255 292
Blutverbesserung 70 75 83 91 100 114 119 134 156 160 166 171 180 191 222 255 267
Blutwallungen 75 88 114 136 166 171 180 196 235 255 294
Brandwunden 133 139
Brechreiz 119 169 281
Bronchialkatarrh 83 156 160 173 202 244 278
Brustbeklemmung 156 160 176 179 191 278 283
Brustbeschwerden 83 124 156 160 166 173 180 191 202 278
Brustverschleimung 83 156 160 173 191 250
Darmkatarrh 73 91 114 119 147 155 281
Darmleiden 73 114 119 147 171
Drüsenanregend 70 75 83 88 119 134 156 166 171 174 180 240 250
Durchfall 70 114 119 164 171 188 191 281
Eingenommenheit des Kopfes 75 321

91 114 117 141 144 156
166 171 235 283
Einreibungsmittel 133 138 140
144 148 152 169 210 219
287 292 294
Entkräftung 83 89 114 119
160
Entzündungen 88 142 147 164
250
Erkältung, fieberhafte 83 114 240
katarrhalische 88 156
160 166 173 179 191 202
240 244 250 278
rheumatische 112 119
141 210 219 222 236 294
Erregungen 144 166 184 240
283
Erschöpfungszustände 83 89
159 166 184 196 256
Erweichende Mittel 138 140
169 250
Fieber 73 83 114 119 173 250
Fließschnupfen 117 124 140 187
Frostbeulen 263
Frühlingskur 75 134 156 166
171 180 191 255
Furunkel 191 222
Fußleiden 88 111 138 159 169
173 205 210 244
Fußverstauchung 88 112 134
169 244 250
Gallenleiden 75 91 100 136
147 240
Gehör, geschwächtes 141 188
210 234
Gehörkanal verschleimt 124 141
188 232
Gelbsucht 100 114 135 171
179 191 215 240
Gemütsleiden 144 184 283
Geschwüre 73 111 134 138
141 164 169 179 191 292
Gicht 119 133 141 166 171
180 210 213 215 219 222
241 255 263
Gliederschmerzen 112 138 141
166 170 210 219 222 241 255
263 291 294
Griesleiden 100 110 156 171
180 191
Gurgelmittel 88 155 240
Haarpflege 143 180 187 222
Halsschmerzen 88 142 156 164
232 240 250
Halsleiden 88 142 240
Harnbeschwerden 85 99 110
141 156 171 180 188 249 266
Harntreibende Mittel 69 83 85
99 110 141 149 156 171 181
249 266 276 291
Heiserkeit 88 142 155 174 240
250 278
Herzklopfen, nervöses 75 143 156
162 184 188 235 256 266
Herzleiden 70 108 143 156 162
166 179 184 188 196 256
260 266
Hexenschuß 112 134 210 219
250 255 294
Husten 80 124 155 160 173 179
188 202 234 244 278
Ischias 112 181 210 292
Kehlkopfkatarrh 88 141 156
173 191 204 234 278
Keuchhusten 160 173 202 240
244 278
Kolik 114 119 135 141 144
162 164 184 283
Kopfschmerzen 114 117 119 141
158 167 171 184 196 210
234 240 250
Krampfadern 138 210
Krampfstillende Mittel 70 141
144 147 162 184 281 283
Kräuterkissen 83 141 205 210
241 278
Kreislaufstörungen 70 75 88
100 119 136 156 167 180
196 251 256 266 291

Leberleiden 96 100 114 135 156
171 215 240 291
Leibschmerzen 70 91 114 119
135 141 144 147 191 194
281 283
Magen, verdorbener 83 88 91
97 114 119 147 155 169
Magenbeschwerden 83 88 91
114 117 119 147 155 169
249 281 283 291
Magenerkältung 91 96 100 114
119 147 155 202 240 266
281 283 291
Magenkatarrh 114 147 155 169
281 283 291
Magenreinigung 88 91 99
114 169 179 281 291
Magenschmerzen 88 91 96 100
112 114 117 119 147 155
169 249 281 291
Magenschwäche 83 91 114 117
119 147 169 240 266 291
Magenstärkung 91 114 119 147
202 240 266 281 291
Magenverstimmung, nervöse 88
91 114 119 147 155 169
202 281 283 291
Milzleiden 100 156 171 191
Mundfäule 124 164 191
Mundgeschwüre 164 240
Muskelschmerzen 88 112 134
138 141 169 210 219 236 263
Nachtschweiß 240 285
Nasenbluten 164
Nervenleiden 88 136 142 144
184 240 283 292
Nervenschwäche 83 88 136 144
184 191 196 283 292
Nervosität 88 136 141 144 184
196 240
Nierengries 100 111 114 122
156 171 181 191
Nierenleiden 100 111 114 122
156 171 191 196
Nierenschmerzen 100 111 114
122 156 171 191
Nierensteine 100 110 114 156
171
Ohnmacht 119
Ohrenleiden 124 141 188 234
Ohrenschmerzen 141 188 210
234
Quetschungen 87 168 244 249
Rheumatismus 100 138 141 147
167 171 180 191 210 213 219
222 236 241 263 292 294
Rückenschmerzen 70 135 141
156 210 219 241 250 263
Schlaflosigkeit 88 91 144 184
283
Schlaganfall 166 171 180 196
Schnupfen 117 141 156 188
Schönheitsmittel 70 222 239
263 292
Schwächezustände 83 88 114
119 160 196
Schweißtreibende Mittel 83 101
144 179 234
Schwerhörigkeit 141 188 210
234
Schwindel, nervöser 88 119 136
144 160 167 171 180 184 194
235 256 268
Steinleiden 110 149 156 171
179
Stockschnupfen 141 188
Stoffwechselstörungen 70 100
119 136 156 167 171 180
250 255 266 291
Übelkeit 91 119 169
Verbrennungen 133 138
Verdauungsbeschwerden 70 114
119 249 281 283
Verletzungen 88 133 160 169
Verstauchungen 88 138 244 249
Wassersucht 100 111 141 149
156 171 196 213 249 266
275 291
323

Wassertreibend 85 99 110 141 149 156 171 181 249 266 276 291
Wundbehandlung 88 110 135 160
Wurmmittel 96 106 210
Zahnschmerzen 142 164 210 240 294

Zur Beachtung!

Diese Kräutermittel sollen in keiner Weise einen Ersatz für ärztlichen Rat und Hilfe bieten. Es wird darauf hingewiesen, bei jeder Krankheit unbedingt sofort einen Arzt in Anspruch zu nehmen und nicht auf eigene Faust zu kurieren. Das Verpassen des richtigen Zeitpunktes ärztlichen Eingreifens kann zu den schwersten Schädigungen führen.